Der Münzthurm.

Historischer Roman in zwei Abtheilungen

von

Georg Hiltl.

I. Abtheilung.

Das Erzbild des Kurfürsten.

Erster Band.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1871.

Das

Erzbild des Kurfürsten.

Historischer Roman

von

Georg Hiltl.

Erster Band.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1871.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Zwei Baumeister.

Ein schöner Herbsttag des Jahres 1700 hatte die kurfürstliche Residenz Berlin mit seinem milden Glanze und durch eine für die vorgerückte Jahreszeit ungewöhnliche Wärme erfreut. Aus den Thoren strömte die Menge der Spaziergänger, die Plätze waren belebt von Heimkehrenden, und in den Boutiquen, welche sich an der Freiheit hinter der Wasserkunst hinzogen, herrschte selbst zur Nachmittagszeit noch ein sehr buntes, reges Leben.

Wer von dem neuen Stadttheile „der Dorotheenstadt" über die Hundebrücke auf das kurfürstliche Schloß zuging, der hatte schon in weiter Ferne, von dem bereits sechsfachen Baumgange aus — die „Linden der Kurfürstin" genannt — einen wunderbaren, in seiner Art imposanten Anblick. Die großen und mächtigen Gebäude des kurfürstlichen Schlosses lagen, vom röthlichen Lichte der sinkenden Sonne beschienen, weit sich ausdehnend vor den Blicken des Beschauers. Diese Masse von Baulichkeiten war zwar nur stellenweis übereinstimmend. Hie und da ragten Giebel, Thürme und Dächer verschiedener Art hervor, allein der gewaltige Steinkoloß machte dennoch einen achtunggebietenden Eindruck. Was aber augenblicklich noch größeres Staunen erregte und dem Bilde einen erhöhten Reiz verlieh, das waren die riesigen Stangen und Leitern, die Bretter und Galerien, die Winden und Krahne, die hohen Balken und Ver-

bandstücke — welche sich miteinander zu einem Baugerüste verflochten, dessen einzelne Theile niemand zu entwirren oder zu zählen vermochte.

Dieses mächtige Gerüst begann schon an der Seite des Schlosses, welche nach der Spree hinaus der Burgstraße gegenüber lag, und setzte sich mit seinen vielfachen Verbindungen, die großen Netzen gleich in die Lüfte starrten, längs des ganzen Schloßflügels fort, der seine Front gegen den Lustgarten kehrte. Es war in der That ein imposanter Anblick, die Massen von luftigen Gestengen, welche hier und dort hell von der Sonne erleuchtet, rothglühenden Eisenbalken glichen — während an andern Orten wirre dunkle Schlagschatten über die Bretterlagen und Mauern fielen, zu deren Höhe sie hinaufstrebten.

Zwischen all diesen luftigen Gängen und Windungen stiegen und kletterten viele Menschen umher, deren Gestalten so hoch oben recht winzig und unbedeutend aussahen, die sich aber alle regten und tummelten. Dazu hörte man den einförmigen Gesang, jene signalartigen Töne, mit welchen die Zimmerleute und Maurer ihre Arbeiten und das Heranholen der Materialien zu begleiten pflegen — auch schwebten in der Abendluft, von der Gewalt der Winden emporgezogen, kolossale Balken zum obersten Rande des Gemäuers auf.

Es waren die Arbeiten des Schloßbaues, der seit dem vergangenen Jahre auf Befehl Kurfürst Friedrichs III mit großer Energie unter der Meisterhand des berühmten Andreas Schlüter fortgeführt wurde und dessen Endziel war: alle diese verschiedenen hohen und niederen Gebäude, die neuen und älteren — alle die Baustyle, welche den verschiedensten Zeitaltern entstammten, Räume, die den entgegengesetztesten Zwecken dienten, zu Einem großen, imponirenden Ganzen umzuschaffen. Diese Riesenarbeit war dem

genialen Schlüter durch Rescript des Kurfürsten übertragen. Der Baumeister hatte sich an das gewaltige Werk gemacht — die Mauern des Neubaues stiegen bereits hoch in die Lüfte.

Von den Thürmen Berlins summte die fünfte Abendstunde. Mit dem letzten Schlage begannen in den Schloßhöfen die Glocken zu läuten, welche den Arbeitern das Ende des heutigen Tagwerkes ankündigten. Es entstand ein Gewimmel und Lärmen in den Gerüsten. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen die kleinen Bewohner hin und herlaufen, so ging es auch droben auf und an dem Schloßbaue zu. Man sah die Werkleute eilig hinabklettern, in den Höfen liefen sie zusammen. Hier ward an einer Stelle der Tagelohn ausgezahlt, am anderen Orte labten sich einige Gruppen durch schnell bereitgehaltene Speisen, und an dem Brunnen im Eishofe oder „Hofe der Herzogin" reinigten sich die Stutzer der Gesellenschaft von dem Staube der Arbeit. Eine halbe Stunde später strömten Massen der Arbeiter zum Portale hinaus, welches auf den Ballhausweg zur Hundebrücke führte, während andere singend durch das breite, auf den Schloßplatz sich öffnende Thor zogen.

Als die letzten dieser Scharen den hinteren Schloßhof verließen, schritt, von dem Flügel des Schlosses kommend, der auf die Spree blickte und das alte Schloß des Caspar Theiß genannt ward, ein sehr reich gekleideter Mann durch den Thorbogen des Quergebäudes in den Hof. Die Gestalt dieses Mannes war ebenso elegant, wie seine halb militärische Kleidung. Er war über Mittelgröße, hatte schöngeformte Hände und Füße, ein sehr feines Profil, eine schlanke und doch kräftige Taille. Das Oberkleid war aus kornblauem Sammet in militärischem Schnitte gefertigt, wie ihn die Uniform der Grands Mousquetaires zeigte. Auf dem mit schönster französischer Perrücke gezierten Haupte saß ziemlich keck der runde, mit Plümage

gezierte Filzhut, von welchem eine kostbare Straußenfeder nickte. Die Beine steckten in weiten schwarzsammtenen Beinkleidern und wegen der vorgerückten Jahreszeit oder vielleicht, weil er einen Ritt gemacht hatte, trug der Herr Lederkamaschen von auserlesener Arbeit. Ein Officierdegen mit prächtig vergoldetem Stichblatte hing in dem reichgestickten Wehrgehänge, und die linke Hand, welche der rehfarbne Handschuh bedeckte, hielt den — der Rechten, wahrscheinlich um von deren Fingern die kostbaren Edelsteine vor Jedermann recht auffällig blitzen zu lassen. Das Antlitz des Mannes, obgleich es schön genannt werden mußte, zeigte doch einen so hervorragenden Zug von Hochmuth und Geringschätzung gegenüber den Personen und Dingen, welche dem Herrn nahetraten, es spiegelten sich so viel Eitelkeit und Selbstgefälligkeit in diesen feinen Linien und Zügen ab, daß deren Schönheit wesentlich dadurch beeinträchtigt wurde. Hinter dem also Geschilderten gingen zwei Diener in reicher Livrée.

Der Herr war im Gespräche mit einem starken Manne begriffen, dessen gebräuntes Antlitz und knochige Hände den Handwerksmeister verriethen, wenngleich die zwar bürgerliche, aber sehr feine Kleidung auf eine besonders bevorzugte Stellung deuten mochte. Der Elegante blieb im Gespräche fast inmitten des Schloßhofes stehen.

„Wie gesagt, mon ami,“ fuhr er mit schneidender Stimme fort, „die Anstalten zum Ausbau des Oranienburger Schlosses werden gemacht. Ich kann es jetzt sagen, nachdem ich vierzehn Tage dort an Ort und Stelle zugebracht. Herrliches Terrain! Großartige Lage — man kann einige extrachosen daselbst anbringen — habe bereits vielerlei projets entworfen — werden gute Arbeit dadurch erhalten, Monsieur Braun.“

Der Mann verneigte sich kurz. „Herr Hauptmann waren also

deshalb so lange von uns entfernt," sagte er, „hm — ich dachte mir wohl, daß ein kurfürstlicher Befehl Sie fortgerufen — hm — hm."

Der Hofmaurermeister Braun blinzelte bei diesen letzten Worten recht auffällig.

„Eh donc!" sagte der Elegante lächelnd. „Was soll Ihr hm — hm?"

„Ich meine, daß Sie nicht allzu lange mit dem Hofarchitektentitel vorlieb nehmen werden, Herr von Eosander — sondern daß vielmehr bald ein zweiter kurfürstlicher Schloßbaudirector entstehen dürfte."

Eosander scharrte mit der Spitze seines Fußes in dem Staube des Hofes und blickte zur Erde. „Könnte sich wohl ereignen, mon ami," sagte er, „aber — aber — Seine Durchlaucht haben noch zu große Ansichten von dem Genie des Herrn Schlüter — oh — ich bin weit entfernt, die Mériten jenes Herrn verkleinern zu wollen — gewiß — gewiß sind solche vorhanden."

„Herr Schlüter ist ein ganz trefflicher Architekt — auch seine Verdienste als Bildhauer sind nicht gering," sagte Braun. „Aber ich sehnte mich wirklich nach Ruhe."

„Ruhe?"

„Ja — es ist also zu verstehen: Herr Schlüter ist eigensinnig und beharret fest auf seiner einmal gefaßten Meinung — es ist ja nicht zu läugnen, daß seine Ideen groß und kühn sind — aber macht man denn mit der Idee alles allein? bedarf es nicht der Praxis — des alten ehrwürdigen Gewerbfleißes — der regelrechten Kunst dazu? Zum Henker, wenn ich, der Hofmaurermeister, mich immer und immer wieder unterordnen soll — das halte einer aus auf die Dauer."

Eosander faßte den Arm des Meisters. „Mon ami," sagte er,

„es geht vielen so. Schlüter will im Reiche des Geschmackes allein herrschen. Er drängt alles in den Hintergrund. Dieser Mann hat Glück gehabt bis jetzt. Seht Euch um: was ihm aufgetragen ward, ist gelungen — seht jene Gerüste — jene Balken — dieser ganze Plan, den kein anderer anzugreifen gewagt hätte — er begann ihn schnell genug. Daneben die Zeughausarbeiten — die Sculpturen — das Modell und der Guß der Statue des großen Kurfürsten — ach, Monsieur Schlüter ist ein Universalgenie — à propos — wie weit ist es denn mit besagter Statue? als ich abreiste, wollte man von Hindernissen wissen — man sprach von Streitigkeiten zwischen dem Gießer und Schlüter? He?"

„Es scheint, alles sei beigelegt," sagte Braun, „Jakobi der Gießer ist wohl ein wenig ängstlich. Je nun, zur Statua allein sollen zweihundert und fünfzig Centner Erz verwendet werden — ein solcher Guß ist kein Kinderspiel."

„Alles beigelegt," murmelte Eosander, vor sich hin. „Zweihundert und fünfzig Centner Erz! hm, mon dieu — da kann bei dem Gusse allerlei passiren."

„Kann — ja —" meinte Braun, „aber Schlüter und Jakobi sind sehr vorsichtig."

„Er bleibt in der Höhe," knirschte Eosander, einige Schritte vorwärts gehend. „Er schwebt über uns, Monsieur Braun," lachte er höhnisch, „ha, sehen Sie nicht? so hoch steht er dort — so hoch über unsern Köpfen."

Er deutete nach oben. Braun schaute empor. An den Rand des Gerüstes gelehnt, stand ein Mann und blickte in die Tiefe. Seine rechte Hand hielt einen Maaßstab — sein Haar flatterte im Abendwinde.

„Es ist Schlüter," sagte der Maurermeister, „er überblickt seine Arbeiten."

Eosanders Augen schossen Blitze des Hasses, als er den berühmten Gegner seiner kleinlichen Bestrebungen langsam auf dem luftigen Gerüste dahin schreiten sah. Schlüters edle Gestalt schien zu schweben — es war, als trage den kühnen Baumeister der brausende Wind langsam über die noch halb chaotischen Werke, über durcheinander gewürfeltes Gestein, durch Gebälk und Leitern — die Strahlen der Sonne umsäumten das Haupt mit einem wunderbaren Glanze, der allmählich erlosch, bis die ganze Gestalt nur wie ein dunkler Schatten sich gegen den Himmel absetzte und endlich zwischen den Balken verschwindend hinabstieg in die Tiefe.

Eosander athmete tief. „Er mag seinen Weg gehen," sagte er fast leichtfertig, „die Zukunft wird lehren, welcher von allen die stolzesten Bauten aufführt — eh donc," rief er, sich zu Braun wendend. „Ich bin wahrhaftig nachdenklich geworden und habe eine ganz curieuse Sache vergessen. Ist der neue Polier, der Italiener, bei Euch angelangt?"

„Ganz wie Sie wünschten, Herr Hauptmann. Gleich nach Ihrer Abreise — vor dreizehn Tagen etwa — stellte sich Gregorio bei mir ein. Ich habe ihn bereits bei dem Meister Grünberg empfohlen, und er hat unter diesem Beschäftigung bei dem Zeughausbau gefunden. Ein seltsamer Mensch."

Eosander blickte den Meister fragend an. „Wie meint Ihr das — seltsam?"

„Je nun," erwiderte Braun ein wenig verlegen, „Gregorio zeigt ein scheues Wesen."

„Vielleicht ein Rest seiner Abstammung. Die Italiener haben zuweilen etwas Scheues — fast Wildes."

„Möglich, aber Gregorio scheint mir kein rechter Italiener zu sein. Wohl hört man seiner Aussprache hie und da ein wenig von dem Wälschen an — allein er pfleget im ganzen doch ein gutes und pures Deutsch zu reden."

„Er soll lange Zeit schon in Deutschland gelebt und gearbeitet haben."

„Sie kennen ihn noch nicht, Herr Hauptmann?"

„Nein. Kurz vor meiner Abreise nach Oranienburg bat mich die kaiserliche Sängerin Katharina d'Alikan, den Gregorio anzustellen."

„Hm — sonderbar," hauchte Braun, „eine Sängerin verwendet sich für den Maurer Gregorio."

„Es ist erklärlich. Da mich des Kurfürsten Durchlaucht mit den Arrangements für Dero Theater und Opera, so im Gebäude des Marstalles und bei den Festlichkeiten in den Schlössern stattfinden, beehret haben — komme ich natürlich mit den Sängern in nähere Berührung. Die d'Alikan wendete sich an mich."

„Vielleicht eine Verwandte Gregorios?"

„Vielleicht."

„Der Italiener ist in meinem Hause untergebracht."

„Ah, das ist vortrefflich."

„Ich kann ihn daher genau beobachten."

„Und gewahren Sie etwas Besonderes an ihm?"

„N — un," sagte Braun zögernd. „Seltsames — Seltsames."

„Lassen Sie hören."

„Einmal pflegt der Polier stets zu bestimmter Stunde fortzugehen. Ich weiß, daß er niemanden hier in Berlin kennt — er ist nirgends zu sehen gewesen — wohin geht er? — Zweitens sieht man oftmals lange und spät in die Nacht hinein das Fenster seines

Wohnzimmers erleuchtet — man könnte sagen: er arbeite, aber als ich neulich, um mich zu überzeugen, spät abends an die Thür pochte, ward nicht geöffnet — des Italieners Zimmer war leer, und doch hatte er meiner Tochter gesagt: er müsse heut noch lange arbeiten, — bevor er sich zur Ruhe legen könne."

Eosander lächelte vor sich hin. „Weiter?" fragte er.

„Endlich hat mein Sohn gar Wunderliches beobachtet. Zur Zeit des Vollmondes ist der Italiener zwei Nächte hintereinander hoch oben auf das Dach des Hauses geklettert — er hat, wie es ganz ohne allen Zweifel feststeht, diese absonderliche Wanderung durch das Fenster angetreten, ist die schmale Galerie entlang gegangen und muß dann — es ist nicht anders denkbar — an den Reifen der Wasserröhre, so vom Dache niederführt, hinaufgeklettert sein. Nachdem mein Sohn diese seltsame Erlustigung des Gregorio mit einigem Entsetzen angeschauet, hat er gesehen, wie der Italiener am Dache hinabzuklimmen begonnen — und als mein Sohn davon geeilet, um Zeugen herbeizurufen, ist bei seiner Rückkehr Gregorio schon wieder im Zimmer gewesen."

„Das ist curieuse," sagte Eosander, „und habt Ihr den Mann nicht befragt?"

„Wir thaten es wohl, aber er läugnete hartnäckig, von diesem nächtlichen Treiben das Geringste zu wissen."

„Ich werde den Menschen kennen lernen. Hat er keine Zeugnisse? Papiere? Ich muß mit der d'Alikan reden."

„Er hat Atteste von den Bauhütten zu Straßburg, Wien und Köln. Auch ist er ein Wissender."

„Ein Wissender?"

„Sie sind noch nicht zünftig, Herr Hauptmann," antwortete Braun lächelnd. „Sonst würden Sie wissen, daß unter den Gesellen

und Poliren, den Meistern der kleinen Arbeit, jene Verbindungen bestehen, die —"

„Ah — ich weiß, die Bauhütten oder Baulogen — in der That also kein Märchen?"

„Nichts weniger als das. Die Gesellen halten streng auf diesen Brauch und diese Wissenschaft."

„Mort de ma vie — solche Verbindungen müßten aufgehoben werden. Das gibt Anlaß zu Meuterei, zu Auflehnung — das macht die Leute stark gegen ihre Vorgesetzten. Man dürfte in Berlin mindestens das nicht dulden."

Braun zuckte die Achseln. „Eine so alte Verbindung löst sich nicht allzu schnell. Die Sache hat auch manches Gute. Geheimnisse der Pläne des Bauherrn werden gewahrt, die Hilfe aller kommt dem einzelnen zu gut — in den Zusammenkünften wird wohl auch das Verdienst gewürdigt."

„So — so," rief Eosander empfindlich. „Ah — da wird Monsieur Schlüter wohl sehr gefeiert in diesen secreten Réunions."

„Es ist wohl glaublich — denn Schlütern laufen die Schüler von allen Seiten zu — hoch und niedrig."

„Ich höre so — ja — ja."

„Selbst junge Edelleute sollen sich um die Gunst bemühen, seine Schüler werden zu dürfen — der —"

„Laissez cela," fiel Eosander zornig ein, „jene Bauhütten sind vielleicht Herrn Schlüters Schlupfwinkel — wo — wo — ich frage eben nur aus curiosité — wo ist denn der Ort, das Rendez-vous solcher Alliirten?"

Braun schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht sagen. Die Gesellen halten ihre Hütten sehr geheim. Erst wenn eine Verbindung

einige Zeit bei einander gewesen ist, kann man den Ort erfahren. Sie wehren jedem andern den Zutritt."

„Und Gregorio ist ein Wissender?"

„Ja, die Gesellen sagen, er kenne die Zeichen — die Worte und Gebräuche und habe den Paß der Hütten von Straßburg — Wien und Köln."

„Seht doch," brach Eosander plötzlich das Gespräch ab. „Es ist totalement finster geworden. Die Schloßleute zünden die Laternen an — lebt wohl, Meister, und tröstet Euch ob des Eigensinnes des Herrn Schlüter. Duckt den Nacken ganz artig — denn der Director wird wie ein Fels im Meere stehen — es müßte denn einmal — so plötzlich — hm — Ihr versteht mich."

Eosander machte die Pantomine des Zusammenstürzens eines Gebäudes. „Aber das ist bei Herrn Schlüter nicht zu fürchten. Bonne nuit, mein lieber Meister. Nächstens werde ich mir den räthselhaften Gregorio ansehen — ha! ha! ha! — und ein Zusammensturz könnte den König des Geschmackes stürzen, das wäre das einzige, denn solch ein Malheur," setzte er mit schneidender Stimme hinzu, „ist sehr bedenklich — sehr fatal. Sie kennen das, Monsieur Braun — gute Ruh."

Er entfernte sich schnell in der Richtung nach dem Lustgarten. Zornig stieß Braun mit seinem Rohrstocke den Boden. „Verdammt! Dieser Glücksritter spielte auf mein Unglück an," murmelte er, „wahrhaftig, wäre der Schlüter nicht so herrisch in seinem Willen, ich ordnete mich ihm gerne unter — zehnmal lieber unter einem Genie — als unter solch einem — einem hergelaufenen," er schluckte die letzten Worte hinunter. „Aber 's geht nicht anders! Der Hauptmann ist bei Hofe angesehen — alles findet ihn herrlich — seine Protectores, die Kurfürstin an der Spitze — der Graf Kolbe von

Wartenberg — hm — er wird steigen, zuverlässig. Ein Zusammensturz, meinte er.“ Braun blieb sinnend unter dem Portale stehen. Ein Zittern befiel ihn — die Erinnerung schüttelte ihn wie ein Fieberfrost. „Schrecklich, wenn das einen Baumeister trifft — ich gönnte es dem Feinde nicht. Herr Gott! Herr Gott! ich habe es einmal empfunden, wie das krachende Gewölbe bei seinem Einsturze das Herz des Meisters zugleich zermalmt.“ Er ging hastig über den Schloßplatz und in die breite Straße. An der Ecke von „Heyses Gäßlein“ angelangt, trat er in ein stattliches Haus.

Der heftige, eigensinnige Meister Braun suchte still und in sich gekehrt sein Zimmer. Die Erinnerung, welche Eosander wach gerufen, peinigte ihn. Kaum zwei Jahre waren vergangen, seitdem das Gewölbe der Parochialkirche, welches Braun erbaut hatte, eingestürzt war.

* * *

Der Hauptmann und Hofarchitekt Eosander von Goethe — er hatte den letzten Namen sich nach seiner Landesabstammung beigelegt, weil er als ein Schwede sich Gothus oder Gothe nannte — schritt mit festem Gange, recht zuversichtlich umherblickend durch den Theil des Lustgartens am Schlosse, welcher zur Zeit unserer Erzählung noch von Stallgebäuden, Wagen und Waschhäusern und einem großen, gegen Norden zu gelegenen Ballhause, besetzt war — alles Dinge, die dem kurfürstlichen Palaste nicht als Zierden in der Umgebung dienten. Schon bei dem Marstallgebäude verabschiedete Eosander seine Diener.

„Ich komme später heim,“ sagte er, „Ihr meldet der gnädigen Frau, daß ich den Thee im Arbeitskabinet nehmen werde.“

Nachdem sich beide Diener in der Richtung des Ballhauses

entfernt hatten, setzte Herr Eosander seinen Weg fort. Dem warmen Tage folgte ein kühler Abend. Obgleich der Mond nicht am Himmel stand, war die Dunkelheit doch nicht so stark, daß der Hauptmann nicht alles hätte bemerken können, was vor und um ihn her lag, stand oder sich bewegte. Er kam deshalb ohne weiteres Ungemach über die vielen aufgehäuften Bausteine, Werkstücke und Balken hinweg, welche in der Nähe des Schlosses sich befanden.

„Verdammt," brummte er einige Male, wenn sein feiner Fuß gegen eine Kante stieß. „Es ist doch jedesmal ein wahrer coup de poignard für mich, wenn ich an einen Gegenstand rühre, den dieser Schlüter da oder dorthin legen ließ — es kommt mir immer vor — au! — schon wieder ein Stein — es kommt mir immer vor, als hätte er selbst das kleinste Hinderniß gerade für mich in den Weg geworfen." Er senkte das Haupt und schritt bedächtiger weiter. „Wie könnte man sich ganz emporschwingen? Dieses Berlin ist ein prächtiger Ort für carrière machen — dieser Kurfürst ein Mann für Unternehmungen — alles steigt — alles hebt sich hier ringsum, und wie wird es werden, wenn da oben auf dem Schlosse die Königskrone blinkt — dann geht es reißend schnell vorwärts, und bin ich nicht auf dem besten Wege? aber er, er — der Gefeierte — der Mann, dem alles glückt — ach, nur ein kleines malheur, und alles wäre dahin."

Unter solchen Selbstgesprächen war Herr Eosander bis an die Ecke des Schlosses gekommen, welche an die „Freiheit hinter der Wasserkunst" stieß. Hier blieb er einen Augenblick stehen und sah auf das große Schloßgebäude zurück — auf die mächtigen Gerüste des Neubaues, welche dunkel und gespenstisch in den Nachthimmel hineinragten.

„Es ist ein riesiges Werk," knirschte er. „Wird er es durch-

führen? er wird es — er ist reich an Gedanken — sein Wille ist fest — und was wird hier durch ihn noch alles entstehen? — das dort wird schwinden — jenes sich erheben — diese Stelle wird neugestaltet sein."

Er wies mechanisch mit der Hand auf den schlanken hohen Thurm, welcher in der Fluchtlinie der Westfronte des Schlosses nur wenige Schritte von dem Eckfenster entfernt lag. Der Thurm trug eine Haube in Form einer umgekehrten, achtseitigen Tulpe — eine Galerie lief oben rings um den höchsten Stock. Vier Fenster, mit Bogen geschlossen, befanden sich unter dieser Galerie. Ein vierseitiger, ziemlich plumper Unterbau trug den eigentlichen, drei Stockwerk hohen Thurm, dessen Seiten nicht so breit als die des Unterbaues, in jedem Stocke zwei Bogenfenster zeigten.

„Das unschöne Ding wird dem Herrn Schlüter Gelegenheit geben, seinem Ruhmeskranze ein neues Blatt einzusetzen," sagte Eosander vor sich hin. „Der Thurm wird dem neuen Prachtbau nicht im Wege stehen bleiben."

Ein dumpfes Dröhnen schallte aus dem Thurme durch die Stille. Es waren anfangs gewichtige Schläge, denen sogleich helles Klingen folgte, als ob edles Metall gegen Eisen schlage. Von röthlichem Feuer bestrahlt glühten die Fenster.

„Sie schlagen heut Geld — sie arbeiten im Münzthume," lachte Eosander. „Ja — ja — ich setze meinen Kopf zum Pfande, die Hälfte davon ist für Herrn Schlüters Projecte — ah — mein Freund Graf Kolbe von Wartenberg, es wird Zeit, daß Sie Ihre Freundschaft für mich beweisen — eh donc — was ist dort?"

Eosander blickte auf eine Gestalt, welche zwischen dem Schlosse und dem Münzthurme stand — die Fenster, die Lage des Thurmes

aufmerksam betrachtete und zuweilen hin und her schritt, als zähle sie die Maße auf dem Erdboden ab.

„Was mag der dort wollen," murmelte der Hauptmann — ein voleur vielleicht? „Er drückte sich, in dem tiefsten Schatten des Thurmes bleibend, näher — er befand sich so kaum zehn Schritt von dem nächtlichen Beobachter entfernt. Plötzlich ward ein Fenster des Münzthurmes geöffnet, der Strahl eines Lichtes fiel auf den Raum zwischen Thurm und Schloß und erhellte die Stelle. — „Ah — es ist Schlüter," flüsterte Eosander. „Was thut er hier in dem Dunkel? — gewiß schon eine geheime Vorarbeit zur neuen — prächtigen Anlage —"

„Es ist so, hol mich der —," sagte eine rauhe Stimme, welche aus dem geöffneten Fenster zu kommen schien. „Ich halte Euch jetzt das Licht, Meister Gerritsen, genau an die Stelle hin — da — seht Ihr? die Schläge wirken aufs Gestein — der Mörtel bröckelt ab — es ist Zeit, daß wir mit dem Werke hier hinaus kommen, sonst fällt die Geschichte trotz aller Verbesserungen ein."

„Wahrhaftig — es ist Kalk ausgefallen," sagte eine andere Stimme, und dann ward das Fenster geschlossen.

„Es wird ein Prachtbau hier entstehen — ich wünschte es," sagte Eosander leise. „Deshalb ist Schlüter schon auf der Lauer — wie der Geier umkreist er seine Beute. Schnelles Handeln wäre das Beste — wohlan — beginnen wir mit dem Präsent für die Gräfin von Wartenberg. Saveni muß sich eilen — mein Feldzug beginnt."

Er wendete sich nach rechts und verschwand hinter den Boutiquen, welche sich bis zum Ballhause erstreckten. — — —

Der Mann — Andreas Schlüter — stand noch immer zwischen Thurm und Schloß. Jetzt legte er einen langen Maßstock auf die Erde und prüfte dann aufmerksam die Höhe des unteren Ge-

schosses. Dann schlich er näher zum Thurme — er lehnte sich mit ganzer Kraft an das Gemäuer — wiederum krachten innen die Stöße und Schläge des Prägewerkes und dumpf rauschte das Wasser, welches die Räder der Maschine in Bewegung setzte. Der Thurm zitterte unter der Gewalt dieser Stöße — dem Körper Schlüters theilte sich diese Bewegung mit — auch er vibrirte leise.

„Es ist, wie ich gedacht," sagte er. „Das Gemäuer ist nicht haltbar auf die Dauer. Der ganze Thurm müßte fort — wenn der Kurfürst nur nicht den Gedanken hegt, dieses Bauwerk erhalten zu wollen — ganz fort — ganz fort muß es. Ein neuer schlanker Bau erhebe sich — auf den man mit Lust aus den Fenstern des Schlosses — meines neuerbauten Schlosses schauen kann — aber ich fürchte — ich fürchte — eine seltsame Ahnung sagt mir: Kurfürst Friedrich wird den Thurm erhalten wollen, ein Denkmal aus seiner Ahnenzeit — mußte ich ihn nicht schon ändern für die Münze? — Ich fürchte," er lachte plötzlich hell und trotzig auf, „fürchten? ich fürchten? — Andreas Schlüter hat schon schwerere Dinge zu Ende geführt — seine Hand wirft die Zeichnung so fest auf das Pergament, als sein Befehl die Bogen, die Pfeiler und Wände mächtiger Bauten aufführt — so fest als diese Hand aus dem todten Gestein Gestalten meißelt — fürchten?"

Er ging langsam die Freiheit hinab. „Ja — ja Andreas — gestehe es Dir ein," fuhr er zu sich selber sprechend fort," Du hattest Furcht — bei nächtlicher Zeit hast Du den gefährlichen Thurm besichtigt — geprüft — Du fürchtest, daß man Dich am Werke sehen und dann dessen Ausführung Dir befehlen könnte — Du möchtest es vollenden, und doch stößt Dich die Sorge um das Gelingen zurück — Feigling, der Du bist — die Gestalt des größten Menschen seiner Zeit, das Standbild des Geistesriesen, Friedrich Wilhelms

ehernes Bild willst Du der Nachwelt überliefern, und ein armselig Mauerwerk jagte Dir Furcht ein? — pfui Andreas — es ist gut, daß niemand Dein Antlitz jetzt erschaut, er müßte die Schamröthe bemerken, welche in Deine Wangen steigt."

Er lüftete den Hut und ließ den Nachtwind um seine Schläfe spielen. „Mit Gott und guter Kraft," rief er schneller ausschreitend. „Dort wieder — dort soll er stehen," jubelte er in die Domgasse tretend und über den Schloßplatz hinweg nach der langen Brücke schauend. „Auf jener Brücke, welche ich mit Bildwerken meiner Hand schmückte — wird der gewaltige Reiter aus Erz sich erheben und schauen nach dem Schlosse, dem ich ein neu und prächtig Gewand anlegen will — hier drinnen glüht es —" fuhr er fort, auf seine Stirn deutend. „Gestalten — mächtige Häuser und Paläste — Denkmale und köstliche Zier — das alles schwebt vor meinen geistigen Augen, steigt empor — funkelt und strahlt — oh — wenn die Last der herrlichen Arbeit mich nicht erdrückt, dann soll diese Stadt an hundert Stellen Werke des Andreas aufweisen — dann braucht es nicht elender Schreiber und bezahlter Lohnmaler, wie sie des Eosander Schwiegervater, der Buchhändler Merian, in Sold zu nehmen pflegt — um meinen Ruhm auszubringen — nein — gefällt es Gott und meinem Fürsten — dann werden die Werke Andreas Schlüters für ihn sprechen — seinen Namen ausrufen in alle Winde und zeugen für ihn bei den kommenden Geschlechtern."

Gregorio.

Da, wo heutzutage sich eine Menge prachtvoller, zum schönsten Ganzen vereinigter Bauwerke, große Zierden der Stadt Berlin sich erheben, führte um das Jahr 1700 noch eine hölzerne, sehr einfache Brücke bei den Mühlen vorüber. Diese Brücke, die Arche genannt, lief zwischen unansehnlichen Häusern hin und vermittelte den Uebergang von dem Stadttheile Köln zum Friedrichswerder. Diese Insel war bereits ziemlich stark bebaut. Stolz erhob sich der schöne Bau des ehemaligen Danckelmannschen Hauses — die Werdersche Kirche war ihrer Vollendung nahe, die Jägerstraße, die Wallstraße u. s. w. waren entstanden. Gegen Norden zu blieben jedoch noch einzelne kleinere und größere Gebäude stehen, deren Aeußeres sowohl im Styl als auch in Bezug auf Sauberkeit ein hohes Alter verriethen.

Eines der größten jener Gebäude lag fast dicht am Rande der Spree, welche hier seit 1698 mit einer Schalung und gemauertem Absatz versehen worden war. Es war schon im 16. Jahrhundert verschiedenen Hofbedienten als Wohnung überlassen worden, stand jetzt aber fast einsam, denn die wenigen alten Leute, denen man hier ein Plätzchen eingeräumt hatte, ließen sich selten genug blicken. Das Haus war daher ein traurig dreinschauender, grauer Steinklumpen und schien einem Grabmale ähnlich, nur an einer Stelle verrieth sich das innen wohnende Leben, denn aus der niedrigen Esse stieg häufig dicker, schwarzer Rauch, der durch seine häßliche Färbung dem düstern Gebäude einen noch unwirthlicheren Anblick verlieh und gar nicht den behaglichen Eindruck hervorbrachte, den so häufig, namentlich im Winter, der lustig aufsteigende Dampf erzeugt. Vielmehr war diese Rauchwolke fast immer Gegenstand einer mißliebigen

Betrachtung der Bewohner des Friedrichwerders, ja selbst der Spreeschiffer, welche an der Uferschalung, von der zu solchem Behufe große Eisenringe herabhingen, ihre Kähne festlegten. Besonders große Aufmerksamkeit widmeten die Leute der Esse des alten Hauses, wenn diese des Nachts dampfte, weil dann nicht allein der Qualm ungewöhnlich stark und in den Gassen und auf dem Flusse stark zu empfinden war — sondern weil auch oftmals die Funken massenweise aus dem Schornstein wirbelten, eine Zeitlang mit dem Rauch gen Himmel stiegen — dann vom Winde über den Werder und die Spree getrieben wurden und bis nach dem Lustgarten hin tanzten — ja zuweilen leckte eine ganz seltsam gefärbte Flamme aus dem Schornstein, so daß einst schon der Wächter Feuer blasen wollte. Die Bewohner waren nicht ohne Sorge, daß diese Feuerwerke einmal ihren Dächern zu nahe kommen dürften, und in dem großen Gebäude, in der Niederlage, wollte man bestimmt wissen, daß die Funken an Wollenballen verschiedene Löcher eingebrannt hätten.

Die Einwohner hatten deshalb auch eine gehorsamste Petition an Seine Kurfürstliche Durchlaucht eingereicht, mit der Relation über besagte Vorgänge, waren aber abschläglich beschieden worden, weil sie um Verlegung des Feuerherdes baten. Die erfahrnen älteren Leute hatten das vorausgesehen, denn um kurz zu sein: der Veranlasser dieses Feuers und Dampfes war der kurfürstliche Hofbediente, Franziscus Saveni, ein Tiroler von Geburt. Ueber diesen Mann gingen allerlei Gerüchte umher. Es war ihm eine Werkstatt und eine Wohnung in dem alten Hause eingeräumt. Er trieb das Handwerk eines Goldschmiedes, faßte Edelsteine für den Hof und manchen Goldarbeiter Berlins, schmiedete Ketten und Berloques aus Gold — dies sollte aber nur des Mannes Aushängeschild sein, von dem jeder wissen wollte, daß er zur Schar der

Adepten und Goldmacher gehöre, welche damals an den meisten Höfen ihre Anstellung fanden und gewissermaßen wie Hofzwerge, lustige Räthe und Hofpoeten zum guten Tone gehörten, — einen Bestandtheil des Hofes ausmachten.

Das Fieber der Goldmacherei war eine allgemein verbreitete Krankheit — der Stein der Weisen ward emsig gesucht und Saveni erfreute sich großer Protection — daß sein Handwerk ein mystisches war, ging schon daraus hervor, weil als sein Hauptschützer der kurfürstliche Hofrath Dippel galt, ein Mann, der sich nur mit geheimen Wissenschaften abgab, — eine seltne Bibliothek und großes Vermögen besaß. Aber auch der Graf Kolbe von Wartenberg gab sich den Studien der Alchymie hin und besuchte Saveni oft zur Abendstunde. Den eifrigsten Schüler sollte aber Saveni an dem neuen Hofarchitekten Herrn Eosander haben, der für einen der größten Verehrer geheimer Künste galt.

Zu jener späten Stunde, als Eosander die Gegend des Münzthurmes verlassen hatte, wirbelten Rauch und Funken eben wieder recht lustig aus der Esse des stillen Hauses.

„Da arbeitet der Saveni wieder mit dem Gottseibeiuns," sagte ein ältlicher Mann zu seinem Begleiter, indem beide ihre Schritte zum Bernauer Bierhaus richteten, das bei der Niederlage oder dem Packhofe stand.

„Was wollt Ihr, Gevatter?" sagte der andere. „Es ist immer so gewesen. Das alte Steingerümpel heißt nun einmal: das Alchymisten-Laboratorium — und da hat denn keiner sich weiter drum zu kümmern."

„Tolle Welt! Es müßte doch anders sein."

„Ja — Gevatter, wenn der noch mitspräche, der dort haushielt — dann wär's anders."

Er deutete bei diesen Worten auf das finster dastehende Gebäude, welches dem gestürzten und gefangenen Danckelmann gehört hatte.

„Seit Danckelmanns Ungnade geht es ein wenig drunter und drüber — na — die Wartenbergs werden auch ihre Zeit halten — sie sollen —“

„St!“ machte der andere. „Leise — wer kommt da?“

Ein Mann kam hastigen Schrittes von der Schleusenarche und richtete seinen Lauf gegen die Spree — er mußte dicht an den beiden vorüber.

„Es ist der Hofarchitekt Eosander — der schwedische Hauptmann,“ flüsterte der eine. „Hui — seht nur, wie er's eilig hat, da — ha — jetzt biegt er um die Ecke — seht Ihr? ich ahnte so was — da ist er hinein.“

Die beiden Bürger lauschten an der Ecke und vermochten deutlich zu sehen, wie Eosander unter dem großen Thorbogen des Alchymistenhauses verschwand, nach welcher Wahrnehmung sie kopfschüttelnd ihren Weg zum Bierhaus antraten.

Eosander hatte den Klopfer einigemale gerührt. Endlich ward geöffnet. Der mächtig große, hochgewölbte Flur des Hauses lief mitten durch das ganze Gebäude. Seine Hinterthür führte zum Spreeufer. Der Boden war mit Feldsteinen gepflastert — rechts und links liefen Treppen in das Innere — von der Decke des Gewölbes hing ein ausgestopftes Krokodil in Ketten nieder. Die Person, welche geöffnet hatte, war eine kleine, runzelige alte Frau. Sie nickte stumm dem Hauptmann zu und schritt ihm voran — die Treppe linker Hand hinaufsteigend. Eosander schien in dem Gebäude wohlbekannt, denn das schwache Licht in der Hand der Alten ließ den größten Theil des Ganges im Dunkeln — und nur ein mit

des Hauses Räumen Wohlbekannter vermochte sich zurecht zu finden.

Nach einiger Zeit blieb die Alte vor der niedrigen Thür eines Seitengemaches stehen und pochte an, worauf die Thür geöffnet ward. Ein Mann in einfacher Hauskleidung öffnete. Er war lang und hager — sein spitzes, von schwarzem Haar umwalltes Gesicht, dessen Kinn ein langer Bart umgab, zeigte eine gelbliche Farbe — unter den buschigen Brauen funkelten ein paar sehr kluge Augen.

„Ich wartete schon über eine halbe Stunde," sagte der Mann. „Fast glaubte ich, der Herr Hauptmann würden nicht kommen."

„Oh — ich habe mich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht ein wenig verplaudert," sagte Eosander, Hut und Handschuh ablegend. „Saveni, ich komme, — um zu mahnen."

Saveni hatte Licht angezündet. Dieses Licht erhellte den niederen Raum eines Bibliothekzimmers, dessen Möbel aus dem sechszehnten Jahrhundert stammten. Die Bücher waren stark von dem Wurme und der Feuchtigkeit mitgenommen — und der Ort litt sicherlich von beiden Feinden einer angenehmen Häuslichkeit — dies hatte jedoch den Meister Saveni nicht gehindert, hier im Zimmer inmitten der Bücher seine Lagerstätte in einem Alkoven aufzuschlagen. Von der Bibliothek führte eine Thür in das sehr geräumige Laboratorium, dessen Fenster auf die Spree und den gegenüberliegenden Theil des Schlosses und Lustgartens, der Freiheit u. s. w. blickten, und welches Saveni mit seinem Gaste betrat. Ringsumher an den Wänden standen allerlei Geräthschaften und Werkzeuge zu chemischen und Goldschmiedearbeiten. Obwohl das große Gemach recht unheimlich aussah, gewährten die schön und sauber gehaltenen Geräthe doch einen freundlichen Anblick. Saveni schien weit

mehr dem Handwerke des Goldschmiedes, als der Kunst des Alchymisten zu huldigen.

Nur in dem weit vorspringenden Ofen glühte ein mächtiger Brand, dessen Wirkungen nach oben bei den Bewohnern des Werders jene Mißstimmung hervorrief, welche sich sogar in Bittschriften um Savenis Verbannung Luft machte. Dieser in Form eines Achtecks erbaute Gieß- und Temperirofen, sprang so weit in den großen Raum hinein, daß er einen Theil desselben fast in zwei Hälften schied. Die dem Eingange gegenüberliegende Hälfte war durch eine Wandlampe und durch zwei andre auf dem Werktische stehende Spiegellampen erhellt, während die zweite Hälfte in tiefer Finsterniß blieb, so daß man nur die Fenster unterscheiden konnte.

„Herr Hauptmann," sagte Saveni, „ich kann mir denken, weshalb Sie mich mahnen wollen — allein beim besten Willen war es mir nicht möglich, Ihrem Wunsche eher nachzukommen. Einmal bin ich sehr beschäftigt. Seine Durchlaucht bestellten drei Ringe für —" er hielt ein.

„Für? für?" sagte Eosander.

„Es ist ein Geheimniß — aber Sie mögen es wissen — für Wien. Die große Frage schwebt noch immer — es geht viel dahin — sehr viel."

„Kostbare Dinge?"

„Sehr kostbare. Jene drei Ringe sind köstlich gewesen. Sie bestanden aus zwei sich ineinanderringelnden Schlangen. Jede dieser Schlangen hielt einen köstlichen Diamanten im Rachen — die Schlangen waren mit kleinen Schuppen bedeckt — jede Schuppe trug einen Diamantsplitter — das Ganze war von schönster — graziösester Zeichnung — eine Angabe des Herrn Schlüter."

Eosander fuhr unwillig zusammen. „Auch hier — er ist überall," sagte er.

„Gewiß. Seiner Arbeiten sind unzählige, möchte ich sagen — er gibt Zeichnungen für Goldschmiede, Eisenarbeiter, Drechsler und Sandsteinbildhauer, während er selbst an den größten Werken modelt."

Eosander pfiff eine leichte Melodie, eine gute Art, sein Mißbehagen auszudrücken. „Nun, und jene Ringe sind sogleich für Wien bestimmt worden?" sagte er.

Saveni zögerte wieder. „Ich darf es wohl sagen: nur zwei. Sie sollten mit dem Courier an Herrn von Bartholdi gesendet werden — ich höre, daß einer als Präsent für den Grafen Lamberg bestimmt sein — der andere aber in den Besitz der Pfalzgräfin von Neuburg gelangen soll."

„Und der dritte? was geschieht mit diesem?"

Saveni lächelte verschmitzt. „Ich darf es nicht sagen."

„Monsieur Saveni," sagte Eosander mit scharfer Betonung. „Sie wissen, was Graf Kolbe von Wartenberg — mein Freund, Ihnen kund that — Sie haben uns, wie alle Leute, welchen wir die Ehre einer Alliance mit uns erweisen — genaue Rapporte abzustatten — sonst — Sie wissen auch wohl — diese Stellung als Chemiker und Laborant ist nicht für ewig."

Saveni neigte sich betroffen. „Ich nehme auch keinen Anstand, Ihnen zu sagen, wer den dritten Ring an sich kaufte, um so weniger, als ja doch die Sache öffentlich bekannt werden müßte, wenn der Besitzer des Ringes die Kostbarkeit trägt. Der Herr Kraut hat den dritten Ring bestellt."

„Ah — Kraut? und für wen?"

Saveni schaute um sich und sagte dann mit leiser Stimme: „Für die Sängerin d'Alikan.“

„Mon dieu — ist es möglich? der Geldmann? Kraut hat eine liaison? Ha! ha! ha! Was wird da seine Gattin für Wehrufe ertönen lassen? was wird der Schwager Monsieur Ilgen sagen — der dicke Herr von Besser wird sich freuen. Ja, ja, wir werden bald hier klein Versailles haben — Fouquet en miniature! ah das ist charmant.“

„Ich bitte mich nicht zu compromittiren,“ sagte Saveni.

„Ohne Sorge — o — Kraut ist ja als Verehrer des schönen Geschlechtes und guter Weine bekannt — bei seinem enormen Vermögen kann er solche Liebhabereien wohl durchführen. Aber auf anderes zu kommen: mein Schmuck also — —“

„Würde heut schon fertig sein, hätten Sie mir nicht aufgetragen, etwas ganz Absonderliches zu schaffen. Vergebens mühte ich mich ab, die seltensten Dinge zu finden. Nur durch einen Zufall ist es mir gelungen, ganz etwas Köstliches zu erhalten. Edelsteine — nun ja — ich geb' es zu: sie sind hoch im Werthe, allein wer zahlen will, kann sie gewinnen. Anders steht es um Kunstschätze. Ich habe für Sie fünf Stücke erworben, welche den Neid aller Beschauer erwecken müssen, wenn die Dame sie in Gold gefaßt als Schmuck trägt — sehen Sie hier.“

Saveni schloß ein unter dem Werktische befindliches Kästchen auf und nahm ein Etui hervor, welches er öffnete. Auf seidenem Futter lagen fünf herrliche Cameen. Zwei derselben waren kostbare Onyxe. Aus den Steinen waren Scenen der Iliade und Odyssee herausgearbeitet. Der eine Stein zeigte als Darstellung: Hektors Abschied — der zweite Penelope an dem Gewande für die Freier arbeitend. Drei kleinere Stücke Carneole und Hyacinthsteine mit

erhaben geschnittenen Figuren von Bachanten und Tänzern geziert — waren ebenfalls von herrlicher Arbeit.

Eosander war Kunstkenner genug, um den großen Werth dieser Schätze des Alterthums sofort zu würdigen. „Ah — das ist großartig schön — das ist mehr werth als Diamanten,“ rief er aus, die Cameen entzückt betrachtend. „Allerdings wird es Neid erregen — wenn die Gräfin diese Stücke trägt — und charmant gewählt, Saveni! Ein Künstler, ein Mann, der berufen ist, Kunstwerke aufzurichten — ein Mann, wie ich, darf nur solche Dinge schenken — ich erinnere mich nicht, im Kabinet Seiner Durchlaucht Schöneres gesehen zu haben. Aber jede dieser Cameen muß mit einem Kranze kleiner Diamanten eingefaßt und so in das goldene Halsband gesetzt werden — mais mon ami — jetzt die nächste Frage: Wie hoch halten Sie diese Schätze? — mille tonnerres — ich zahle gern — allein dafür dürfte am Ende meine Kasse nicht ausreichen.“

„Ich erhielt diese Steine durch einen mir befreundeten Mann, der seit einiger Zeit in Berlin weilt — der Preis derselben hängt von dem Eigenthümer ab — vorläufig sind sie Ihnen nur zur Ansicht vorgelegt — aber Sie wollten Kostbares, und ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Das Halsband ist fertig, die Stücke dürfen nur eingesetzt werden — werden Sie, gnädiger Herr, nicht über den Preis einig — so füllen wir die Lücken des Schmuckes mit Steinen und Gold aus.“

„Wer ist der Besitzer der Cameen?“

„Er wird sich gelegentlich Ihnen vorstellen — ich will einstweilen das Halsband holen.“

Er verließ das Gemach, um sich in die Bibliothek zu begeben. Eosander blieb allein. Er hatte einen Sessel an den Ofen gerückt, sich in die Polster geworfen und blickte gedankenvoll in die durch eine

kleine Klappe der Ofenthür sichtbare Glut — er bemerkte daher nicht, daß Saveni eine Geberde machte, als er das Laboratorium verließ.

„Ja, ja — das Geld," murmelte leise vor sich hin der Hauptmann. „Meine schöne Frau wird wieder schmollen, wenn sie erfährt, daß wir genöthigt sind, die Kasse des Herrn Schwiegerpapas in Anspruch zu nehmen — der wackere Merian! nun da ist großes Halloh — ich weiß es voraus — diese soliden Leute begreifen nicht, was eine Carriere kostet. Bin ich erst oben — dann kann man alles wieder einbringen — die Gräfin muß erkauft werden — sie nimmt vom Altare."

Er hatte mit der Spitze seiner Degenscheide die Klappe auf und nieder bewegt und dadurch einiges Geräusch hervorgebracht — jetzt als er inne hielt — er hörte plötzlich dicht neben dem Sessel einen tiefen Athemzug. Erschreckt wendete er sein Haupt und that zugleich einen Schrei — denn halb im Dunkel des Gemaches, halb von den Lampen erleuchtet, stand ein Mann plötzlich vor ihm.

Es war eine schlanke Gestalt. Das Haupthaar lief, ganz kurz geschnitten, auf der Stirn in eine Spitze aus. Das Gesicht zeigte eine bleiche Farbe, einen vollkommen edlen Schnitt. Große dunkle Augen wurden von kühngeschwungenen Brauen überwölbt. Der Mann trug sehr einfache Kleidung.

„Wo zum Henker kommt Ihr her?" rief Eosander. „Seid Ihr schon lange hier?"

„So lange als Euer Gnaden in diesem Raume weilen."

„Eh donc — da habt Ihr die ganze Unterhaltung mit angehört?"

„Gewiß."

„Das ist eine Insolenz des Monsieur Saveni — heda — Franziscus! — ich werde mich dafür revanchiren.“

„Herr Hauptmann,“ fiel der Fremde ein, „beruhigen Sie sich. Ich bin ein Hausgenosse des Herrn Saveni geworden — ich gehöre zu ihm, aber ich gehöre auch Ihnen an.“

„Mir,“ rief Eosander, den Mann verwundert betrachtend, dessen Antlitz in der zweifelhaften Beleuchtung unheimlich, fast gespenstisch aus dem Dunkel hervorstarrte.

„Allerdings. Wenn auch durch Empfehlung — habe ich doch durch Ihre Güte in dieser Stadt Unterkommen — Beschäftigung gefunden. Ich bin Gregorio.“

Eosander trat einen Schritt zurück — ein Ruf der Ueberraschung entfuhr ihm — der seltsame Mensch, von dem er heute durch Braun schon allerlei gehört hatte, stand vor ihm — und hier in dem Laboratorium. „Sie sind es?“ sagte Eosander. „Nun gut — aber das ist doch eine remarquable Art, sich zu introduziren — wie kommen Sie hieher? wohnen Sie nicht bei Meister Braun?“

„Allerdings — aber ich habe nur einen Freund — einen Bekannten in Berlin: den Meister Saveni, und zwar kennen wir uns von Italien her. — Ich darf annehmen, daß Euer Gnaden die genaue Verbindung der Wälsch-Tiroler mit den Italienern hinlänglich bekannt ist.“

Eosander nickte. Es war ganz natürlich, daß der Italiener einen Landsmann aufsuchte — und die für Braun so räthselhaften Ausflüge Gregorios zu gewissen Stunden fanden ihre genügende Erklärung.

Eosander wollte jedoch noch einmal die Frage an Gregorio richten, wie er gerade so heimlich in das Laboratorium gekommen sei — als Saveni mit einem Kästchen in der Hand eintrat. „Monsieur,“

rief Eosander, „ich habe hier die Bekanntschaft eines meiner Protégés gemacht — den mir Signora d'Alikan empfohlen hat — das ist ganz gut — aber ich muß meine surprise aussprechen darüber, daß Sie jemanden als Zeuge unserer Unterhaltung in dem Dunkel des Zimmers weilen lassen."

Saveni berührte leise den Arm des Hauptmanns. „Sie haben Recht, mich zu schelten," sagte er. „Aber Gregorio war nun einmal da — ich wußte nicht, daß Euer Gnaden solche Unterhaltung führen würden — im übrigen hätte ich doch nur Ursache, die Gegenwart eines Zeugen zu fürchten, da ich allein kleine Mittheilungen machte, welche ein Schwätzer benutzen könnte."

Eosander schien befriedigt. „Weisen Sie her — dies ist das Halsband?" Er hatte das Kästchen geöffnet. „Sehr schöne Arbeit, im Geschmack der Florentiner," sagte er, den Schmuck ein wenig hebend. „Freilich, wenn da — in diesen Lücken jene kostbaren Stücke im Diamantrahmen prangen — dann hätte ich für sie ein Präsent in Händen, dessen großer Werth es ihnen fast unmöglich machen dürfte, mir einen Wunsch zu versagen — vorausgesetzt, daß die Wartenbergs es annehmen — nun, mir bangt davor nicht," sagte er leise, die Cameen betrachtend. „Aber," fuhr er laut zu Saveni gewendet fort, „ich fürchte doch fast, auf die schönen Dinge verzichten zu müssen — denn der Preis wird sicherlich nicht gering sein. Wann kann ich die Forderung des Händlers erfahren?"

„Ich verstehe mich ein wenig auf dergleichen," sagte jetzt Gregorio, das Etui in die Hand nehmend.

„Auch ich," sagte Eosander. „Während meiner Anwesenheit in Italien lernte ich solche Kunstwerke vielfach kennen — auch des Kurfürsten Kabinet birgt einige Schätze."

„Und wie hoch schätzen Sie den Preis?" fragte Saveni.

„Freilich — das ist schwierig," sagte der Hauptmann. „Ich weiß nicht, wie hoch solche Sachen im Handel bezahlt werden."

„Ich bin fest überzeugt, daß ein Händler diese Cameen nicht unter fünftausend Reichsthalern geben würde," sagte Gregorio.

„Da könnt Ihr recht haben, Freund," stimmte Saveni zu. „Und das wäre noch billig — in London und Paris, selbst in Wien bezahlt man sie höher."

Eosander biß die Lippen. „Wenn ich nun noch den Preis für den Goldschmuck und die Diamantfassung rechne — dann freilich wird es ein großes — fürstliches Geschenk — zu groß für meine Kasse. Einem fürstlichen Aufwande muß der meine weichen."

Gregorio hatte das Etui wieder auf den Werktisch gelegt, jetzt trat er näher zum Hauptmann. „Gnädiger Herr," sagte er, „diese Cameen werden Sie doch nicht der von Ihnen angewiesenen Bestimmung entziehen? Da ich Zeuge der Unterredung war, kann ich die Wichtigkeit des Zweckes wohl ermessen, den Sie durch solches Geschenk erreichen wollen."

Eosander blickte seinen Schützling erstaunt an — es lag aber zugleich in diesem Blicke eine Geringschätzung, eine Art vornehmer Zurückweisung — welche Gregorio wohl verstand. „Herr Hauptmann," sagte er, „ich finde Ihr Erstaunen über meine Einmischung begreiflich — allein ein Mann, der Ihnen verpflichtet ist, darf sich wohl etwas erlauben. Diese Cameen kenne ich sehr genau — ich zweifle daran, daß sie verkauft werden."

„Ah," machte Eosander. „Wenn ich biete?"

„Selbst wenn Sie eine noch größere Summe bieten würden."

„Diable — das wäre!"

„Gewiß, gnädiger Herr — ich möchte Ihnen das mit meinem Worte besiegeln — nein, zu verkaufen sind diese Schätze nicht, aber

ich weiß, daß der Besitzer sich eine Ehre daraus machen würde, sie Ihnen zu weiterem Gebrauche als Geschenk zu überreichen."

„Wa — wa — s sagt Ihr da?" rief Eosander, bald Saveni bald den Italiener anblickend. „Ihr faselt, guter Freund."

„Durchaus nicht, und damit die Angelegenheit bald zu Ende geführt werde — denn Euer Gnaden muß an der schnellen Ablieferung des Halsbandes liegen — bitte ich hiermit, die Cameen gütigst als Präsent annehmen zu wollen — ich darf diese Bitte aussprechen, weil ich selbst der Besitzer dieser Schätze bin."

Eosander wechselte die Farbe. „Sie — Ihr — seid der Be — sitzer jener — Cameen?"

„Ja. Durch einen glücklichen Zufall — durch Unkenntniß ihres früheren Besitzers kamen sie in meine Hände — ich darf wohl wagen, sie Euer Gnaden anzubieten."

„Ich darf das nicht annehmen," sagte Eosander, der sich allmählich von seinem Staunen zu erholen begann.

„Von einem Manne, der Ihnen hoch verpflichtet ist — dürfen Sie die Aufmerksamkeit schon annehmen, gnädiger Herr. Oft genug schenken Unterthanen ihren Gebietern etwas — ich betrachte mich als Ihren Unterthan, denn Sie haben ja über mich zu befehlen."

„Aber," sagte Eosander, bald den Mann, bald die Cameen betrachtend. „Wie soll das zugehen? Ihr seid sicher kein Maurer, kein Polier — Ihr seid — —"

„Ich bin nichts weiter. Meine Arbeitspapiere hat Herr Braun eingesehen — aber ich möchte gern mehr werden, deshalb wendete ich mich an meine Landsmännin — die schöne Signora d'Alikan und suchte nach Berlin zu kommen, wo fürstliche Freigebigkeit eine Menge von Künstlern aller Art, Leute von Geschick

aus aller Herren Länder versammelt. Helfen Sie mir, gnädiger Herr, eine gute Stellung zu erringen — ich werde Ihnen dankbar sein."

Eosander nickte wohlgefällig. Der Ton von Gregorios Stimme hatte etwas äußerst Wohlthuendes — der leicht anklingende Dialect, verlieh den gewandten Reden des Italieners noch besonderen Reiz.

„Mon ami," sagte er. „Ich zweifle nicht an Ihrem Talent — wir sehen ja in der neugeschaffenen Akademie genug Leute von Genie auftauchen — Arbeit sollt Ihr finden, so weit ich bei den mir übertragenen Werken meine Arbeiter bestimmen kann — aber ich selbst bin noch nicht viel mehr als ein Untergebener — so lange der Oberbaudirector, Monsieur Schlüter, an der Spitze aller großen Ausführungen steht."

Gregorio warf dem Hauptmann einen stechenden Blick zu — zwischen seinen langen, dunkeln Wimpern zuckte es wie ein Blitz hervor. „So lange — ja — werden Sie eine zweite — vielleicht mit der Zeit noch geringere Stelle einnehmen," sagte er, die Arme kreuzend.

„Herr Polier — das war ein wenig keck," entgegnete Eosander. „Sie wagen bereits etwas auf Ihr genereuses Anerbieten hin, das ich noch nicht acceptirte."

„Ich denke daran nicht, gnädiger Herr. Ich bin nur gewohnt, offen zu sprechen. Herr Schlüter wird immer höher steigen — ein neues, gewaltiges Werk naht der Vollendung, die Reiterstatue des Kurfürsten harrt des Gusses. — Herr Schlüter wird so lange steigen, bis — —"

„Nun? bis wie lange?"

„Bis er eine Arbeit unternimmt, welche ihm mißglückt."

Eosander fuhr auf — es war ein Gedanke, den er heute schon selbst ausgesprochen hatte — aber Schlüter und Mißlingen! — Wie wäre das möglich? „Der Oberbaudirector ist ein Genie, seine Werke sind unerschütterlich."

Gregorio trat dem Hauptmanne einen Schritt näher. „Gnädiger Herr," sagte er, „oftmals genügt ein Steinchen, die beste Maschine in Unordnung zu bringen — ein altes Weib war es, deren klugem einfachen Rathe man die glückliche Aufrichtung des Obelisken auf dem Platze von Sanct Peter zu Rom verdankte — sie rieth, die allzu langen Stricke des Hebewerkes mit Wasser zu begießen, um sie einlaufen — kürzer zu machen. Einige Fuß trügerischen Bodens haben die köstlichsten Bauwerke unmöglich gemacht. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Genie stürzte — und nicht das erste Mal, daß viele über diesen Sturz erfreut, von einem lästigen Gegner befreit wären, der sie an dem Emporsteigen hinderte."

Eosander warf trotzig das Haupt empor. „Ich nehme gern Kämpfe an, — die mir geboten werden," sagte er.

„Aber es ist gut, in solchen Kämpfen Alliirte zu haben, gnädiger Herr. Alliirte jeder Art — Sie haben sicherlich Bundesgenossen in den höchsten Kreisen — der Inhalt jenes Etuis wird Ihnen neue Vortheile erringen helfen — aber auch die Leute da unten, die Arbeiter mit den bestaubten Kitteln und schwieligen Händen sind gute Helfer — ich bitte: lassen Sie mich zu diesen gehören — halten Sie mich bei den kurfürstlichen Bauten, selbst wenn man mich verdrängen — verjagen wollte — das ist der Preis, den ich Ihnen, gnädiger Herr, auf jene fünf Cameen setze."

„Sie wollen kein Geld?"

„Nein, gnädiger Herr."

„So lassen Sie es meine Sorge sein, Sie gut zu verwenden."

„Recht im Geheimen, gnädiger Herr," sagte Gregorio mit leiser Stimme. „Beweisen Sie mir öffentlich kein Wohlwollen."

„Wie? was soll das heißen?"

„Ich werde Ihnen noch viel mehr nützen," zischelte Gregorio, „wenn ich Ihnen gleichgültig scheine — ich kann dann arbeiten — oh — ich könnte Pläne entwerfen — die manchem verderblich werden sollten — nicht immer gelingt dem Kühnen alles."

„Mann — wer seid Ihr?" rief Eosander, dem der Fremde gewaltig imponirte.

„Ein armer Polier, Gregorio von Siena," sagte der Italiener. „Lassen Sie mich so — ich bitte."

Eosander machte eine zustimmende Bewegung — es war ihm, als flüstere es eine Stimme in sein Ohr, daß der seltsame Mensch an seinen künftigen Geschicken mächtigen Antheil haben werde. „Wohlan," sagte er. „Ich nehme Euren Schatz — als ein Darlehn an, welches ich abtragen werde. Saveni — schnell an die Arbeit — setzt die Cameen ein, eilt, tummelt Euch, denn die Ereignisse gehen rasch vorwärts. Es steigt eine Zeit herauf, in welcher die Goldschmiede, der Prunk und Staat gesucht sein werden — eine große Zeit."

„Ja — ja," lachte Saveni, sich die Hände reibend. „Ich ahne so etwas, und bei Hofe rüstet man sich darauf. Schon sind allerlei Mariagen in Aussicht."

„Ihr meint die Fräuleins von Troschke und Sacetot?"

„Ja, und dann die schöne Werneck, der Frau Kurfürstin jüngste Hofdame."

„Ja — ja — man spricht auch d a v o n."

„Oh — ich weiß es. Ein sonderbar Gerücht geht umher seit gestern. Das Fräulein soll nach Bestimmung eines Testamentes heirathen — wunderliche Dinge, ha! ha! ha!"

„Faquin," lachte Cosander. „Ah — die Klatscherei ist allerliebst. Was geht doch hier vor, seitdem der Hof lustig geworden durch des Monsieur Danckelmanns Sturz?"

Er stülpte den Hut auf und schickte sich zum Gehen an. „Eh bien — den Schmuck bald beginnen — Gregorio, meinen Dank — ich werde die Schuld abtragen."

„Es hat damit gute Wege — gnädiger Herr. Ich kassire die Schulden ein, wenn Sie am Ziele sind."

Cosander verließ das Laboratorium.

„Mache Dich an die Arbeit, Franz," sagte Gregorio. „Ich sehe, alles wird gut."

„Und bist Du sicher — —?"

„Schweig," rief der Italiener. „Ich weiß, mein Geschick wendet sich hier zum Besten. Es wird mir gelingen, ihnen allen einen großen Dienst zu erweisen — noch bin ich bei der Arbeit, noch muß ich ringen — und wenn es gelungen ist, wenn sie den Besten beseitigt haben — dann kann ich leicht die Kleinen in den Staub treten. Dieses Berlin ist ein trefflicher Ort, um aufwärts zu klimmen — es ist eine Stadt, welche wächst und ihre Leute mit empor treibt. — Ich habe verteufelt viel Ehrgeiz — des Kurfürsten Oberbaudirector Gregorio wäre kein schlechter Titel — und dann," setzte er leise hinzu, „dann sie besitzen — sie — oh ich hätte des Mädchens blaue Augen meiden sollen — der Zufall — das Verhängniß vielleicht führte mich in ihre Nähe — und dennoch — sollte auch das nicht gelingen? der kühne, glückliche Fremdling

— Gregorio, der eine glänzende Stellung errang, wird seine Hand der Tochter des einfachen Meisters nicht vergebens bieten. Seine Hand?" Gregorio lachte vor sich hin. „Wer weiß, ob ich nicht höher hinauf meine Blicke richte — nein — nein — jenes Mädchen hat es mir angethan, und ihre Kälte vernichtet mich." Er warf seinen Gewerksmantel um die Schultern und reichte Saveni die Hand. „Leb wohl!" sagte er. „Gedenke, daß mein Glück auch Dir zu gut kommen wird."

Bald war Gregorio auf der dunkeln Gasse, durch welche der Nachtwind pfiff. Er gewann schnell die Domgasse und dann die breite Straße. Die Knarren der Wächter und deren heiserer Gesang waren die einzigen Töne, welche in der sonst stillen Straße sich hören ließen. Gregorio erschloß die Hausthüre zu Brauns Wohnhause. Er stieg leise die dunklen Treppen hinan. Aus dem Vordergebäude lief quer über den Hof vom ersten Stocke aus eine offene Galerie zu dem Hinterhause und nach kleinen Zimmern, deren eines Gregorio als Wohnung erhalten hatte. Es lag gerade vor der Galerie. Der Italiener blieb stehen, als er in der Mitte des Ganges angekommen war. Er blickte über den Hof hinweg zu den Fenstern des gegenüberliegenden Flügels.

„Dort ist sie —" sagte er leise. „Sie wacht noch — oh — wenn ich sie noch einmal sehen könnte — gerade heute, wo meine Arbeit begann — wo die erste, wohleingefädelte Begegnung mit dem Hauptmanne so glücklich ablief — könnte ich die schönen frommen Augen noch einmal schauen — die sanfte Stimme hören — es wäre ein gutes Zeichen für mich — es ist so hell in ihrem Zimmer — nur ein wenig weiche zurück, neidischer Vorhang, und ich kann sie erschauen — ha —"

Er stöhnte laut und heftig — denn plötzlich verlöschte hinter

dem Vorhange die Lampe im Zimmer und dunkel, wie alle übrigen Fenster des Hauses, lag auch dieses vor ihm — —.

Ein leichter Schauer durchrieselte Gregorio, der langsam in sein Zimmer trat. Er blieb im dunkeln Gemache stehen und starrte in die Ecken — dann wich er einige Schritte zurück — ging wieder vorwärts. Es war — als sähe er etwas, das ihm Grauen einflößte. Hastig schlug er Licht — als die Flamme der Kerze das Gemach erleuchtete — blickte Gregorio schnell zur Decke — zum Fenster — seine Hand beschrieb eine Linie in der Luft — dann ergriff er die Kerze und leuchtete in die Ecke —

Auf einem Schämel lag ausgebreitet ein weißer Maurerschurz, dessen Kanten mit Schnur eingefaßt und dessen Riemen vorn mit einem messingenen Schilde versehen war. „Es war Täuschung,“ flüsterte er leise und aufathmend. „Es ist der Schurz des Poliers, den Braun in mein Zimmer legen ließ — das Zeichen der Genossenschaft steht auf dem Schildchen — und ich — ich hielt es für ein Haupt mit greisen Haaren — für das Haupt des Alten — es leuchtete so weiß durch das Dunkel — Thorheit,“ sagte er, mit der Hand über seine Stirne fahrend. Er knieete nieder, um einen mit zwei Schlössern versehenen, starken Koffer zu untersuchen. „Alles in Ordnung,“ murmelte er. „Wir wollen weiter arbeiten.“

Er stellte die Kerze in die Nähe seines Fensters und warf sich erschöpft in einen Sessel — —.

Eine Testamentsklausel.

Die heilige Geiststraße zu Berlin hatte sich seit den letzten zehn Jahren sehr ansehnlich gestaltet. Die vielen Gärten und freien Plätze, welche der Straße ein unbebautes Ansehen verliehen, waren Gebäuden von stattlichem Umfange gewichen. Aber Berlin schien für die neuen Ansiedler nicht immer ein günstiges Terrain zu sein — viele jener neuerbauten Häuser hatten während der letzten acht Jahre schon einige Male ihre Besitzer gewechselt. Einem solchem Wechsel war auch das an der sogenannten Bolingsgasse „zum goldnen Scepter“ genannte Haus unterworfen.

Es hatte erst seit einem halben Jahre wieder einen neuen Herren. Wir finden den Eigenthümer in einem hohen, mit stattlichem Kamine versehnen Zimmer, dessen Fenster auf die heilige Geiststraße hinausgehen. Das Zimmer ist sehr behaglich eingerichtet — zeigt Möbel von einer zwar nicht luxuriösen — aber sehr gediegnen Arbeit. Einige lebensgroße Portraits — Männer und Frauen in der Tracht des 16. und 17. Jahrhunderts — schauen von den Wänden, und unter diesen Portraits gewahrt man sehr sauber und schwungvoll ausgeführte Zeichnungen von Gebäuden, Schwibbögen, Pfeilern und Treppen. Auch eine Anzahl gut gelungener, nach der Natur aufgenommener Ansichten italienischer Landschaften erfreuen das Auge des Beschauers.

In dem Zimmer sind zwei Leute: ein Herr und eine Dame anwesend. Der Herr mochte etwa seine fünfzig — die Dame wohl vier Jahre weniger zählen. Der Herr war ein stattlicher, ein wenig derb gebauter Mann — er trug braunen Rock und Weste — die Dame hatte ein ganz allerliebstes, frisches Gesicht, das durch

eine mit gebranntem Striche versehene Morgenhaube umrahmt und gehoben wurde. Sie trug ein sehr bunt geblümtes, mit allerlei Schnurwerk besetztes Kleid. Es waren Herr und Frau von Berchholz, ein Paar, dem man die echt märkische Abstammung sogleich ansah, hätte man selbst nicht die Aehnlichkeit zwischen ihren und verschiedenen der Portraits herausgefunden, welche die Bezeichnung: Herr von Klein Kottbus oder „Frau zu Olshein“ — alles märkische Grundsitze — trugen. Herr Kaspar von Berchholz war so eben beschäftigt, einen Brief zu lesen, den der Diener gebracht hatte.

„Das ist trefflich — aber wie vom blauen Himmel herunter,“ rief er. „Johann von Werneck hier in Berlin — gestern angekommen und dicht hier bei uns einlogirt — eh — hätte ich das gestern früh gewußt — ich hätte ihm im Hause Quartier gemacht.“

„Kaspar,“ sagte Frau von Berchholz, Du bist zu freigebig —“

„O mein Kind — —“

„Sei nicht böse, liebster Mann,“ fiel die hübsche Frau ein. „Ich will Dich nicht kränken — aber wir sind allein — da kann die Gattin schon ein offenes Wörtchen reden. Es ist besser, daß der Freiherr im Gasthofe zur Taube abstieg — wir hätten ihn standesgemäß aufnehmen müssen, und das — das, lieber Kaspar, hätte denn doch ein garstiges Loch in unsern Geldbeutel gerissen — seit wir Eichow in der Lausitz verkauft haben und unser Besitzthum nach redlicher Tilgung der Schulden auf dieses Haus hier und einige kleinere Renten beschränkt ist, können wir nicht so aufs Gerathewohl wirthschaften, wie das ehemals geschah.“

Der Freiherr schritt in dem Zimmer auf und nieder, er hatte seine Arme auf dem Rücken zusammengelegt, seine rechte Hand hielt dabei den Brief, und er pfiff halbleise vor sich hin.

„Sybilla,“ sagte er stehen bleibend, „Du hast ganz recht —

ich sehe es ein, und ich wollte, ich wäre Dir immer gefolgt — dann hätte unser Besitzthum heut noch das Wappen der Berchholze führen können. Ich mußte ruhiger handeln — mußte mich nicht mit den großartigen Unternehmungen abgeben, welche die Herren in der Nachbarschaft nach holländischem Muster betrieben: gemauerte Mühlen, Wasserkanäle und Schaufelräder mit allerlei Werken — ja — ja — dazu die großen Schmausereien und die Jagden — wir haben allzu sehr den Cavalier aus der alten Zeit des seligen Herrn gespielt, wo zweihundert Thaler brandenburgisch ein Kapital bedeuteten, das ansehnlich genug war — das aber jetzt von den Hofherren auf eine Karte gesetzt wird — sehr recht hast Du — ich bin Dir gar nicht böse darum, liebste Sybilla — ich freue mich im Gegentheil, wenn ich Deiner weisen Rathschläge gedenke. Warst Du es doch, die mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit dem ganzen Wirrsal ein Ende machte, als ich von den Sorgen überwältigt keine Kraft zum Handeln hatte — Du warst es, durch deren Festigkeit unser Gut Eichow noch zeitig genug verkauft ward, ehe alles werthlos geworden — Du lebtest mit mir in einer Zurückgezogenheit, die fast der Verbannung glich, bis wir unsere Angelegenheit so weit wieder geordnet hatten, daß wir nicht mehr vor einem Taxator aus Briesow oder Kottbus zu erröthen brauchten. — Du hast also ein vollkommenes Recht zu sagen: Kaspar, diese Ausgaben dürfen nicht gemacht werden."

Sybilla war zu dem Gatten getreten. „Wie gern möchte ich Dir wieder die Mittel schaffen, Deinem alten Namen den wahren Glanz zu verleihen!" sagte sie. „Glaube mir — es gibt mir oft genug so einen rechten Stich ins Herz, wenn ich die Cavaliers Seiner Durchlaucht prachtvoll ausstaffirt durch die Stadt reiten und fahren sehe — wenn ich bedenke, daß wir so still hier und ein=

gezogen leben müssen — daß Du höchstens an den Gratulationstagen in des Kurfürsten Nähe kommen kannst — dieweil Deine Mittel ein enges Anschließen an die Hofherren nicht gestattet."

„Ah — bah," rief lustig der Freiherr. „Lassen wir es vorläufig, habe ich nicht noch Glück genug gehabt? konnte ich nicht mit meinem Geldreste dieses hübsche Haus in Berlin kaufen? — wahr ist's — ich hätte weiter fortziehen — hätte mit weniger Gelde wo anders ein Haus machen können, aber — aber —" er hielt inne.

„Aber es war nothwendig, daß Dein schöner, lieber und mit Genie begabter Sohn in die Residenz komme, nachdem Du ihm trotz aller Verlegenheiten das Geld zu einer Reise nach dem Lande Italia gegeben hattest, woselbst er genug gesehen und gelernet, um sich hier weiter auszubilden."

Der Freiherr seufzte. „Ja — ja — es ist schön," sagte er. „Kurt ist ein Künstler, ein Architektus — ein Jüngling, der viel des schönsten Wissens besitzt — sieh nur die Zeichnungen an — und doch gibt es viele, welche die Nase rümpfen, wenn man sagt: der Sohn des Freiherrn von Berchholz ist ein Baumeister geworden, — er ist ein Schüler Andreas Schlüters."

„Laß die Narren schwatzen," lachte Sybilla, „die heutige Zeit ist schon eine bessere, als die vergangene. Das ist eben das Verdienst unserer Hohenzollernfürsten, daß sie den Mann von Werth wohl zu schätzen wissen — und sie haben gerade so gut wie andere Fürsten, die weit mehr Geschrei von ihren generösen Thaten machen, die Künstler geehrt. Wenn ein so hochfahrender Cavalier die Nase rümpft, weil Kurt ein Architekt ist — so sage ich ihm: wer waren denn Graf Rochus von Lynar? Der Herr von Waldenfels? Der Philipp von Chieze? waren es nicht Cavaliere? ja wohl — aber es waren Baumeister — weiter nichts, nun und

heutzutage? ist der sehr wohlgelittne, bei allen Hoffesten und in Kreisen der feinsten Herren des Hofes gesuchte Herr Eosander von Goethe etwas anderes als ein Baumeister? wie? — er würde alles drum geben, hätte er Schlüters Stelle — so würde ich sagen, Kaspar, wenn mir einer der naseweisen Herren Bemerkungen machte."

„Billchen, Du hast vollkommen recht, sag' ich noch einmal," rief lachend der Freiherr. „Das werde ich mir merken — unser Sohn ist ein Künstler, ja — ein ganzer — ein —" Er senkte das Haupt wieder. „Kurt — ja Kurt habe ich — aber der andere?"

Sybillas Augen füllten sich mit Thränen. „Wo mag er sein?" sagte sie leise, das Bild eines schönen, jungen Mannes betrachtend, welches gerade über dem breiten Kanapee hing. „Es sind fünf Jahre her, daß wir nichts von ihm erfuhren. Wenn er wiederkehren sollte — was wird Otto sagen? Er kennt die Ereignisse nicht — er weiß nicht, daß unser Stammgut verkauft ward, daß ihm die grünen Bäume des schattigen Parkes, unter denen er spielte, daß der silberhelle See, auf welchem er seine ersten Segelfahrten machte, daß der runde Thurm mit der Windrose darauf, von welchen er so lustig ins Land hinein schaute, ihm nicht mehr gehören, daß dies alles im Besitze von Fremdlingen ist —"

Sybilla drückte das Tuch vor die Augen. Der Freiherr trat zu ihr und legte seinen Arm um den Hals der wackern Frau, sie sanft an sich ziehend.

„Tröste Dich, Sybilla," sagte er, einen Kuß auf die Stirn der Gattin drückend. „Es war Ottos Wille — er trachtete danach, auf das Meer zu kommen — ferne Länder zu sehen — Gefahren zu trotzen, und es war uns allen eine Ehre, als der kurfürstliche Admiral, unser Freiherr von Gröben, der kühne Seefahrer anno zweiundneunzig, als er zum zweiten Male in See stach, die Küsten

Afrikas zu besuchen, unsern Otto auf sein Schiff mit hinausnahm in die weite Welt — wir müssen tragen, was der Himmel uns sendet, aber es ist noch nicht ausgemacht, daß wir Otto nie wieder sehen sollen — ei — der Seemann ist ja oftmals lange — lange Zeit für die Seinigen verloren, bis er endlich fröhlich heimkehrt — also Muth, Sybilla, und erfreuen wir uns einstweilen des jüngeren Sohnes — Kurt ist ein prächtiger Junge — voll von Kenntnissen und Eifer — genug also, trockne Deine Augen — so — so — und nun zu diesem Briefe. Ich möchte wissen, was der Baron will — Werneck hat lange nichts von sich hören lassen — er kommt plötzlich aus Hannover hieher — hm — hm. Das hat etwas zu bedeuten."

„Ich bin deshalb eben ein wenig unwirsch," schmollte Sybilla, „hat Werneck sich um Dich gekümmert während der letzten Zeit? Nein — das schöne Fräulein, seine Tochter, hat einmal bei uns eine steife französische Visite gemacht — dann sich nicht mehr sehen lassen. Jetzt plötzlich erscheint der ehemalige Freund — jetzt sollen wir uns seiner Ankunft ganz ungemessen freuen?"

Der Freiherr brummte ein wenig in den Bart. „Ja — es ist wahr, er hat nicht viel nach uns gefragt die ganze Zeit über — und doch — doch sähe ich ihn gern wieder. Er ruft die Erinnerung an frohe, glänzende Tage zurück, die ich mit ihm und mit dem guten Döbbern verlebte — Döbbern that es uns allen zuvor — freilich er hatte großes, immenses Vermögen — und war ein Junggeselle — der nach nichts zu fragen brauchte."

„Er war ein schlimmer Kumpan, liebster Kaspar, denn er lehrte Euch alle das Geld in Jagden, Trinkgelagen und großen Gastereien durchbringen — nachher zog er fort."

„Er ist hinüber," sagte der Freiherr. „Keine bittern Worte

mehr. Als ich vor acht Tagen seinen Tod erfuhr — da habe ich wohl geweint — ich will's nicht leugnen — obgleich er auch zu denen gehörte, die mich, den alten Freund vergaßen, als es ihm nicht mehr so glänzend ging, wie früher — nun er ist auch fortgezogen aus dem Lande — ins Hannöversche hinein — die Trennung von der Heimat thut das ihre, man vergißt die alten Freunde."

„Ah," sagte Sybilla lebhaft, fast zornig. „Wenn ich nur einst wieder die stolzen Leute so recht über die Achsel anschauen könnte."

„Mein Engel, das kannst Du heute schon," rief lachend der Freiherr. „Wenn wir auch nicht mit Tausenden um uns werfen, so stehen wir doch frei — unabhängig da und — —" Ein Ton der Hausglocke unterbrach seine Rede. „Alle Hagel, da kommt wohl gar Werneck, seinem Briefe nach. Ich höre drunten laut sprechen."

„Er wird doch nicht," rief Sybilla. „Wirklich, es ist jemand draußen im Vorzimmer — mindestens darf er mich so nicht finden."

Sie eilte schnell aus dem Zimmer, welches sie kaum verlassen hatte, als schon die entgegengesetzte Thür geöffnet ward und ein Mann in feiner, kavaliersmäßiger Kleidung auf der Schwelle erschien. Er war wohl mit Berchholz gleichen Alters, hatte sich aber ein weit jugendlicheres Aussehen als der Freiherr bewahrt.

„Kaspar," rief er in herzlichem Tone. „Kaspar — ich konnte — ich wollte Deine Antwort nicht erst abwarten — ich folgte dem Briefe nach — ich mußte Dich wiedersehen — parole d'honneur — ich hatte Sehnsucht nach Dir."

Der Freiherr war in Folge des Gespräches mit Sybilla ein wenig versteckter geworden, als es wohl sonst seine Art sein mochte,

wenn er lang vermißte Freunde wieder sah — aber die Gleichgültigkeit des ehemaligen Genossen seiner lustigen und glänzenden Tage hatte ihn doch sehr empfindlich berührt.

„Freiherr von Werneck," sagte er, ich heiße Dich willkommen."

Werneck stutzte — sein Gesicht drückte sogar einige Besorgniß aus.

„Wie?" rief er, „Du bleibst so starr und kalt stehen? siehst Du nicht, mein Freund, daß meine Arme offen sind? willst Du nicht an meine Brust sinken — oh mon dieu — ich habe mich bitter getäuscht."

Jeder andere als der redliche märkische Landedelmann Kaspar von Berchholz würde das Exaltirte, die gemachte Rührung, welche Werneck zur Schau trug — sofort gemerkt und erkannt haben, aber Kaspar war eine zu gutmüthige Natur.

„Es ist zwar lange her, daß Du mir zum letzten Male die Freundeshand reichtest," sagte er. „Aber — weiß der liebe Gott — ich kann nicht schmollen — da, Johann, ist meine Hand."

„So ist es recht — so muß es sein," rief Werneck, mit heftiger Geberde den Freiherrn an sich ziehend. „Zwei alte Compagnons dürfen nicht so ferne stehen."

„Kumpane — Kumpane," sagte Kaspar, „laß doch die französischen Wörter bei Seite."

Werneck zog verstohlen die Lippe zu einem spöttischen Lächeln empor — er musterte schnell das Zimmer, die Möbel und sonstigen Dinge. „Anständig, bürgerlich," murmelte er. „Aber nicht viel Ueberfluß."

„Ja, ja," lachte Kaspar, der diese Blicke wohl verstand. „Es ist nicht mehr wie auf Eichow." Er schob einen Sessel herbei.

„Oh — ich weiß — ich weiß," sagte Werneck Platz nehmend. „Es ist eine trübe Zeit über Dich gekommen."

„Die Du ganz unbeachtet gelassen hast," fiel Kaspar ein.

„Ich weiß," entgegnete Werneck verlegen. „Du hast mir das übel genommen, aber es war mehr eine Zartheit — eine Aengstlichkeit. Man wird oftmals durch Besuche oder Anerbieten früherer Freund nicht agréable berührt, wenn uns Fortuna den Rücken wendet."

„Laß gut sein, Johannes. Deine Ankunft ist mir eine Freude — Du stehst glänzend da und suchst mich auf, der doch nur ein bescheiden Leben führt."

„Ach was da," rief Werneck. „Bist Du nicht ein Edelmann? Hast Du nicht Ansprüche auf die höchsten Ehren? Hast Du nicht Söhne, welche sich zu den ersten Würden emporschwingen können? und ist nicht gerade Berlin, der prachtliebende echt fürstliche Friedrich — ist das nicht alles gemacht für eine glänzende Carriere? nur ein wenig bon ton, mon cher, und Ihr müßt wieder an dem Hofe brilliren."

Kaspar sah den Freund kopfschüttelnd und lächelnd an. „Ist es die Möglichkeit!" rief er auf seinen Schenkel schlagend. „Das ist Johann, mein ehemaliger Jagdkumpan — der das Kottbuser Bier, die Frankfurter Eisbeine und den Ströbitzer Käse allem andern leiblichen Genusse vorzog? Der sich tagelang mit den Jagdknechten im Forste umhertrieb und die tollsten Lieder auswendig wußte? Ist es Johann Werneck?"

„Laissez cela," sagte Johann, vornehm mit der Hand winkend. „Der Hof von Hannover ändert die Leute. Was uns an Bärbeissigkeit, gewöhnlichem und bäurischem oder Landjunkerwesen noch anklebt, das verliert man an jenem eleganten und glänzenden Hofe, der die Leute ganz und gar changirt — wo echt französische, von Versailles herüber gekommene Sitte herrscht, wo Prinzessinnen

erzogen werden, wie Sophie Charlotte, die hiesige Kurfürstin — da hast Du ein Beispiel, und es ist heureusement nicht weit mehr bis zur vollständigen Umwandlung des hiesigen Hofes, drei Viertel ist schon ganz im Geschmack Ludwigs des Vierzehnten, und tritt das große Ereigniß ein, so wird es ganz und gar vorbei sein mit der derben deutschen Manière, die kein Cavalier auf die Dauer ertragen, mit welcher man nirgends mehr durchkommen kann — also bin auch ich umgewandelt."

Kaspar biß sich die Lippen. „Ein großes Ereigniß? welches meinst Du?" fragte er, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Nun — daß aus dem Kurhute Brandenburg eine Königskrone wird? Du wirst es schon gehört haben."

„Gewiß — doch hielt ich die Erfüllung nicht so nahe."

„Sie ist nahe und dann heißt es: Steiget empor im neuen Reiche."

Er betrachtete den Freiherrn aufmerksam. Kaspar seufzte.

„Ja — ja steiget empor — aber die Börsen müssen helfen." Er zuckte wehmüthig lächelnd die Achsel.

„Nun, mon ami — Du hast doch sicher ein gut Theil aus dem naufrage gerettet?" fragte er lauernd.

„Dieses Haus und zwei kleinere Kapitalien, von deren Zinsen ich meine baaren Ausgaben, kurz meinen Lebensunterhalt bestreite — wozu soll ich es verhehlen? Es ist das Auskommen eines Bürgers — um in der zukünftigen glänzenden Zeit — da als Edelmann auftreten zu können, dazu bedarf es größerer Mittel."

„Und Deine Söhne?" sagte Johann.

„Einer ist mit Gröben zur See — er dient unter brandenburgischer Flagge — der Jüngere ist — —".

„Nun?“ sagte Johann lauernd.

„Er ist —“ der Freiherr zögerte; „ein — ein Künstler geworden.“

„Was ist er?“ fragte Johann, die Augenbrauen emporziehend.

„Ein Künstler — Architekt.“

Werneck richtete sich hoch auf — seine Züge drückten trefflich gespielte Ueberraschung — Staunen aus.

„Was? der Sohn eines Edelmannes ist ein Künstler? ein Maurermeister?“

„Architekt.“

„Eh donc, das ist alles einerlei — Architekten sind eben — eben — nun ja: Maurermeister — Maurermeister weiter gar nichts — ha ha — ha! Der Sohn eines der besten Edelleute ein Maurermeister.“

Der gutmüthige Kaspar ward unwillig — die Lection, welche er vor wenig Minuten von Sybilla erlernt hatte, fiel ihm ein.

„Ich bitte, nicht gering von Architekten zu sprechen,“ rief er. „Wer war denn Graf von Lynar? wer war Chieze? — ha? was ist denn der überall begehrte Herr Eosander von Goethe? nun? und ist Andreas Schlüter nicht ein Mann, den alle Welt anstaunt? die besten Edelleute waren der hohen Kunst dienstbar — mein Kurt ist ein Mensch, der sich mit jedem messen kann — die Kunst ehrt.“

„Brav, lieber Kaspar,“ ließ sich jetzt eine helle Stimme vernehmen, und in sehr einfacher, aber geschmackvoller Morgentoilette trat Sybilla von Berchholz in das Gemach.

Werneck erhob sich bei dem Anrücken dieser neuen Macht und grüßte graziös. „Ah — meine gnädige Frau — mon dieu —

wie machen Sie es, daß Sie sich ewig gleich bleiben? vraiment — Sie sehen noch wie vor zehn Jahren aus," sagte er.

„O lassen Sie diese Fladrusen," sagte Sybilla kurz. „Sie wissen, Freiherr, daß ich älter geworden bin — doppelt älter, denn die Sorgen haben an mir das ihrige gethan — eine Zeit, in der Sie uns fern blieben — aber mein Sohn, mein Kurt, den dürfen Sie nicht klein hinstellen — der ist zu trefflich — der kennt viel und Gutes — er hat Italia durchreiset — er ist ein Schüler Schlüters, der nur talentvolle Leute aufnimmt — —"

„Ma chère," fiel Johann von Werneck ein. „Calmiren Sie sich. Es fällt mir nicht ein, den jungen Monsieur gering zu schätzen — ja — ja, Sie haben vollkommen recht — Künstler werden jetzt gesucht — Eosander ist auch ein Edelmann — ist mir befreundet — ja — ja — aber — aber —" sprach er langsamer und vorsichtig, die beiden Gatten fixirend. „Mit dem Talente allein ist schwer durchzukommen — wie denken Sie den jungen Edelmann zu stellen?"

„Ich habe Dir mit kurzen Worten meine Lage geschildert," sagte Kaspar sich abwendend.

„O — als die guten Tage waren, da dachte niemand, daß die schlimmen kommen könnten," sagte Sybilla ernst. „Da war der selige Herr von Döbbern, der vermochte immer so gut zu reden, da war das Geld wie Heu im Schober. Freilich — er hatte auch gut reden — aber als es bei uns knapp ward — da war von Döbbern nichts zu sehen — zu hören —."

Werneck trommelte mit den Fingern auf die Seitenlehne des Sessels. „Hm," sagte er, „Sie haben so unrecht nicht — Döbbern zog sich zurück, aber er verließ Brandenburg, um sich in Hannover anzusiedeln — ich habe ebenso gefehlt, Ihnen gegenüber, wie er."

Sybilla machte eine stolze, zustimmende Geberde.

„Lassen Sie das vergessen sein,“ fuhr Johann fort. „Also Ihr Sohn ist Künstler? ein schöner junger Mann gewiß?“

„Ich darf sagen: Ja,“ erwiderte Sybilla.

„Er ist jedenfalls schon ein wenig mit seinem Herzen engagirt?“ fragte Werneck gespannt.

„Sie meinen verliebt?“ fuhr Sybilla auf.

„Ja.“

„Nein — nein — o — Kurt hat nur Sinn für die Wissenschaft —“

„Aber mein Kind,“ sagte Kaspar, „das kannst Du doch nicht wissen.“

„Ja — ich weiß es,“ eiferte Sybilla. „Mein Sohn liebt nur die Wissenschaft — o — er würde mir sicherlich ein Geständniß gemacht haben — und wem? wem sollte er denn sein Herz geschenkt haben? Das würde man doch hören? Kurt kommt mit jungen Damen gar nicht in Verbindung — dem Hofe stehen wir fern —“

„Vielleicht in Italien?“ sagte Werneck lachend.

„Herr Freiherr, ich muß bitten —“ rief Sybilla verletzt.

„O, ich will nicht spioniren in zarten Angelegenheiten — aber ein so schöner, junger Mann sollte doch für glänzende Partieen aufbewahrt sein,“ sagte Werneck. „Ganz offen, meine Freunde: weshalb wollt Ihr nicht wieder in der Zukunft eine glänzende Stelle einnehmen? weshalb sollte Euer Sohn nicht bestimmt sein — den Glanz seines Namens zu erneuern?“

„Weil wir nicht mit Glücksgütern gesegnet sind,“ antwortete Kaspar.

„Weil es noch einiger Zeit bedarf — ehe man Genie dem Gelde und der Geburt gleich schätzt,“ setzte Sybilla hinzu.

„Es wird nicht lange dauern, bis das geschieht," sagte Werneck. „Aber einen so prächtigen Jungen, wie es Monsieur Kurt sein soll, würde jeder Edelmann gern seine Tochter geben. Glauben Sie zum Beispiel, daß ich mich einen Moment besinnen würde, die Hand meiner Sidonie in die Eures Sohnes zu legen?"

Die Berchholz starrten dem Edelmann ins Gesicht — wo hinaus wollte er?

„Mein Freund," sagte Kaspar. „Um Deine schöne Tochter, das Hoffräulein der Kurfürstin zu heirathen, dazu bedürfte mein Sohn anderer, bedeutenderer Glücksgüter, als ich sie zu bieten vermag."

„Wir sind nicht mehr die Berchholz auf Schloß Eichow," seufzte Sybilla.

Jetzt machte Werneck eine wichtige Miene — seine Hand fuhr in die Brusttasche seines Rockes und brachte ein großes, mit Siegeln versehenes Papier hervor.

„Sie haben, meine gute Freifrau," begann er, „ganz recht gehabt, als Sie vorhin den seligen Döbbern, den Intimus Ihres Gatten, des Leichtsinnes und der Vergeßlichkeit ziehen. Allein wenn jemand im Leben auch dieses oder jenes vernachlässigt, so bleibt ihm noch oft die Gelegenheit, sein Unrecht später — das heißt nach seinem Ableben, gut zu machen."

Kaspar und Sybilla hörten erstaunt diese Einleitung an — sie neigten sich zu Werneck, der jede Regung ihrer Gesichtszüge genau beobachtete.

„Sie wissen, mes amis," fuhr er fort, „daß Döbbern als Besitzer des großen Gutes Neu-Lauenrode am See in Hannover, starb. Acht Tage sind seitdem verflossen. Ich stand dem alten Freunde stets nahe, und so bin ich nach seinem letzten Willen zum

Executor des Testaments ernannt. Achtundvierzig Stunden nach seinem Tode fand die Eröffnung statt. Es finden sich," er entfaltete die Papiere, „eine Menge von Legaten und Schenkungen, an weitläuftige Verwandte, Verfügungen über allerlei Dinge — endlich aber eine Klausel, die Sie gewiß mit Freuden anhören werden."

Er räusperte sich, ließ die beiden Gatten noch einige Secunden die Ungeduld der Erwartung empfinden und begann dann zu lesen:

„Item so ist mein Wille, daß mein Gut, geheißen: Neu-Lauenrode am See, sammt allen Pertinenzien, sowohl lebenden als todten, id est Mobiliar et caetera — ausgeantwortet werden soll als Eigenthum und Vermächtniß von mir:

a) der Tochter meines Freundes Karl Johannes Freiherr von Werneck, Sidonia — Fräulein von Werneck und

b) einem der Söhne meines Freundes Josias Kaspar Freiherr von Berchholz — unter der Bedingung: daß einer der Söhne des besagten Freiherrn von Berchholz seine Hand dem Fräulein Sidonie von Werneck vor dem Altare reiche und also ein christlich Ehebündniß zwischen denen Kindern dieser mir so werthen Freunde gestiftet — auch beide Familien dadurch wieder vereiniget würden. Sollte einer von beiden Theilen aus was immer für einem Grunde getrieben sein, auf diesen meinen Willen nicht eingehen zu wollen, — oder sollten die genannten Kinder schon versprochen sein — so soll die Hälfte des Besitzes an die Stiftung zu Hildesheim fallen — die andere Hälfte aber dem Kinde meiner Freunde verbleiben, das da nicht versprochen oder doch Willens ist, sich in meine Bestimmungen zu fügen. Zu solchem Ende habe ich mein Gut genau taxiren lassen und ist dessen Werth nach Schätzung durch die kurfürstliche

Renteikammer zusammen festgestellt auf: Zweihunderttausend Reichsthaler. Gehet also eine der beiden Parteien nicht auf das Ehebündniß ein, so bestimme ich: daß mein Gut an die kurfürstliche Renteikammer, welche Willens ist, selbiges Gut zu kaufen — für obgenannten Preis verkaufet werden soll. Das dafür gelösete Geld soll dann, wie ich oben bestimmet, vertheilt werden, demnach würden: Einhunderttausend Thaler an die Stiftung zu Hildesheim — die anderen Einhunderttausend Thaler aber an dasjenige Kind meiner benamseten Freunde, welches bereit ist, auf meinen Willen einzugehen, gezahlet werden.

„Sind beide Theile aber einig, so mögen sie nach erfolgter ehelicher Verbindung den Besitz des Gutes entweder antreten, oder dasselbe an die Renteikammer verkaufen und mit dem Erlöse ein gottgefälliges Leben führen — und soll derohalben dem Fräulein Sidonia von Werneck die Wahl bleiben zwischen den beiden Söhnen des Freiherrn von Berchholz — wofür ich dem nichterwählten Sohne ein Legatum von „Zehntausend holländischen Gulden" so in der Renteikammer zu Hannover in Amsterdamer Pfandbriefen deponiert liegen — aussetze — als eine damni restitutio d. i. Entschädigung. Gehet keine der beiden Parten auf meinen Willen ein — so fällt das Ganze an die Stiftung zu Hildesheim, der ich meine Heilung nach schwerer Verwundung danke und für die ich außerdem schon ein Legatum aussetzte. Mein Freund Casparus von Berchholz möge da aus Diesem ersehen, wie ich seiner nicht vergessen, sondern bedacht gewesen bin, einiges von Verlusten, so er erlitten, als wir in lustigen Tagen mit einander lebten — zu restituiren. Mögen die Kinder meiner Freunde durch williges Eingehen auf diese

Clausul meines Testamentes, ihren Eltern und sich einen schönen Complexus irdischen Gutes erhalten. —

Folgen die Unterschriften der Zeugen und Richter."

Freiherr Johann von Werneck faltete das Papier zusammen und legte es auf den Tisch — dann stützte er sein Kinn in die Hand und blickte die Berchholzschen Gatten an.

„Nun, mes amis? Was sagen Sie dazu?"

Beide Gefragte schauten einander ein Weilchen sich in die verdutzten Gesichter. Diese Mittheilung des Freiherrn machte die Gedanken der braven Leute doch einigermaaßen verwirrt. Hatte Freiherr Kaspar recht gehört? Es war die Möglichkeit vorhanden, einen seiner Söhne in den Besitz von zweihunderttausend Thalern gelangen zu sehen. Zweihunderttausend Thaler! für jene Zeiten ein riesiges Vermögen — konnten der Familie zu Glanz, Ansehen — zu jener vornehmen Behaglichkeit verhelfen, welche sie einst genossen, deren Entschwinden Freifrau Sybilla heute noch so innig bedauert hatte.

„Du — kannst Dir meine — unsre Verwirrung vorstellen, Johannes," stotterte Kaspar. „Es ist einmal dies glänzende Vermächtniß — dann aber auch — die Rührung, daß Döbbern, der alte Freund unsrer dachte."

„Und wahrlich so edel — so trefflich wie er handelte," sagte Sybilla gerührt. „Selbst an den hat er gedacht — der bei einer Wahl des Fräuleins, welche für den andern entschiede, doch nicht leer ausgehen würde."

„Vraiment," rief Werneck. „Es war ein wackrer Junge — nicht wahr, mein alter Freund, ich bringe keine schlechte Nachricht — nach so langer Trennung?"

„Nein — nein — Johannes," sagte Kaspar, freudig die Hand

des Freiherrn schüttelnd, während Sybilla doch bei aller Freude den Verkünder mißtrauisch betrachtete.

„Also wir werden nun bald nicht mehr getrennt sein," sagte Werneck.

„Ich denke — nein — nur ist noch ein Haupthinderniß!" wendete Kaspar ein.

„Eh donc? — welches?"

„Ja, mein Freund, wenn nun die Kinder nicht geneigt sein sollten?"

Werneck schaute ihn verwundert an.

„O — das wäre. Kennt Ihr meine Tochter?"

„Das Fräulein ist sehr schön," sagte Sybilla.

„Und ebenso gehorsam — gehorsam — verstehen Sie, beste Freifrau, was ich damit sagen will?"

„Nicht ganz."

„Ich will sagen: daß mein Kind in so wichtigem Falle gar keinen andern Willen haben darf, als den ihres Vaters, denn wo es sich so offenkundig um ein großes Glück — und eine grandeur future der Familie handelt, muß alles bei Seite geworfen werden — es gilt keine Rücksicht — die Kinder müssen vermählt werden, und es ist schon genug Freiheit gelassen, wenn meine Tochter zwischen zwei jungen Männern wählen darf — aber selbst damit würde ich gar nicht lange zögern; Euer Sohn Otto ist Seemann — Dieu sait, auf welchem Meere — kann vielleicht noch lange fern bleiben — ist wohl — verzeiht die bittre Bemerkung — ist vielleicht nicht mehr unter den Lebenden."

Sybilla stieß einen Wehruf aus und blickte zornig auf Werneck, der mit größter Gelassenheit fortfuhr:

„Also ist mein Wunsch, daß meine Sidonia dem Herrn Kurt

von Werneck die Hand reiche — es ist ja anzunehmen, daß Otto von der Seefahrerei nicht lassen wird — also ein sehr unstetes Leben führen muß — er kann daher von dem Gutsbesitze keinen Vortheil ziehen, und da ich bestimmt annehme, daß Dein Sohn, bester Freiherr, ebenso gehorchen muß wie meine Tochter, so ist die Heirath abgeschlossen, und beide jungen Leute sind die beneidenswerthen Besitzer von Lauenrode — ein Gut, welches ganz großartige Renten abwirft. — Glück auf, meine Freunde!"

Kaspar lachte fast gezwungen — er sah sich am Ziel seiner Wünsche — der Reichthum kehrte wieder bei ihm ein — Sybilla, obwohl Werneck ihr als ein selbstsüchtiger Mann erschien — freute sich dennoch ebenfalls des aus der Ferne winkenden Glückes. Welch eine Zukunft erblühte der Familie — wenn sie mit dem großen Vermögen ausgerüstet wieder in die Reihen der Hoffähigen trat? Wie konnte der schöne und hochgebildete Sohn Kurt glänzen — dennoch theilte Sybilla auch die Besorgnisse Kaspars.

Kurt war eine seltsam geartete Natur — er schätzte den geistigen Werth höher, als alles — das konnten so viele hohe Herren nicht begreifen — wenn Kurt nun sich weigerte, das Ehebündniß, daß ihm gewissermaßen vorgeschrieben ward, einzugehen? Fräulein Sidonia galt für stolz und hatte die Berchholz sehr wenig beachtet — jetzt sollte um des Gewinnes wegen der junge Edelmann seine Hand der Dame reichen, die ihm seither gar keine Aufmerksamkeit schenkte? — und der ältere Sohn? wo war er? und wenn er hier gewesen wäre — hätte er sogleich in die Heirath gewilligt?

Sybilla sah nicht ohne Angst und Wehmuth die Hunderttausende entschwinden, deshalb zögerte auch sie — dem Freiherrn Werneck auf sein „Glück auf" recht heiter zu antworten. Werneck verzog das Gesicht — ja — seine Farbe änderte sich sogar ein

wenig. Auch er sah in dem Zögern der Berchholz Gefahr für seine Hoffnungen und Pläne — er zitterte bei dem Gedanken, daß hunderttausend Thaler in die Kasse der Hildesheimer fließen sollten, während er sonst schon allerlei Projecte ausgearbeitet hatte, um mit dem Gesammtvermögen der beiden jungen Gatten großen Gewinn — auch für sich — und für seinen noch sehr jungen Sohn zu erzielen. Er betrachtete die beiden Gatten daher mit ängstlicher Miene.

„Nun?“ fuhr er fort. „Es scheint fast, meine Freunde — als ob Ihr nicht so ganz einverstanden mit dem allen wäret.“

„Aber Johann — wie kannst Du nur so etwas denken?“ rief Kaspar.

„Sollte Euer Kurt etwa schon eine Liaison — eine ernsthafte haben?“ sagte Werneck besorgt.

„Nein — sicherlich nein,“ rief Sybilla. „Er hätte mir das vertraut, sag' ich noch einmal.“

„Nun also, was zagen wir?“ lachte Werneck. „Ich erkläre heut noch meiner Tochter meinen Willen — Ihr thut dasselbe bei Eurem Sohn — abgemacht.“

„Aber — wenn nun die Nei — gung,“ wandte Kaspar ein.

„O — Neigung? Bei den grandes familles ist von Neigung nicht die Rede. Man stiftet in Versailles jetzt die Mariagen ganz nach dem Nutzen — nach der Nothwendigkeit zur Erhaltung großer Geschlechter und deren Ruhm, sowie Besitzthum — machen wir es hier ebenso. Deshalb jener Glanz in Frankreich, daher die mächtigen Mittel: die Hausstände auf wahrhaft fürstlichem Fuße zu erhalten. Denkt Euch, meine Freunde: Eichow wieder in Eurem Besitz — die alten, schönen Tage zurückgekehrt — wir alle jagend und reitend durch die Forsten wie ehemals — Grundherren in

Hannover — Grundherren in der Mark — o — es ist zu schön, als daß es uns entschlüpfen könnte."

Beide Gatten machten Zeichen der Zustimmung.

„Die Neigung wird sich bei den jungen Leuten finden," fuhr Werneck fort. „Sie sind jung — schön — pourquoi pas? — o — nur entschieden — freilich," setzte er leiser hinzu, „wäre Monsieur Kurt nicht geneigt — dann müßte man warten, bis Monsieur Otto einmal anlangte — man könnte Nachforschungen anstellen — ihn suchen — kommen lassen — indessen wir wollen sehen. Setzt Euren Kurt in Kenntniß, und dann verabreden wir weiteres. Es wäre mir hocherwünscht," flüsterte er, Kaspar bei Seite nehmend. „Einmal — bedenke Alterchen — welch ein Glück — dann aber ist durch eine Indiscretion schon die Sache im Cercle der Kurfürstin bekannt — man weiß, daß meine Tochter durch Testamentsklausel zu Vermögen kommen soll, wenn sie heirathet — ein Refus durch Deinen Sohn wäre eine Blamage für mich — also hoffe ich, daß Du neben dem eigenen Nutzen auch Deines Freundes gedenken wirst."

„Meine Freunde," sagte er laut. „Ich sage Euch Lebewohl für heute. Bald hole ich mir Bescheid wegen Eures Entschlusses. Es lebe unsre neuerstandene Freundschaft! Einen Dank dem guten Döbbern noch im Grabe nachgesendet! Und frohe Blicke in die Zukunft, wo wir Glanz um unsre Familien strahlen sehen — wo wir unsre Kinder mit Reichthum und Glück gesegnet erschauen. Auf Wiedersehen, meine Freunde."

Er steckte die Papiere zu sich und eilte hinaus — ohne eine Entgegnung abzuwarten. Kaspar und Sybilla blieben, lautlos sich anschauend, zurück. Endlich begann der Freiherr:

„Es ist mir wie ein Traum. Sollte uns wirklich ein so großes Glück kommen?"

„Oh!" sagte Sybilla. „Es ist kein Traum — es steht alles deutlich vor mir — aber — was sagte Dir Werneck so leise?"

„Er meinte: man wisse schon bei Hofe von dem Instrument, und er hoffe auf meine Freundschaft."

„Ah!" rief Sybilla. „Ich täuschte mich nicht — seine ganze Freundschaft — seine wiedergeborne — ist nur eine erzwungene, erzwungen durch die Nothwendigkeit — durch seine Habsucht. Er würde niemals zu uns gekommen sein, wäre Döbberns Testamentsklausel nicht da. Er will sicher mit dem großen Gelde was beginnen — er fürchtet, daß hunderttausend Thaler ihm aus der Nase gehen — darum kam er wie aus den Wolken heruntergefallen und bot uns seine Hand wieder an — er hätte sonst niemals nach uns gefragt — und seine hochfahrende Tochter ebenso wenig — um das leidige Geld zusammenzuhalten, ist ihnen beiden einer unsrer wackern Söhne recht, die ihnen sonst gleichgültig waren."

Kaspar schüttelte wehmüthig das Haupt. „Ja — ja," sagte er. „Es ist ein sonderliches Schicksal — nun lächelt einmal wieder das Glück — was wir heut vor kurzer Zeit noch ersehnten, beut sich uns dar, und es ist so schwer — so schwer zu erfassen, weil ein ganz klein Stückchen als Hinderniß dazwischen liegt."

„Nicht so klein," sagte Sybilla zu ihm tretend. „Auch ich wünsche, daß alles sich fügen möge, wie Werneck hofft — aber soll ich dieses Glück auf Kosten der Ruhe meines Sohnes erkaufen? Wenn Kurt nicht gewillt ist, das Fräulein zu ehelichen — kann man ihn zwingen?"

„Er wird es aber sein, — unser Glück zu gründen."

Sybilla neigte das Haupt. „Wir würden freilich den alten guten Tagen wieder entgegengehen — die ehemaligen Freunde —

alles fände sich ein — wohlan, versuchen wir es einmal. Gott lenke alles zum Besten."

In diesem Augenblicke ließ sich ein heitrer Gesang hören. Eine frische Stimme intonirte eines jener lustigen Lieder, welches die italienischen Treiber und Fuhrleute auf ihren langen, einsamen Zügen oft genug ertönen lassen.

„Es ist Kurt," sagte Kaspar gepreßt. „Wir wollen ihm nicht gleich mit der Sache entgegentreten."

„O — doch," sagte Sybilla. „Doch! Laß dem guten Jungen nur erst einige Minuten Zeit."

„Zweihunderttausend Thaler," seufzte Kaspar. „Oder halb so viel — wenn Fräulein Sidonia Nein sagt — ach — sie wird's nicht thun — sie muß gehorchen — sie geht auf die Heirath ein."

Die Audienzen bei Schlüter.

Einige Stunden vor diesen Scenen, welche im Hause der heiligen Geiststraße stattfanden, gingen drei Männer die Brüderstraße entlang und traten in das Haus, welches dem kurfürstlichen Oberbaudirector Andreas Schlüter gehörte, der es sich selbst erbaut und ausgeziert hatte. Das Haus war sehr einfach, aber solid hergestellt. Der große Künstler hatte absichtlich die eigene Wohnung nur bescheiden eingerichtet — während sein erfinderischer Geist die Häuser, deren Erbauung ihm andere auftrugen, mit reichen Zierraten schmückte. Das Haus hatte zwar stattliche Fenster und einen eben solchen kühn geschwungenen Thorbogen, aber sonst war es ganz schmucklos.

Die Sonne schien hell in die Fenster und beleuchtete die wahrhaft künstlerische Ausstattung des Arbeits- und Empfangszimmers von Schlüter. Die Möbel bestanden aus einem großen, geschnitzten Eichentische, den hochlehnige Stühle umstanden — ein mächtiger Schrank nahm eine Hälfte der Wand ein, dieser Schrank enthielt eine Menge langer Schubfächer, in denen eine köstliche Habe — ein unschätzbarer Reichthum aufgespeichert lag, denn sie bargen die Pläne und Risse Schlüters — Entwürfe und ausgeführte Zeichnungen von bereits erstandenen, oder in der Vollendung begriffnen, sowie noch für die Zukunft projektirten Bauten, Bildhauerarbeiten, Statuen in Erz zu gießen, von Gartenanlagen und Kanalmauerungen — von Geschütz- und Waffenzierrathen — von Ehrenbogen und verzierten Grotten mit Muschelwerk. Der Oberbaudirector schaffte auf allen Gebieten.

Der Styl, in welchem die Möbel gearbeitet waren, war der einer schönen Renaissance und zeigte keine Spur jener geschnörkelten Art, die an der Tagesordnung und in der Mode war. Die Wände des Zimmers waren einfach glatt gestrichen, in halbdunkler Farbe gehalten. Von dieser setzten sich um so trefflicher alle die schönen Gebilde ab, welche Schlüter hier angebracht hatte. Auf Konsolen standen die herrlichsten Abgüsse antiker Statuen und Köpfe. Ein mächtiges Jupiterhaupt schaute ernst und majestätisch hernieder — ein Reliefbild, welches die reizende Gestalt einer Nymphe zeigte, lächelte aus dem Ebenholzrahmen den Beschauer an — auf langem Untersatze streckte sich der Abguß eines nervigen Ringerarmes, dessen Finger die Wurfscheibe umspannt hielten.

Zahlreiche Masken von tragischen und komischen Gestalten — kleine Genien aus Alabaster — Broncefiguren und Vasen standen an den Wänden oder auf kleinen Piedestalen und dazwischen er-

blickte man mehrere ausgezeichnet schöne Bilder, italienischer und holländischer Schule, welche durch ihre Farbenpracht und Lebendigkeit der Darstellung eine echt künstlerische Wirkung hervorbrachten. Ein Theil der Wände war mit Grundrissen und Profildarstellungen großer Gebäude geschmückt — sie waren meist von Schlüters Hand und nur zwei dieser sauber ausgeführten Zeichnungen trugen den Namen und die Bezeichnung: Kurt de Berchholz fecit.

Zwischen den beiden, auf die Straße blickenden Fenstern war ein hohes Pult angebracht — auf demselben lag ein Reißbrett, umgeben von Schienen, Linealen, Zirkeln und Maßstöcken. Ueber diesem Pulte hing ein Gemälde. Es war fast lebensgroß und wenn auch fast Skizze — doch bereits von großer Wirkung. Es stellte Michael Angelo dar, sein Modell für die Peterskirche zu Rom prüfend. Schlüter hatte das Bild selbst componirt und gemalt.

Diese Stelle war Schlüters Arbeitsplatz; hier entwarf er, — in der Stille der Nacht oft noch arbeitend — die Pläne zu seinen Bauwerken, während die Schöpfungen seines Meißels in dem vor der Stadt liegenden, von einem Garten umschlossenen Atelier entstanden.

An jenem sonnenhellen Morgen war es noch still in dem Arbeitszimmer. Einige Bleistifte — eine Reißschiene und kleine Farbennäpfchen — neben dem Arbeitstische eine Lampe mit Druckschirm — die erstgenannten Dinge ziemlich unordentlich durcheinanderliegend — dies deutete darauf hin, daß der Meister noch spät in die vergangene Nacht hinein gearbeitet habe. Ein ältlicher Mann, der Diener Schlüters, war beschäftigt, das Zimmer ein wenig aufzuräumen, — er wollte eben die Farbenäpfchen, die Bleistifte und sonstigen Dinge bei Seite legen, als sich die Thür öffnete und Schlüter, in sein braunsammetnes, weites Morgenkleid gehüllt, hereintrat.

„Halt," sagte er schnell mit freundlichem Tone, eine scherzhafte Strenge herauskehrend. „Will Er wohl mein Heiligthum unentweiht lassen, Herr Martin? Seine Hand ist mir allzu ordentlich, und ich muß alles so liegend finden auf meinem Arbeitstische, wie ich es abends vorher niederlegte."

„Verzeihung, Herr Oberbaudirector," sagte Martin. „Ich meinte es gut."

„Ich weiß es wohl," sagte Schlüter, „und rühmte Dich noch eben zu meiner Frau — aber die Ordnung ist mir überall willkommen — nur nicht auf meinem Arbeitstische — da lege ich die Dinge gerade so hin, wie ich sie brauche, und es ist mir, als bliebe in den Stiften und Linealen noch immer ein Theil der guten Gedanken, welche ich abends vorher hatte, wenn niemand die Dinge da berührte."

„Der Herr Oberbaudirector haben seltsame Schrullen," lachte der alte Mann vor sich hin.

Schlüter hatte diese halbgebrummten Worte wohl vernommen.

„Ich finde es ganz recht, was Du da sagst, Alter," fiel er lachend ein. „Du bist am besten dran. Fleißig, ordentlich, redlich wie Du bist, gelingt Dir alles — Du arbeitest gerade so gut in Deiner Weise, — wie wir andern in der unsrigen, nur hast Du mehr Glück mit Deiner Art zu wirken, als unsereins. Wenn Du genau thust, was Dir vorgeschrieben wird, wenn Du nicht denkst, sondern handelst — also keine Schrullen im Kopfe hast, dann ist Dein redlich Tagewerk gethan — ich aber, Alter, muß eben voll Schrullen sein. Eine fügt sich an die andere, und aus allen diesen Schrullen — entsteht zuletzt so etwas."

Er zog von dem Reißbrette einen seine Arbeit verhüllenden Papierbogen hinweg. Eine wunderschön ausgeführte Zeichnung

ward sichtbar. Sie stellte einen mit allerlei Zierrathen, Figuren, Säulchen und Galerien geschmückten Thurm dar.

„Ja, so etwas," sagte Martin treuherzig. „Das macht auch nur ein Genium wie Sie es sind — davor sind Sie auch der große Schlüterius."

Schlüter winkte freundlich mit der Hand. „Bring mir den frischen, gewöhnlichen Trunk," sagte er sanft. „Ah — das Feuer knistert schon. Es wird bereits kühl des Morgens."

Martin ging hinaus. Schlüter machte einen Gang durch das Zimmer. Wie stets, wenn er in diesem Raume umherging, ließ er auch heute seine Blicke über all die Statuen, Reliefs und Bilder dahinschweifen. Er blieb in Gedanken versunken an dem Tische stehen.

„Es wird alles bald bereit und fertig sein," sagte er leise vor sich hin. „Mein Herz klopft gewaltig vor Freude und — doch in banger Erwartung — es ist eine große Stunde. Meine Feinde erwarten sie ebenso sehnlich — als meine Freunde."

Martin kehrte zurück. Er brachte auf einem zinnernen, mit schöner, erhabner Arbeit gezierten Teller ein hohes Trinkglas voll frischen Brunnenwassers. Schlüter nahm das Glas in die Hand und hielt es gegen das Licht.

„Rein und klar," sagte er. „Ohne Falsch — ah — das erquickt," rief er, als er den kühlen Trunk langsam schlürfte. „Es ist eine schöne Quelle im Grunde dieser Gegend. Ich habe die Idee, eine Statue zu modelliren, deren von Laub umwundenem Kruge das Wasser entströmen soll. Ich will den Kurfürsten bitten, daß er sie statt des häßlichen, viereckigen Brunnens gerade vor die breite Straße setzen soll."

„Du lieber Gott," sagte Martin. „Was wird noch alles in Berlin verschönert und gemacht werden! Hier ist alles schon so ver-

dammt kunstvoll, daß man sich fürchtet, mit einem gewöhnlichen Wassereimer an die Pumpen zu gehen, weil sie aus messingenen Delphinfischen Wasser speien."

Schlüter lachte. „Ist schon jemand draußen?" fragte er.

„Ja — der Herr Joseph Werner ist da."

„Ah." Schlüters Stirn zog sich in leichte Falten. „Warum ließest Du ihn nicht herein?"

„Sie sollten erst recht ruhig einige Minuten zubringen — denn wenn Herr Director Werner da ist, dann weiß ich immer, er bringt Sie in üble Laune."

Schlüter nickte mit dem Kopfe. „Laß ihn nur herein."

Martin öffnete die Thüre des Vorzimmers und trat bald mit einem Manne ein, dem jeder die Selbstgefälligkeit auf den ersten Blick ansehen mußte. Schlüter ging ihm artig, aber ohne weitere Freundlichkeit entgegen.

„Sie kommen früh, Herr Director," begann er.

Werner hatte sich sofort auf einen Sessel niedergelassen. Er hielt seinen Stock zwischen den Knieen, und nachdem er sich vornehm und kurz verbeugt hatte, sagte er: „Allerdings, Herr Oberbaudirector, hat mein Besuch zu so früher Stunde eine besondere Veranlassung — ich würde sonst nicht in Ihre Wohnung gedrungen sein."

Schlüter zuckte lächelnd die Achsel. „Zur Sache — wenn ich bitten darf."

„Obwohl ich," fuhr Werner fort, „Director der von des Kurfürsten Durchlaucht gestifteten Akademie der Künste bin — —"

„Bitte — bitte", fuhr Schlüter auf, den der insolente Ton Werners, sowie dessen fast verächtliche Miene verletzte. „Sie führen allerdings den Titel, Herr Werner — das ist aber auch alles — wir beide: Herr Terwesten und ich sind die Rectoren der

Akademie — wir haben die Aufsicht zu führen. Vergessen Sie nicht, daß man Ihnen einen Titel ließ, den das Wohlwollen eines hohen Gönners, des Herrn von Danckelmann, dem Maler Herrn Werner verlieh. Sie würden ohne uns keine Entscheidungen treffen können."

Werner biß sich die Lippen. „Sie scheinen es sich zum Gesetze gemacht zu haben, mir die Abhängigkeit von dem Aufsichtsrathe der Akademie stets vorzuhalten," zischte er.

„Nur wenn es Noth thut. Sie haben doch sicherlich einen Antrag zu stellen, der nur durch Uebereinstimmung mit uns durchgeführt werden kann. Weshalb also schieben Sie sich in den Vordergrund des Ganzen? Doch — es sind nutzlose Discussiones — ich bitte, Herr Director."

Werner lächelte vornehm und begann wieder, nachdem er auf den Tisch geblickt hatte: „Ich sehe, daß Sie die von mir eingesendeten Zeichnungen des Herrn Simon Bullard bereits geprüft haben."

Er deutete auf einige Kreidezeichnungen, welche zwischen andern Papieren auf dem Tische lagen.

„Ich habe es allerdings gethan," antwortete Schlüter.

„Auch ein Oelgemälde des genannten Meisters ist von mir gestern in die Akademie geschickt worden," sagte Werner.

„Auch dieses habe ich mit Terwesten gemustert."

„Nun? — was halten Sie davon?"

„Die Arbeiten zeugen von guter, mechanischer Fertigkeit — aber es fehlt ihnen jede Erfindung."

Werners Gesicht ward dunkelroth. „Herr Oberbaudirector," sagte er mit gepreßter Stimme. „Simon Bullard genießt in Paris große Anerkennung."

„Wenn man diese Anerkennung seinem Zeichnertalente, seiner Fähigkeit zu kopiren gezollt hat, that man recht; wenn man seiner Erfindung Lob spendete, so muß ich die Herren Franzosen bedauern. Sie haben sich dann — um in ihrer Sprache zu reden — dupiren lassen."

„Ha," fuhr Werner auf, „das ist stark. Herr Schlüter — der Maler Simon Bullard ist mit Empfehlungen an mich, den Director der Akademie der Künste zu Berlin, hergekommen. Er bewirbt sich um eine Stelle als Mitglied der Akademie — und Sie wollen —"

„Ihm das Recht absprechen, eine solche Bewerbung zu wagen," sagte Schlüter kalt.

„Wie, mein Herr?"

„Ich bleibe dabei, Herr Bullard kann nicht Mitglied der Akademie werden, so lange er keine besseren Proben als die hier und in dem Saale befindlichen vorgelegt hat."

„Sie sprechen den Arbeiten Verdienst ab?"

„Nein — sie sind aber nichts als fleißige Kopieen — sie zeugen nicht von Selbsterfindung — der Gedanke gehört anderen."

„Das wäre denn doch seltsam," lachte Werner bitter. „Ich schmeichle mir, mancherlei zu kennen — —"

„Doch wohl nicht diejenigen Originale, nach welchen Herr Bullard kopirte."

Schlüter nahm eine Zeichnung. Sie stellte einen Kampf zwischen Reitern und Fußvolk dar. Die Figuren trugen antikes Costüm.

„Rufen Sie sich doch die einzelnen Gruppen aus den herrlichen Cartonen Raphaels ins Gedächtniß zurück," sagte Schlüter, auf zwei sehr hervortretende Gruppen deutend, „hier — sehen Sie?

der Soldat dort, welcher sich die Sandale an den Fuß bindet, ist dem großem Meister ebenfalls gestohlen — nur hat Herr Bullard die Figur umgewendet. Auf dem linken Flügel dort sind drei zum Kampf bereite Gestalten angebracht, welche einem Wandgemälde des Angelo im Palaste Pichini zu Rom entnommen sind. Ich habe sie dort oft genug betrachtet. Sie sind ursprünglich allerdings mit Trachten aus dem vorigen Jahrhundert bekleidet, denn das Bild Angelos stellt den Aufruhr Masaniellos dar, aber Herr Bullard hat jene drei Soldaten mit römischen Gewändern und Harnischen geschmückt — das ist recht lobenswerth — nur muß er nicht glauben, die Vorstände der Berliner Akademie täuschen zu können — nicht wahr, Herr Director? Das kann man nicht so leicht — Sie werden das zugeben, denn Sie gehören ja auch zu dem Vorstande."

Werner keuchte — „hm — hm — möglich — ja — ja,' murmelte er. „Aber wenn auch die Zeichnungen, so ist das Oelbild doch — —"

„Eine fleißige, aber mit großer Dreistigkeit für Original ausgegebene Kopie einzelner Figuren und Gruppen von sechs bis acht niederländischen und spanischen Meistern — wie wir das sehr leicht beweisen können," rief Schlüter; „wenn Herr Bullard sein Gemälde auch „Der Völkermarkt, Originalbild von Bullard" nennt. Nein, Herr Werner — ziehen Sie den Antrag: Herrn Bullard als Mitglied der Akademie einzuführen — zurück, Sie würden sonst eine Niederlage erleben."

Werner stieß leicht seinen Stock gegen den Fußboden. „Sie bedenken nicht —" sagte er, „daß Sie nur, nur dem Director eine Kränkung zufügen."

„Ach — das verstehe ich nicht. Sie können nicht gekränkt dadurch werden, daß andre Künstler andere Meinung hegen als Sie."

„Ich habe auch meine Erfahrungen," brauste Werner auf. „Ich bin Schüler des berühmten Matthäus Merian zu Frankfurt."

„Ich weiß es. Merian und seine Nachfolger waren und sind verdienstliche Leute — aber hier entscheiden wir."

„Sie nehmen also Herrn Bullard nicht auf?"

„Nein — er bringe denn Proben selbstgeschaffner Werke. Die junge Stiftung der Berliner Akademie muß sich vorsehen. Fürstliche Huld hat sie geschaffen — es ist eine Aufgabe ihrer Leiter, darüber zu wachen, daß nichts Unlauteres oder Unbedeutendes dem neuen Institute zufalle; wir würden bald genug dem Spotte der neidischen Franzosen anheimfallen, gerade dann, wenn wir ihre mittelmäßigen Landsleute und Talente in unsern neuen, der Muse errichteten Tempel aufnähmen. Das Statut und Reglement sagt: „Der, so recipirt werden will, soll ein Probestück seiner eignen Kunst bringen," das that Ihr Protégé nicht, Herr Director — er ist ein Kopist — wir aber wollen die Pforten der kurfürstlichen Akademie nicht einem Manne öffnen, der nicht selbst schaffen kann — wir wollen nicht anerkennend vor den Arbeiten eines Ausländers stehen, der allem Anscheine nach die gutmüthigen Deutschen durch geschickte Escamotagen täuschen wollte. Ueberlassen Sie es Herrn Bullard, seinen lustigen Landsleuten solche Späßchen vorzumachen. Uns mögen die Ausländer mit dem Abhub ihrer Tafeln verschonen. Ich sende Ihnen, mein Herr Director, noch heute Probebild und Zeichnungen zurück."

Werner war aufgestanden. Der Zorn drückte dergestalt auf seine Sprachorgane, daß er fast heiser ward — seine eigne Niederlage war offenbar, denn entweder hatte er die Originale, denen sein Schützling seine Figuren entlehnte, nicht gekannt — oder er wollte

sie nicht kennen und machte sich dann einer Mitwissenschaft, der beabsichtigten Täuschung schuldig.

„Ich muß natürlich der Stimmenmehrheit weichen," sagte er hüstelnd. „Aber es ist nicht recht, einem talentvollen Manne —"

„Ein Unselbständiger — —" fiel Schlüter ein.

„Einem talentvollen Manne," fuhr Werner fort, die Stimme erhebend, „das Diplom zu verweigern, weil er einiges kopirte — einem Manne, der dem Schüler Matthäus Merians empfohlen ward — dem Großvater der Frau Eosander von Goethe — man sollte Rücksichten nehmen."

Andreas Schlüter erhob sich stolz — sein edles Gesicht zuckte heftig. „Herr Director Werner," sagte er mit fester Stimme, „es gilt die Ehre der Akademie, der Sie und ich im Vereine mit Terwesten vorstehen — Wer ist Herr Eosander? ich kenne den Mann nicht, wenn es sich um solche Entscheidung handelt. Wenn Sie bangen und zagen, weil einflußreiche Leute über Bullards Abweis die Nase rümpfen könnten, wenn Sie selbst dem Rufe der Akademie so wenig Sorgfalt widmen, daß Sie Verwandtschaften mit den Merians und Ihre eignen Beziehungen zu denselben höher stellen als ein freies Urtheil — dann müssen andere die Ehre des fürstlichen Institutes wahren und sie wird gut aufgehoben sein bei uns."

„Herr Oberbaudirector — guten Morgen," rief Werner zornig — er wendete sich mit heftiger Geberde von Schlüter ab und verließ schnell das Zimmer. „Es ist ein stolzer — nicht zu schreckender Monsieur," knirschte er. „Wir werden alle unter seine Füße getreten."

Schlüter war erregter geworden, als er selbst gewünscht und sich vorgenommen hatte. „Elende Rücksichten," murmelte er. „Ich weiß es — dieses Gewürm, das Herr Eosander füttert und um sich

kriechen lassen will, ist sehr rührig. Die Wartenbergs thun das Ihrige, um die Würmer feist zu machen — aber ich werde sie alle zurückscheuchen in ihre Winkel, wenn sie den herrlichen Stamm der mächtigen Eiche — der Kunst, beugen wollen — so lange es hier drinnen klar und licht bleibt." Er deutete auf seine hohe Stirn.

„Die Herren Brückner, Henzi und Nahl," meldete Martin. „Sie sind so eben ins Haus gekommen."

„Ei — schnell — schnell herein mit ihnen — willkommen, meine Freunde!" rief er den Eintretenden entgegen.

Die drei Künstler — Bildhauer — repräsentirten drei Altersstufen. Brückner war ein blondköpfiger, schöner Jüngling — Nahl ein kraftvoller Mann — Henzi ein ehrwürdiger Greis mit prächtigem silberweißen Haare.

„Herr Oberbaudirector, den besten guten Morgen," sagte Henzi, seine Hand dem Meister entgegenstreckend. „Wir haben uns wirklich gefreut auf diese Stunde. Gestern theilte uns Herr Hofmarschall von Printzen so im Geheimen mit, daß wir berufen werden würden, an dem großen Werke in besonderer Weise mit zu arbeiten."

„Der gute Hofmarschall!" sagte Schlüter, Stühle hinschiebend für die drei Männer. „Er kann seine Freude immer nicht bergen — nun denn: Ja meine Freunde. Ich will Eure Kunst in Anspruch nehmen. Nur noch wenig Tage trennen mich von dem schönen — aber angstvollen Augenblicke, wo der Guß des Standbildes eines der größten Männer der Weltgeschichte geschehen soll. Sie sind Künstler — was bedarf es weiter? Sie wissen, unter welchen Empfindungen ich dem Augenblicke entgegengehe."

Henzi nickte mit seinem silberweißen Haupte — Nahl betrachtete sinnend den Meister, und Brückners Augen funkelten vom innern Feuer jugendlicher Begeisterung.

„Ich hoffe zu Gott," sagte Schlüter, „daß der Guß gelingen — daß Freund Jakobi seine Kunst bewähren, daß meine Form der Gewalt des Metalls widerstehen werde. Dies bei Seite. Wenn das Gebilde glücklich geschaffen, dann soll es hochaufgerichtet werden auf marmornem Sockel — aber es fehlt ein großartiger Untersatz. Ich habe den gewaltigen Kurfürsten vorgestellt, wie er einzieht als Sieger — wie er stolzen Blickes auf den Sitz seiner Nachkommen schauet — ich wollte ihn einziehen lassen wie die Helden des Alterthums, denen er sich würdig anreihet — vor ihm die gefesselten Feinde, aber ich habe es verworfen. Ich würde diesen Zug der Sclaven unmöglich harmonisch mit dem Reiterbilde darstellen können — ich will: daß des Kurfürsten Gestalt hoch erhaben sei über alles, daß er droben auf dem Marmorblocke stehe als ein Repräsentant der Macht und eine Leuchte des Herrscherthums, dem sich willig die Besiegten, schweigend und von der Gewalt seines Geistes und Armes gefesselt, unterwerfen. Deswegen habe ich dieses entworfen — und in Modell gebracht."

Er öffnete eine Mappe und legte vier große, prachtvoll ausgeführte Zeichnungen auf den Tisch. Jene vier herrlichen Zeichnungen stellten eben so viele halbnackte, mit leichten Gewändern bekleidete, gefesselte Männer dar. Sie schienen am Fußende eines Piedestales angebracht zu sein und sowohl in Zeichnung als Bewegung und Ausdruck der Gesichter, an Schönheit der Körper- und Gewandformen — ließ sich nichts Vollendeteres denken.

Die drei Bildhauer hatten sich erhoben. Sie betrachteten mit Staunen und ehrfurchtsvollem Schweigen die Zeichnungen des Meisters.

„Das ist herrlich — das ist vollendet," sagte der alte Henzi,

die Hände faltend. „Und dazu über den Vieren das erzne Reiterbild — welches seines Gleichen auf Erden nicht hat.“

„O, Ihr seid zu lieb,“ sagte Schlüter gerührt, dem die Gewalt des Eindrucks seiner Entwürfe nicht entgangen war. „Wenn es gelingt, hoffe ich Ehre einzulegen — und zwar sicher, wenn Ihr mir helfen wollt.“

„Wir? wir sollten —“

„Ja. Ich bin mit Arbeit überladen — täglich wächst sie. Mein Arm ist rührig genug — allein ich bedarf der Hilfe. Kurz denn: Ich habe Euch ersehen, diese vier Sklaven nach meinem kleinen Modelle ins Große zu modelliren — wir wollen noch den talentvollen Baker heranziehen — jeder von Euch nimmt eine Figur auf sich — ich werde Euch bei der Arbeit schon mit Rath und That zur Hand gehen, und so kommen wir zum Ziele. Ist's Euch genehm?“

Brückner that einen Freudenruf. Nahl und Henzi schauten den Meister mit leuchtenden Blicken an.

„Weiß Gott,“ sagte Nahl, „es ist eine frohe Stunde — solche Ehre widerfährt nicht jedem.“

„Nehmt den Dank eines Alten,“ rief Henzi, des Oberbaudirectors Hand schüttelnd. „Wer mitschaffen darf an solchem Werke, der hat Ruhmes genug bei Mit- und Nachwelt.“

Schlüter hielt des Alten Hand einige Zeit lang in der seinigen. „Ihr ehrt auch mein Werk durch Euren Eifer,“ sagte er.

„Aber,“ fiel Nahl ein, „die kleinen Modelle werden noch Zeit erfordern, bis Ihr sie vollendet habt. Es wäre gut, wenn wir sie entstehen sähen — wenn wir Eurer Arbeit folgen könnten.“

Schlüter lächelte. „Wenn Ihr mich in den nächsten Tagen

draußen in meiner Werkstatt auf der Köpnicker Vorstadt besuchen wollt — dann werdet Ihr bereits die fertigen Modelle sehen."

„Wäre es möglich," sagte Henzi. „Ihr hättet auch diese Gestalten — diese hier — wie wir sie auf dem Papiere sehen, in Modell gebracht?"

„Ganz fertig, mein theurer Meister."

„Schlüter," rief der Alte. „Ihr seid ein Genius, wie ihn unsre Zeit noch nicht gesehen — wie er die kommenden Jahrhunderte selten — vielleicht nie mehr entzücken und erleuchten wird. Ist es möglich — die Modelle wären fertig? — wie kann Eure Hand so schnell nur den Gedanken folgen? Diese vier Stücke allein sind gewaltige Werke."

„Ihr beschämt mich, Henzi," wandte Schlüter bescheiden ein. „Es gibt ganz andere Männer wie ich. Was hat Italien in den letzten Jahren noch für wackere Leute uns gegeben? — ich bin meines kurfürstlichen Herrn williger Diener. Aber die Lust zur Arbeit ist groß in mir und ich finde in ihr die höchsten Freuden, nächst dem Glücke in meiner Familie. Also ist es ganz natürlich und wohl zu begreifen, wie ich schneller schaffe als so mancher — der wohl mit guten Gedanken und Kenntnissen ausgerüstet — dennoch die Arbeit nur als eine solche ansieht. Aber die Lust am Schaffen wird desto größer, wenn wir Freunde, Genossen finden — die vereint mit uns ein Werk fördern sonder Neid und Mißgunst — voll Freude am Gelingen."

Sie schüttelten noch einmal sich die Hände.

„Also, es ist beschlossen und abgemacht zwischen uns — und ich darf dem Kurfürsten melden, daß Ihr die Arbeit übernehmt."

„Aus vollem Herzen rufen wir Euch und uns: Glück auf!" sagte Nahl.

„Lebt wohl denn für heute. Bei dem Gusse werden wir uns doch treffen."

„Wir fehlen nicht," sagte Henzi.

„Wenn alles bereit ist, laß ich es Euch melden."

Die Bildhauer gingen hinweg. Im Gegensatze zu dem früheren unerquicklichen Auftritte mit Werner — stand diese Unterredung mit den drei Künstlern — Schlüter war deshalb auch in gehobener Stimmung. Aber diese freudige Stimmung sollte schnell genug wieder einer trüben Platz machen, denn Martin meldete den Hofmaurermeister Braun an. Schlüter ging diesem neuen Störer seiner Ruhe freundlich entgegen. Braun war ihm zwar als eigensinnig und störrisch bekannt, aber er galt als ein ehrlicher Mann — Schlüter reichte ihm deshalb die Hand und Braun ergriff sie ohne weitere Herzlichkeit, aber mit achtungsvoller Verbeugung.

„Ich komme, Herr Oberbaudirector," sagte er, ohne Platz zu nehmen, „mit den Rechnungen der abgelaufenen Woche — es ist nicht sehr erbaulich für eine so künstlerische Natura, als der Herr Oberbaudirector sind — aber es muß also sein."

„Sie wissen, daß ich mich im Dienste von Kurfürstlichen Gnaden um alles bekümmern muß, was Dero Interessen fördert," sagte Schlüter. „Und Sie wissen am besten, wie wir am Nüchternen, — am Mammon kleben. Wenn der Herr Finanzrath Kraut kein Geld schafft, — dann trauern alle Musen in Berlin. Geben Sie her, lieber Meister."

Braun reichte ein Packet Rechnungen und Belege über den Tisch hin. Schlüter entfaltete die Papiere — seine Blicke durchliefen sie schnell — endlich nahm er den letzten Bogen.

„Ah," sagte er. „Das ist eine Recapitulatio des Ganzen — da kann ich mir Zeit sparen."

„Wenn Sie die einzelnen Rechnungen nicht einer Prüfung unterwerfen wollen — ja," entgegnete Braun.

Schlüter blickte über das Papier hinweg, den Hofmaurermeister an. „Es ist Leonhard Braun, der diese Rechnungen abfaßte," antwortete er.

Braun verbeugte sich kalt — der Oberbaudirector prüfte die Recapitulation. „An Gerüstbalken neue Zufuhr für den Preis von dreihundert Thalern — hm — das ist nicht allzuhoch," sagte er. „Hier ist eine Ausgabe zu sparen," fuhr er fort, auf eine andere Stelle deutend. „Die Pferde und Wagen zum Heranschaffen der Steine, welche am Werder ausgeladen werden, kann das Amt stellen."

Er las weiter. „Dieses hier müssen wir mit den Meistern gemeinschaftlich abreden," bemerkte der Oberbaudirector, auf einen neuen Posten weisend. „Es ist, wie mir scheint, nicht recht vertheilt die Arbeit der Bretterlieferung."

Braun, der bisher ganz zufrieden mit der Revision gewesen war, zog seine Stirn in Falten. „Darf ich fragen, weshalb nicht?"

„Weil, mein lieber Meister, der Schneidemüller Hälsus vor dem Stralauer Thore — der Holländer, viel weniger Lieferung erhalten hat, als der Bauführer Herr Jänicke."

„Damit soll gesagt sein?" fragte Braun schon etwas gereizt.

„Daß Herr Jänicke leicht in den Verdacht kommen kann, sich selbst die Arbeiten zu verschaffen, die andern entzogen werden; denn Jänicke besitzt ebenfalls eine Schneidemühle zu Rüdersdorf," entgegnete Schlüter ruhig.

„O, Jänicke ist ein unparteiischer — sehr uneigennütziger Mann."

„Ich zweifle daran nicht — möchte deshalb seinen Leumund

gewahrt wissen. Es soll daher die Lieferung gleich vertheilt werden."

Braun biß die Lippen. Schlüter sah wieder in die Papiere. „Mit den Steinlieferungen aus den Brüchen bei Halle muß vorsichtiger verfahren werden, Meister Braun," begann er wieder. „Ich finde hier einen großen Makel."

„Oh — oh," machte Braun. „Ich denke, meine Aufzeichnungen bedürfen keiner Revisio," er lachte leise aber bitter.

„Seid doch nicht gleich so heftig, Meister," wandte Schlüter begütigend ein. „Daß Ihr so offen und ehrlich die Fehler aufzeichnet, das gerade spricht am lautesten für Eure Redlichkeit — aber wenn Ihr selbst Fehler bekennt, so dürft Ihr mir nicht verargen, daß ich sie rüge."

„Fehler macht jeder," brummte Braun ganz störrisch.

„Aber es hat auch niemand das in Abrede gestellt," lächelte Schlüter. „Wie gehört diese Antwort hieher? Es handelt sich um ein Factum. Der Kurfürst thut für die Hallischen Steine sieben Groschen auf den Fuß gut — die Steine sind schlecht — Eure Bauschreiber, welche in Halle die Steine laden ließen, haben nicht ordentlich geprüft. Hier nun steht von Eurer Hand geschrieben, daß die Steine als untauglich zu Sand sind zerrieben worden — macht einen Schaden von achthundert Thalern — das darf ich nicht dulden."

Brauns Gesicht war bleich vor Zorn — er sah ein, wie Schlüter Recht hatte.

„Hier ist alles gut und richtig," setzte Schlüter, sein Gutachten abgebend, fort. „Ganz gut — sehr gut. Was diese Anfrage betrifft: Ob mit der Aufmauerung an der Bibliothekecke in dieser bisherigen Weise fortgefahren werden und neues Material herbei-

geschafft werden soll — so wird darauf der neue Plan Euch Antwort geben — den ich so eben zeichnen lasse, der fast fertig ist und der Euch heute noch zugesendet werden soll."

Er prüfte weiter. Sein Gesicht nahm einen finstern — fast mißbilligenden Ausdruck an. „Ach — was ist das?" fragte er unwillig. „Das ist nicht gut."

„Was denn schon wieder nicht?" murmelte Braun.

„Diese neuen Anstellungen beim Zeughausbau — da steht: dem neuangenommenen Gypser Polentz drei Thaler — dagegen habe ich nichts — folgt: dem neuangenommenen Zimmergesellen Lorenz vier Thaler — auch das lasse ich gelten, aber hier, was ist das: zehn Thaler Handgeld dem neuen Polier Gregorio? wer ist das?"

„Ein sehr geschickter und uns nützlicher Mann," sagte Braun erregt. „Ein Mann, der — aus Italien gebürtig — in Wien und Straßburg gearbeitet hat, der mit guten Zeugnissen versehen ist."

„Mag alles sein, Meister, aber ich habe mich ganz bestimmt ausgesprochen, daß hinfüro keine Anstellung der fremdländischen Gesellen stattfinden solle — daß Poliere insbesondere aus denen brandenburgischen und deutschen Landen herangezogen und besoldet werden müssen. Jener Mensch ist von der Arbeit zu entlassen."

Braun fuhr auf. „Herr Oberbaudirector," stammelte er, „der Polier Gregorio ist mit Genehmigung des Baumeisters de Bodt und des Herrn Grüneberg angestellt worden."

„Herr Hofmaurermeister," entgegnete Schlüter kurz aber gelassen, „die genannten Herren sind allerdings von Seiner Durchlaucht mit der Führung des Baues betraut, seitdem ich mich, der

überhäuften Geschäfte halber, von der Arbeit zurückzog — dennoch ist mir die Oberaufsicht übertragen. Sie alle können eben so wenig Leute ohne meine Genehmigung anstellen, als Sie, wie ja Ihre eignen Rechnungen beweisen, einen Thaler ausgeben können, den ich nicht genehmigte. Ich weiß, daß Herr de Bodt gern die Fremden in die Arbeit bringt — ist er doch selbst ein Fremdling — ein Franzose. Ich habe alle Achtung vor dem Talente der Franzosen, allein es ist nicht wohlgethan, das aus der Fremde zu holen, was wir hier eben so gut finden können. Die Poliere sind sehr wichtige Leute, das brauche ich nicht zu beweisen — und bei Unternehmungen deutscher Fürsten sollten vorzugsweise auch deutsche Kräfte gebraucht werden."

Er betonte den letzten Satz so stark, daß Braun ihn wohl verstehen mußte.

„Der Herr Hofarchitekt Eosander von Goethe ist allerdings auch ein Fremder," sagte er boshaft lächelnd. „Und die Anstellung des Gregorio ist auf seinen Wunsch geschehen — ja — ja, diese Empfehlung ist nicht von Nutzen."

„Ich würde auf niemand Rücksicht nehmen, wenn es meine Ueberzeugung zu behaupten gilt — Herr Eosander ist nicht berechtigt, Leute bei den kurfürstlichen Bauten anzustellen, die ich überwache. Er mag seinen Italiener nach Oranienburg bringen, wo er ja einen Pavillon erbauen will."

„Wir müssen also den Polier entlassen?"

„Ja. Ich ordne es so an."

„Ich gehe sehr ungern an diese Verfügung."

„Sie werden dem Oberbaudirector wohl ein wenig Gehorsam leisten," sagte Schlüter gezwungen scherzhaft.

„Ach — ich kenne meine unterthänige Stellung — ich bin nur ein Diener des oberen Leiters.“

„Braun,“ rief Schlüter. „Sie sind ein Kind mit Ihrem Eigensinne.“

„Ich will Ihnen wünschen,“ platzte Braun heraus, „daß man Ihnen nicht auch einmal Dinge vorschreibe, die Sie recht ungern thun und die Ihnen so bis — bis — in die Augen nnd in die Nasenwurzel — und von da ins Gehirn klettern.“

„Ich müßte sie verwinden, was mir leicht würde, wären jene Dinge nicht schlimmer als die, welche ich Euch zumuthe.“

„Der Schneidemüller — die Steine aus Halle — der Polier Gregorio ein recht hübsches Aergerfrühstück — Gott befohlen, Herr Oberbaudirector — hol der Teu—“

„Halt!“ rief Schlüter mit starker Stimme. „Sprechen Sie nicht aus, Herr Hofmaurermeister — ich will Sie vor einer Verletzung des Respectes gegen Ihren Herrn und Kurfürsten bewahren. Nicht weiter — ich verbiete Ihnen, das in meiner Wohnung zu sprechen.“

„Oh — oh — verzeihen Sie,“ knirschte Braun. „Ich bin ja nur der Handwerker — der Packträger — oh — ich füge mich. Den Plan erwarte ich demüthigst. — Gott befohlen, Herr Oberbaudirector — Gott befohlen.“

Er verließ das Zimmer mit einer ironisch demüthigen Verbeugung. Schlüter war kaum Herr seiner selbst geblieben — es geschah ihm selten, daß er dem Zorn gegen Untergebene freies Spiel ließ, aber er wollte dem heftigen Braun, den er sonst achtete, noch eine derbe Weisung auf den Weg geben, — als er in der Thüre auf einen neuen Morgenbesuch stieß. Es war ein stattlicher Mann mit intelligenten Gesichtszügen und feurigen Augen, die gerade jetzt ein wenig unstät blickten, auch zeigte das Antlitz eine Blässe, welche

sonst wohl nicht auf demselben lagerte — eine Mattigkeit schien sich über die ganze Erscheinung des Eintretenden zu verbreiten.

„Jakobi — Freund!“ rief Schlüter. „Was bringt Sie denn so früh schon hieher?“

„Geschäftssorgen,“ entgegnete der Gefragte. „Sie hatten wohl eine Scene mit dem eigensinnigen Braun?“

„Ich wollte ihm so eben noch ein ernstes Wort nachrufen.“

„Er ist glücklicher dran, als mancher andere. Er kann seinem Unmuth Luft machen — seine Sorge austoben — ich würge sie hinunter.“

„Es geht Euch dann wie mir,“ sagte Schlüter ein wenig unwillig. „Auch ich würge die Sorgen hinunter — und den Zorn dazu — ich bin ein Narr, denn ich nehme mir die Dinge oft mehr zu Herzen, als es Noth thut. Nun Jakobi, was sind denn Ihre Sorgen?“

Der Mann ließ sich auf den Sessel nieder und seufzte tief.

„Um Gottes willen — es ist doch nichts an der Form der Statue geschehen?“ rief Schlüter erbleichend. „Sprecht, Johannes.“

„Nein — nein — ich wollte nur melden, daß alles zum Gusse bereit ist,“ antwortete der Mann, der kein anderer war, als Johann Jakobi, der wackere Erzgießer, dem Schlüter den bevorstehenden Guß des Standbildes Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, übertragen hatte.

„Ah — ich athme wieder,“ sagte Schlüter.

„Ich bin athem-, — freudelos — gedankenlos — wie Sie wollen,“ sagte Jakobi, finster und ängstlich zu Schlüter aufblickend.

„Aber weshalb denn? Was macht Ihnen so viel Sorge? Es ist gewiß ein Unheil geschehen?“ Auch Schlüter war, wie die

meisten Künstlernaturen, leicht erregbar und geneigt, an Widerwärtigkeiten zu glauben, die er freilich schnell genug beseitigte.

„Nein — nein,“ beruhigte Jakobi. „Das ist es nicht, aber ich zittre vor dem Augenblicke, wo der Guß beginnen soll. Ja — jetzt, wo alles bereit ist, wo es nur noch des Willens bedarf, des entscheidenden Wortes, jetzt befällt mich Sorge, die Angst um das Gelingen macht mich erbeben.“

„Mann,“ rief Schlüter, dessen höherer geistiger Muth immer mit der nahenden Entscheidung wuchs. „Ihr werdet doch jetzt nicht zagen? Ei, es ist ja eine hochwillkommene Nachricht, die Ihr mir bringt. Ich dachte, wir würden noch eine Woche mindestens zu den Vorbereitungen brauchen. Glück auf, Jakobi! Ihr habt großen Theil an dem guten Werke, das wir bereiten, und Ihr sollt sehen: Es geht alles mit Gottes Hilfe trefflich von statten.“

Jakobi fuhr mit der Hand in die Haare. „Mag es also geschehen, wie Ihr sagt — aber es ist ein riesenhaftes Werk — so etwas hat man selten gesehen.“

„Desto größer ist unser — Euer Ruhm. Wenn einst die Statue sich stolz erheben wird auf ihrem Piedestal, dann wird die Mit- und Nachwelt, so oft sie auf das Bild blickt, auch unsre Namen nennen. Bedenkt: in dem Augenblick, wo wir den Zapfen ausstoßen, begibt sich etwas Großes; drunten in erdbedeckter Grube gestaltet sich das, was wir bald von allen bewundert sehen und belobt hören werden.“

„Oh — wenn es nur gewiß ist,“ rief Jakobi, die Hände ringend.

Schlüter ward besorgt. Wenn der Gießer, der hart vor dem Beginne des gewaltigen Werkes stand, also zaghaft war — wie leicht konnte das Ganze da mißlingen? ein zu frühes oder

spätes Ausströmen des Metalles — eine kleine, fast unscheinbare, in der Erregung und Angst vergessene Sache — eine Stelle, die mit zitternder Hand überarbeitet war — das alles konnte ein Werk gefährden, auf welches, wie Schlüter in stiller Seele hoffte, das ganze brandenburgische Land mit Stolz blicken sollte.

„Johannes," rief er fast schmerzlich. „Das — das von Euch? — von Euch dieser Kleinmuth — von Euch, der sich kühn erbot, den mächtigen Guß zu vollbringen, als feige Seelen zagten? O, das ist eine schmerzensreiche Stunde, in der ich solches erfahre."

„Feige Seelen!" rief Jakobi aufspringend. „Ja wohl — Ihr meint den Glockengießer Martin Hinze, dem vor mir der Auftrag ward, die Statue zu gießen und der ihn ablehnte? Ha! ha! ha! Feige? — nein, klug war der Mann — bedächtig. Er ließ sich nicht blenden von dem Ruhme — er wies die lockende Arbeit von sich. Oh — es mag ihm viel Ueberwindung gekostet haben, als er Euer herrliches Modell vor sich sah — es mag viel Seufzen da geschehen sein, als Hinze an den Ruhm dachte — aber er war vernünftig genug, Nein zu sagen. Er fürchtete das Mißlingen."

„Er ist ein Feigling, sage ich noch einmal," rief Schlüter mit kraftvoller Stimme. „Wie? haben wir darum gelernt, gearbeitet, gesorgt und berechnet? Haben wir darum tausend mal mehr Kenntnisse erworben von den Geheimnissen der Metallkunst und von den wunderbaren Vereinigungen der Naturkräfte? Haben wir uns dieses Feuer, Wasser, Erde — selbst die Luft für unser Werk dienstbar gemacht, daß wir im Augenblicke des Vollendens zaghaft und kleinlich dastehen — mitleidig begafft von jedem elenden, kleinen Glocken- oder Stück-, Roth- oder Gelbgießer, der vielleicht muthiger an das Werk gegangen wäre? Nein, Johannes! Muth! Gott ist mit uns. Wir wollen eine schwere Arbeit beginnen, aber

es wird eine Arbeit sein, wie sie selten die Sterblichen glücklicher vollbracht haben."

„Ihr seid zu stolz, Andreas."

„O nein, wahrlich nicht," sagte Schlüter mit ernstem, fast feierlichem Tone. „Aber ich darf nicht kleinmüthig sein angesichts der Entscheidung. Wem Gott Kraft und Geschick gab, der soll nicht das Gelingen, zu dem doch jene beiden Gaben verhelfen wollen, durch ein elendes Zagen vereiteln. Lasset das bebende Herz nicht in die feste Hand treten — was wir geschaffen, muß aus der finsteren Grube herauf an das Licht der Sonnen und es wird strahlen — verlasset Euch darauf."

„Zweihundert und fünfzig Centner Erz," stöhnte Jakobi.

„Sie sind nicht mehr und nicht minder gewichtig, als zehn Centner — als acht — als sechs — im Verhältniß zu der Form, in welche der kleine Glockengießer sein Metall strömen läßt. Unsere Form ist kunstgerecht gebaut — alles ist wohl verwahrt. Habt Ihr die Dammgrube fertig?"

„Bis auf wenige Fuß ist alles hergerichtet — am Kopfende ist noch nicht gedammt — Ihr wolltet es erst noch sehen."

„Gut. Die Roste sind fertig und geblendet?"

„Auch das ist geschehen."

„Alles Metall ist herbei?"

„Alles."

„So lasset Gott das weitere verfügen."

Jakobi senkte das Haupt. „Ich bin ein guter Christ" — sagte er, seine Hand auf die Brust legend. „Ich bin furchtlos und die bösen Geister, die doch wohl vorhanden, sollen mir so leicht nichts anhaben. Dennoch hatte ich ein Gesicht — ich meine, es war ein solches."

„Aha," lachte Schlüter. „Daher Euere Sorge? Ich bin der Aufklärung nahe. Ha! ha! ein Gesicht — das hat den gescheidten, wohlerfahrenen Gießmeister Jakobi, den man sogar in der königlichen Gießerei zu Paris hochachtete, verzagt gemacht? Johannes, seid Ihr ein Mann oder ein Kind?"

„Lacht so viel Ihr wollt — es war in dieser, der vergangenen Nacht. Ich habe keine Ruhe — das ist erklärlich. Seit die Form in der Grube am Ofen steht, seit sie gedammt ist, bin ich stets in der Nähe; wenn ich erwache, prüfe ich alles, und ebenso mache ich es, wenn ich meine Lagerstätte suche. Das war gestern geschehen — aber wie gesagt, ich konnte nicht ruhen und so erhob ich mich von meinem Lager — nahm die Lampe und schritt leise aus dem Zimmer, meine Gattin und mein kleines Kind nicht zu wecken. Ihr kennt den Weg im Gießhause, das Ihr selbst erbautet, genau — er führt bis zur Gießhalle in grader Richtung fort, und ich konnte mit Erstaunen wahrnehmen, wie von der Halle herauf, an der Stelle, wo der Gang sich senkt, ein röthlich Licht schimmerte. Da die Gesellen längst schon zu Bette waren und da ich eigenhändig jeden Abend die Thüren ringsum verschließe, seitdem die Form in der Grube steht — wußte ich mir nicht den Ursprung jenes Lichtes zu deuten. Es geht die Sage, daß in den Kellern, die noch vom alten Gießhause herrühren, auf dessen Grunde Ihr dieses neue erbaut habt, die Schatten zweier bösen Gesellen umherwandeln sollen, welche dereinst den Guß der Glocke vereitelten, die für den Spandauer Thurm von St. Nicolai gegossen werden sollte. — Ja, Ihr lacht, aber meine Leute haben den Spuk gesehen — nun sei's wie es wolle — ich dachte daran und so trat ich mit gutem Gebet auf die Galerie der Gießhalle und sah in den finsteren Raum hinab, in welchem ein rothes Lichtlein hüpfte."

Schlüter ward aufmerksamer.

„Ich sah," fuhr Jakobi fort, „eine dunkle Gestalt — sie hielt das Licht, dessen röthlicher Schein auf und niedertanzte, und ich vermochte bleiche Züge, große funkelnde Augen zu erkennen. Wie ein Schatten bewegte sich dieses Ding an der Dammgrube und am Gießofen umher. Bald war es an dem Rande, dann schien es aufwärts zu steigen und klapperte am eisernen Deckel des Schürloches — kroch behende von da bis an die Gußrinne, und es war mir, als rüttle es an dem Zapfen. Ich stand einige Minuten wie fest gebannt, denn das Wesen war allem Anscheine nach ein böses und teuflisches, so gelenk und schnell bewegt sich nichts von Fleisch und Bein am und um den Ofen herum, der fast glatt und nur mit kleinen Galerieen umgeben ist, auf welchen der Kundige selbst nur knapp stehen kann. Ich drückte mich die Wand entlang — da huschte es vom Ofen zur Dammgrube und ich sah, wie es schaufelte und kratzte, und die gute, schwarze Gartenerde, die wir zum Dammen aus dem kurfürlichen Garten zu Friedrichsfelde herbeischafften, herabwarf."

„Und Ihr seid nicht dem Spuke oder dem frechen Gesellen auf den Leib gegangen?" rief Schlüter fast entrüstet.

„Nein. Ich war von dem abscheulichen Dinge wie gebannt — erst nach einiger Zeit ermannte ich mich und trat vor — ich hielt die Lampe über die Galerie hinaus, so daß ihr Schein in die Halle fiel und rief: Alle guten Geister loben Gott den Meister! Da kreischte das Ding hell auf, und ich sah beim Lichtschein ein ganz bleiches Antlitz, wie das eines längst Verstorbenen, und aus dem Schädel funkelten zwei Augen wie Feuerräder — das Wesen löschte seine Grabflamme aus. „Verderben über Euch," rief es mit gellender Stimme — daß es recht dumpf und wie ein Echo schallend durch

den öden, mächtigen Raum summte, und dann glitt der schwarze Schatten an dem Ofen hinab und war verschwunden."

„Und Ihr? Was thatet Ihr?" fragte Schlüter.

„Ich eilte nun in die Gießhalle — nirgends war eine Spur zu entdecken. Ich stieg auf den Ofen, — leuchtete in die Dammgrube — alles war unversehrt. Es war also sicherlich ein spectrum, welches sich dort herum trieb, denn einmal fand ich nirgends Spuren von seiner Hand an dem Ofen — dann auch muß es in die Erde gesunken sein, wohin wäre es sonst wohl gekommen?"

„Hm," lächelte Schlüter. „Ist das der einzige Ab- und Zugang zur Gießhalle, durch den Ihr kamet? Ich kenne doch jede Pforte im Hause. Es führen noch drei Thüren aus der Gießhalle in die Nebenräume — eine vierte an die Wassertreppe des Bastions."

„Ich weiß es; aber es kann niemand durch diese Thüren entschlüpfen, weil ich selbst sie verriegelte und meine Gesellen längst im Bette schnarchten."

„Und Ihr habt heute noch einmal den Ofen genau besichtigt?"

„Ganz genau und nichts entdeckt."

„So habt Ihr ein Gesicht gehabt, aber eines, was Euch durch die sehr erregte Phantasie vorgespiegelt ward. Eure Nerven sind in steter Aufregung, und Ihr habt Furcht vor dem Gusse, daher Eure Phantome."

Jakobi schüttelte das Haupt. — „Ich hörte deutlich den Weheruf. Gott gebe, daß ich mich täuschte, aber diese Schreckgestalt deutet auf Unheil. Es wird etwas Schlimmes geschehen bei dem Gusse — Ihr sollt sehen."

„Jakobi," rief Schlüter zornig und mit dem Fuße stampfend. „Ich liebe Euch und freute mich Eures Ruhmes; der Mann, der mit mir vereint, ein gutes Werk schaffen half, der sollte mir werth

sein für immer — nun ich Euch aber so sehe — so in Ammenmährlein vernarrt — voll feiger Furcht, weil der Schein einer Lampe Euch Gestalten vorgezaubert — weil der Wind im Schornstein und Schwalch heulte, meintet Ihr Wehrufe zu hören — oh — ich bin höchst unwillig, daß Ihr kleinmüthig Euch um den Ruhm bringen wollet. Steht nicht alles prächtig und gut da? Die Form ist gehärtet und gehörig ausgeglüht — das Wachs lief nach Wunsch ab — der Kern ist nach allen Regeln der Kunst gefertigt, desgleichen der Mantel, den wohl geschmiedete Eisenbänder wie mit einem riesigen Netze umgeben — wir haben die Form glücklich in die Dammgrube gebracht — das Metall wartet nur auf die Schmelze und jetzt, — wo alles auf uns blickt, kommt Ihr mit Gespenstermährchen — o, Johannes, ich werde irre an Euch, den ich hoch hielt. Rafft Euch auf — ich werde noch einmal alles besichtigen — ich bin ruhiger wie Ihr — ich werde dem Kurfürsten, dem Markgrafen, Printzen dem Hofmarschall, den gleißnerischen sowie den redlichen Freunden Nachricht senden, wenn alles bereit ist, und ich selbst will das Zeichen geben, wenn der Zapfen ausgestoßen werden soll. Von morgen an beginnt die Form glühend zu machen — thut große Werkstücke in die Grube — sie halten das Feuer zusammen. Hei — wie werden wir jubeln, wenn das Metall bis zum Trichter hinaufsteigt — ich sehe es brodeln und zischen."

„Ihr gebt jedem, der zaghaft ist, Muth," sagte Jakobi. „Ich schäme mich meines Zagens. Wohlan denn — auf Gedeihen des Werkes!"

„Es wird gelingen — so schwer es ist," sagte Schlüter, Jakobis Hand fassend. „Und wir wollen's im Beisein der glänzendsten Gesellschaft ausführen, denn es ist ein Festtag für alle. Erwartet mich morgen; wir bereiten alles vor."

„Ich lasse die Form noch mit Wänden umgeben — die Kohlen sollen glühen."

„Lebt wohl, Johannes — ohne Zagen und Zittern ans Werk. Bald bin ich bei Euch."

Jakobi hatte dem muthigen Schlüter keinen Einwand entgegenzusetzen; des Oberbaudirectors Zuversicht hatte sich vielmehr dem zweifelnden Gießer mitgetheilt, und voll Muth verließ er Schlüters Wohnung.

Schlüter war endlich allein. Er lauschte noch einige Minuten, ob Martin etwa neue Besuche melden werde, aber weder der Diener noch sonst jemand erschien. Der Meister warf sich halb erschöpft in den Sessel — seine Blicke waren ernst — seine Augen schlossen sich matt, und er stützte das Haupt in die Rechte. In dieser Stellung blieb er eine Zeit lang — tief in Gedanken versunken, am Tische sitzen. Plötzlich fuhr er auf — er fühlte, wie ein Arm sich um seinen Nacken legte, wie eine weiche, zarte Hand seine Wange strich.

„Christina," sagte er lächelnd, noch ehe er sich umgesehen hatte, er kannte diesen sanften, liebevollen Druck, er kannte die Hand, welche seine Stirnrunzeln mit einer leichten Bewegung ihrer rosigen Finger glättete. „Meine geliebte Frau," sagte er, sich umwendend.

„Schon so früh am Tage — wieder in Gedanken?" fragte die schöne Gattin, welche jetzt vor dem Meister stehend, dessen beide Hände ergriff. „Oh — Dein Auge ist matt, Andreas, die Gewalt der Arbeit drückt Dich nieder — es ist zu viel, was auf Deinen Schultern ruht — zu viel selbst für einen Geist wie der Andreas Schlüters."

„Nein, Christina — nein," rief Schlüter, sich erhebend.

„Wohl wälzt sich die Arbeit gegen mich heran gleich einer riesigen Welle — aber ich bin ein kraftvoller Schwimmer und werde sie durchschneiden — ich kann wohl hinabgleiten in die Senkung jener Welle, aber eben dieselbe hebt mich auch wieder empor — meine Theure, das ist es nicht — nicht die Arbeit läßt mich ermatten, nur die Kleinlichkeiten, die elenden Alltagsmenschen mit ihrem Treiben reiben meine Kraft zuweilen auf. Oh — wer immer frisch an die Arbeit gehen könnte — wer nicht gezwungen wäre, so vieles von dem guten oder bösen Willen anderer abhängig sein zu lassen —“

„Doch — doch, Andreas,“ fiel Christina ein. „Es ist fast zu viel, was sie Dir aufbürden — der Schloßbau — die vielen Nebenbauten — die große Statue — zahllose Bildwerke — endlich die Masse von Entwürfen, die Du selbst rastlos schaffest — dabei muß Dein starker Geist sich endlich beugen.“

„Ich werde durchführen, was ich mir vorsetzte,“ rief Schlüter stolz. „Und ich habe meinen guten Engel zur Seite,“ fuhr er fort, Christina sanft an sich ziehend. „Heut früh — ja heute bin ich freilich matter als sonst — es ist kein Wunder. Dieser stete Wechsel ist aufreibend: Die Anmaßung — der Eigensinn — die Zaghaftigkeit habe ich in kurzer Zeit nach einander bekämpfen müssen, das drückt schwerer darnieder als die Arbeit — horch — da kommen sie,“ rief er, wieder heiter werdend, als die Thür sich öffnete und zwei schöne Kinder: ein Knabe und ein Mädchen ins Zimmer stürmten.

Mit dem Rufe: „Papa — den schönsten guten Morgen,“ umschlangen sie den Vater. Schlüter hob das kleine, blühende Mädchen zu sich empor, er preßte seine Lippen auf die des Kindes.

„Christel, mein süßes Christel,“ sagte er. „Und da mein Johannes — oho — er hat schon wieder den Stift ergriffen.“

Der Knabe begann mit einem Bleistifte auf dem nächsten besten Bogen zu malen, dann hielt er sein Werk triumphirend dem Vater hin. „Sieh einmal,“ rief er, „habe ich es nicht gut gemacht?“

„Herrlich,“ sagte Schlüter, das Blatt ergreifend.

„Das soll der Münzthurm sein,“ lachte Johannes. „Und das da unten ein Wagen, der umgefallen ist, weil von dem Getöse die Pferde scheu wurden, wenn das Münzrad so donnert. Martins Frau sagt: die Leute möchten den Thurm dort weg haben, weil es ein Unglücksthurm wäre, weil so viel Unglück dort passirte, und es würde noch einmal durch den alten Bau größeres Unheil über die Leute an der „Freiheit“ kommen.“

Schlüters Antlitz verfinsterte sich. Er setzte die Kleine nieder und legte die kindische Zeichnung des Knaben auf den Tisch.

„Es ist eine Stelle des Unheils,“ murmelte er. „Ich werde sie meiden, so lange ich kann.“

„Welch eine schöne Zeichnung,“ rief Christina, das auf dem Pult liegende Blatt betrachtend. „Das hast Du nachts wieder geschaffen.“

„Es ist der Entwurf zu einem Glockenthurm,“ sagte Schlüter. „Wohin er kommen soll — ist gleichgültig — Ah — schon zehn Uhr. Guten Morgen, Ihr Lieben! Ich muß zu den Zeichnern hinauf.“

Er küßte die Seinen und wendete sich zum Gehen. Langsam nahm er den Weg zu dem Theile seines Hauses, der den kleinen Hof umgab.

Dora, die Meisterstochter.

Die Hinterräume des Schlüterschen Hauses waren zu einem Bureau umgeschaffen, in welchem der Oberbaudirector seine Zeichner und Condukteure beschäftigte. Schlüter hielt oft acht bis neun solcher Männer in seinem Hause. Der Oberbaudirector ging durch das erste und zweite Zimmer, in welchen, über ihre Reißbretter gebeugt, die Zeichner saßen, und trat endlich in ein kleines Gemach, das am Ende des Flügels lag.

Hier stand vor dem Arbeitstische ein junger Mann von etwa 22 Jahren. Er war von auffallend schöner Gestalt. Sein Gesicht konnte mädchenhaft genannt werden, denn den sehr zarten Teint belebte eine feine Röthe, und langes, weiches, seidengleiches Haar fiel in Locken bis auf die Schultern. Der junge Mann war in dunkle Serge gekleidet, ein feiner Kragen umrahmte gegen die Mode der Zeit seinen Hals — was dem Ganzen ein geniales und künstlerisches Aussehen verlieh.

Als Schlüter eintrat, wendete sich der junge Künstler um — er hielt eben die Reißschiene in der Hand, um den letzten Strich unter eine vollendete Zeichnung zu ziehen, weshalb er auch die Reißfeder voll „indianischer Dinte“ oder wie man heute sagen würde, mit Tusche gefüllt hatte.

„Ei, mein lieber Kurt,“ sagte Schlüter näher tretend. „Sie haben fleißig gearbeitet, wie ich sehe. Die Zeichnung für Braun ist ganz vollendet.“

„Ich wollte, daß Sie mit mir zufrieden sein sollten, Herr Oberbaudirector,“ sagte der junge Mann.

„Das bin ich immer,“ entgegnete Schlüter, ihm die Schulter

klopfend. „Es gereicht zur Freude, Sie vorschreiten zu sehen, — und wenn ein Edelmann wie der junge Freiherr von Berchholz so gute, ja bedeutende Anlagen zeigt, so interessirt das doppelt. Es ist als ein erfreuliches Zeichen zu begrüßen, daß auch bei uns, im Norden Europas, die Edelleute sich der Kunst widmen — diese Wendung verdanken wir dem Kurfürsten, der durch seine Schätzung der Künstler und Gelehrten allen mit herrlichem Beispiele vorangeht. Ich war deshalb Ihr thätiger Anwalt, mein lieber Kurt, bei Ihrem Herrn Vater, als dieser Schwierigkeiten machte, den Sohn einer altadeligen Familie der Berchholz, — Architektur studiren zu lassen."

„Mein Vater hatte von vorne herein Unrecht," rief Kurt feurig. „Einmal gibt es nichts Erhabeneres als die Kunst — man wird erst ganz davon erfüllt, wenn man Italien gesehen hat; dann frage ich aber: Was kann ein armer Edelmann, wie ich es bin, Besseres thun, als die hohe Kunst zu treiben? Wie heute die Sachen stehen, bedarf es großer Mittel, um bei Hofe und in der Armee zu glänzen — zu glänzen an einem Hofe, der an Pracht mit jedem in Europa wetteifert; dabei wird eben nur auf das Aeußere gesehen und mir," setzte er leise hinzu, „mir fehlen die Schätze, um einen meiner Familie würdigen Rang zu behaupten, — das mußte mein guter Vater bedenken. Aber in der hohen Baukunst kann ich mich zu Ehren, zu Würden erheben. Der Kurfürst unternimmt und befiehlt die prächtigsten Dinge. Euer Beispiel, mein erhabner Meister, ist es, was mich anfeuert. Es wird herrlich sein, wenn der Name Berchholz dereinst mit einem großartigen Gebäude verknüpft und verbunden sein wird, das für alle Ewigkeit errichtet wurde."

„Bleibt dabei, mein Freund," sagte Schlüter. „Und glaubt

mir, daß es ein unbeschreiblich erhabnes und erhebendes Gefühl ist, zu sehen, wenn ein Bau, den wir selbst angaben und planten, in die Höhe wächst, wenn unsre Gedanken die Steine gewissermaßen beleben und Formen annehmen lassen, die wir in stillen Stunden erdacht."

Er war an das Reißbrett getreten und betrachtete die Zeichnung. „Vortrefflich," entschied er. „Ganz, was ich angab und wollte. Der mürrische Braun wird freilich allerlei daran zu mäkeln finden, aber ich werde keine Widerreden dulden. Der Bau an der Bibliothekecke muß so ausgeführt sein, wie es hier steht in der Zeichnung."

Er betrachtete die Zeichnung wieder sehr aufmerksam — sein Gesicht überflog ein Lächeln. „Sie haben ja da auch einige besonders genau ausgeführte Details angebracht," sagte er, mit dem Finger auf die Zeichnung deutend. „Hier oben in den Rundbogen der Fenster hatte ich theils Büsten — theils Reliefs angebracht — angedeutet — Sie haben zur Probe zwei solcher Köpfe ganz genau und scharf gezeichnet. Weibliche Porträts, wie ich sehe — aber Büste und Relief sehen einander vollkommen ähnlich."

Kurt von Berchholz erröthete — er ward sichtlich verlegen. „Es ist wohl — ein — ein Zufall — —," entgegnete er.

„Hm — mag sein," sagte Schlüter. „Aber mir ist, als sollte ich ein Original kennen, dem Sie die Ehre angethan haben, als Büste einer Göttin copirt zu werden."

Er blickte Kurt fragend an — sein Gesicht war freundlich aber ernst — er schien eine Antwort zu erwarten.

„Es ist leicht möglich," entgegnete Kurt, „daß ich irgend ein — schon früher gesehenes, jugendliches Antlitz hier in der Zeichnung wiedergab. Es geschieht ja oft, daß einem die Gestalten und Gesichter vor der Phantasie wieder aufsteigen."

„Ja wohl," sagte Schlüter schärfer betonend. „Und die Künstler Italiens, Hollands und so weiter haben oft genug solcher Gestalt diejenige verewigt, welche ihrem Herzen besonders theuer war."

Kurt kramte in dem Kasten seines Tisches — sein Gesicht war von Schlüter abgewendet, der die Zeichnung sauber zusammenrollte, nachdem er eigenhändig den Schlußstrich mit Tusche darunter gezogen hatte.

„So," sagte er, einen Faden um die Rolle bindend. „Nun wollen wir sogleich die Zeichnung an Braun senden, der morgen früh schon die Aenderungen beginnen muß. Böhme kann sie zu dem Hofmaurermeister tragen und so den Plan ihm noch erklären — einiges besprechen."

Er verwendete bei diesen Worten keinen Blick von Kurt, der sichtlich unruhig und verlegen war.

„O ich dachte," begann er, „daß derjenige, welcher die Zeichnung des Risses und der Fronten, sowie der Profile fertigte, daß der auch wohl mit dem Maurer Rücksprache in Ihrem Auftrage nehmen müsse."

„Es ist freilich so der Brauch," entgegnete Schlüter. „In diesem Falle aber, mein lieber Kurt, gestatte ich mir, von alten Bräuchen abzuweichen und werde dem Kondukteur Böhme die Zeichnung übergeben, um sie Braun zu bringen. Sie müssen ja ohnehin in die Akademie. Ihre Stunden, welche Sie dem Studium der Antike widmen, beginnen."

Kurt entgegnete nichts. Er verneigte sich stumm, wie zum Abschied, nahm von der Wand seinen Mantel, den Hut und den Degen, welchen alle Künstler damals trugen, und verließ mit Schlüter das Zimmer. Er sah, wie der Oberbaudirector den Kon=

dukteur Böhme beauftragte, den Plan an Braun abzuliefern, und der junge Edelmann stieg recht mißmuthig die Treppe hinab, welche in den Flur des Schlüterschen Hauses führte. Hier blieb er hinter dem Absatze stehen — er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Der Kondukteur Böhme war bereits mit der Zeichnung in der Hand in das Vorzimmer des Bureaus gekommen. Böhme warf höchst mißmuthig seinen Mantel um und stülpte mit einer zornigen Geberde den Hut auf. Er ging sehr ungern zu dem Hofmaurermeister Braun.

„Man kommt nie ohne Streit von diesem Menschen fort," brummte er, zur Treppe gehend. „Wenn er einen Entwurf Schlüters sieht, dann hat er auch daran zu mäkeln, und der Zank ist da."

Er stieg die Treppe hinab, — und wollte eben auf die Hausthüre zu, als Kurt von Berchholz ihm in den Weg trat. „Herr Böhme," sagte er schnell uud leise. „Ich weiß, Sie gehen ungern zu Braun."

„Ich würde lügen, wenn ich nein sagte," antwortete Böhme lachend.

„Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir diesen Ihnen unangenehmen Gang zu thun überlassen wollten," bat Kurt.

Böhme schaute ihn mißtrauisch an. „Braun ist kein Anhänger Schlüters," sagte er.

„Eben deswegen," fiel Kurt ein. „Ich habe schon längst einmal mit dem Hofmaurermeister ein Wort reden wollen. Sie meiden ihn gern."

„Gewiß, gewiß, und wenn Ihnen ein Gefallen geschieht —"

„O ein sehr, sehr großer."

„Gut denn! Sie wissen genauer mit den Gedanken des Ober=

baudirectors Bescheid als ich. Sie zeichneten den Plan, die Profile, die Fronten."

„Aber Sie dürfen Herrn Schlüter nicht sagen, daß ich bei Braun war."

Böhme dachte ein wenig nach. „Es wird wohl nicht verborgen bleiben," meinte er. „Denn morgen schon bespricht Schlüter sich mit Braun."

„Nun — so wird ja kein Unglück daraus entstehen, wenn er erfährt, daß ich statt Eurer bei Braun war."

„Freilich nicht. Es kommt ja nur darauf an, daß die Sache ausgeführt werde."

„Gewiß. Wir können ja auch eine kleine Lüge wagen: Ihr wurdet unwohl, gerade als Ihr zu Braun wolltet — da traft Ihr auf mich — und ich bot mich an, Braun den Plan zu übergeben."

„Das ginge," sagte Böhme, der gern einen freien Vormittag hatte. „Ich darf mich vor Nachmittag nicht sehen lassen."

Er gab Kurt die Zeichnung, und dieser eilte hastig damit auf die Gasse. Er schritt die Brüderstraße hinunter bis zum Dom und Schloßplatz, während Böhme ihm kopfschüttelnd nachblickte. Er konnte sich nicht erklären, weshalb Kurt so sehr eifrig nach einer Mission bei dem unangenehmen, eigensinnigen Braun strebte. Kurt hätte viel kürzeren Weg bis zur Wohnung Brauns gehabt, denn er brauchte nur durch Heyses Gäßlein in die breite Straße zu gehen. Dort an der Ecke stand Brauns Haus, aber der junge Mann schien im Gehen allerlei zu überlegen, und dazu bedurfte er längerer Zeit, die ihm auch der längere Weg lieferte. Kurts Antlitz glühte; — er stieß einige Male gegen Vorübergehende, und als er vor Brauns Hause stand, wußte er selbst nicht, wie er dahin gekommen

sei. Er zog die Glocke. Die Thür öffnete sich, und eine Magd erschien.

„Ich habe den Herrn Hofmaurermeister in geschäftlichem Auftrage zu sprechen," sagte Kurt.

„Der Herr Hofmaurermeister ist auf dem Zeughausbau," näselte die Alte.

Kurt athmete auf — sein Gesicht drückte vollständige Zufriedenheit damit aus, daß Herr Braun nicht in seinem Hause war. „Ist etwa ein — ist etwa die Jungfer — die Tochter zu sprechen?" fragte er zögernd.

„Jungfer Dora?" entgegnete die Alte, den schönen jungen Mann betrachtend. „Ich denke, der Herr kommt in Geschäften?"

„Gewiß. Seht hier die Zeichnung. Ich kann nicht den Herrn Hofmaurermeister aufsuchen — ich muß die Zeichnung — eine sehr wichtige, hier lassen, darf sie aber nur in sichre Hände geben."

Die Alte wendete sich zum Gehen — sie stieg die Treppe hinauf — verschwand — kam dann wieder und rief: „Kommen der Herr nur."

Kurt stieg hastig die Treppe hinan. Er sah und hörte nicht mehr — sein Herz klopfte gewaltig, und bald befand er sich in dem an der Treppe gelegenen Zimmer des Maurermeisters. Es war im bürgerlichen Geschmacke der Zeit, aber sehr behaglich eingerichtet und mit vielen Kupferstichen geziert, welche allerlei Ansichten großartiger Gebäude in verschiedenen Städten Europas darstellten — linker Hand von der Thür, der andern in die eigentliche Wohnung führenden Thür fast gegenüber, hing ein in Quecksilberrahmen gefaßter Spiegel von ziemlichem Umfange, für jene Zeit ein großer Luxusartikel, den nur wohlhabende Leute sich gönnen durften.

Kurt hatte seine Zeichnung wohl bewahrt in der Hand. Trotz seiner ersichtlichen Unruhe musterte er doch das Zimmer mit Aufmerksamkeit. Er war gerade dabei, den schön gearbeiteten Spiegel zu betrachten, als er unwillkürlich einen Ruf der freudigsten Ueberraschung ausstieß. Er erblickte nämlich in dem Glase die Gestalt eines schönen jungen Mädchens, welches, aus der Thür tretend, von Kurt sogleich im Spiegel gesehen wurde.

Es war Dora Braun, die Tochter des Hofmaurermeisters. Doras edle und feine Gestalt umgab ein dunkelgrünes Kleid, welches nach der Tracht und Mode für bürgerliche Frauen und Mädchen mit breiten Bändern besetzt und mit Spitzen an den Aermeln versehen war. Ein blendend weißer, schmaler Kragen legte sich um den schlanken Hals, und das zierlich gestickte Mieder, welches in die zu jener Zeit beliebte, sogenannte „Schnebbe" auslief, hob den reizenden Wuchs des schönen Mädchens. Dora Braun trug ihre prächtigen, kastanienbraunen Haare mit einem Kamme aufgesteckt, der die Fülle der Locken kaum zu halten vermochte, welche ihn ziemlich widerspenstig überfluteten.

Es war sehr eigenthümlich, daß auch die Tochter des Hofmaurermeisters einen Ruf ausstieß, als sie im Spiegel Kurts Antlitz gewahrte, und daß dieser Ruf ebenso freudig klang als der, den der Schüler des Meister Andreas beim Erblicken des jungen Mädchens ausgestoßen hatte. Kurt wendete sich schnell um — Dora stand noch auf der Schwelle, sie schlug die Augen nieder, eine hohe Röthe überströmte ihr schönes Gesicht, und ihre zarte Hand spielte verlegen mit dem Schlüsselbunde, welches von dem Gürtel herabhing.

„Sie kommen, Herr von Berchholz?" begann Dora.

„Im Auftrage des Herrn Oberbaudirectors, um — um

eine sehr wichtige Zeichnung für Ihren Herrn Vater zu überbringen," fiel Kurt ein.

„Sie finden meinen Vater nicht hier."

„Oh — ich bedarf nur seiner verehrlichen Tochter — der Plan muß sicheren Händen anvertraut werden. Was Herr Schlüter mir auftrug, mit Herrn Braun zu besprechen, das kann ich dem Herrn Vater später mittheilen. Ich komme in einiger Zeit wieder."

Er reichte Dora die Zeichnung. Sie nahm die Rolle. Es wäre nun der Auftrag, den Kurt sich erobert hatte, beendet gewesen, allein der junge Edelmann zeigte die ganz entschiedene Absicht, seinen Besuch verlängern zu wollen, und — Jungfrau Dora Braun machte durchaus keinen Versuch, die Zusammenkunft abzukürzen.

„Es ist einige Zeit verflossen, seitdem wir uns gesehen, mein Fräulein."

Dora blickte ihn freundlich an, obwohl das Wort „Fräulein" ihr so fremd und förmlich klang, die Bürgertöchter jener Zeit waren an einfachere und schlichte Titel gewöhnt.

„Herr Junker" sagte Dora, „ich habe den fröhlichen Abend wohl noch im Gedächtniß. Das Fest, welches die Herren Directoren der kurfürstlichen Akademie zur Feier des Stiftungstages gaben, war eines der schönsten, das ich mir denken kann."

„Für mich gewiß" fiel Kurt schnell ein. „Ich habe es — gleich Ihnen — in dem Gedächtnisse bewahrt; ich habe den Strauß bewahrt, den Jungfrau Dora mir beim Tanze auf jenem Feste reichte — ich habe oft genug voll Hoffnung, Dora Braun wiedersehen zu können, meinen Weg an diesem Hause des ehrsamen Herrn Hofmaurermeisters vorüber genommen."

„Und ich sah Euch wohl," gestand Dora leise, den hübschen Kopf wegwendend.

„Ihr sahet mich, Dora?“ rief Kurt freudig. „Ihr wolltet mich sehen?“ er wagte es, die Hand des schönen Mädchens zu ergreifen — sie entzog sie ihm sanft.

„Herr Kurt von Berchholz,“ begann sie nach einer Pause, „Ihr seid ein erfahrener — vielgereister Herr — Ihr seid ein Edelmann — deshalb scherzt Ihr ein wenig dreist mit der Tochter des Leonhard Braun — ei nun — das liegt so in den Manieren der jungen Kavaliere — aber wenn Ihr vermeinet, die Tochter des Hofmaurermeisters traue so leicht dem schönen Gerede — so irrt der Herr Junker gewaltig. Ich las neulich ein gutes Sinngedicht, darinnen kam es vor, wie der schöne, junge Edelmann das Bürgermädchen mit so vielen gut gedrehten, süßen Redensarten bedachte — wie er einen Strauß bewahren wollte, den das gute Kind ihm gegeben — wie er sich unter einem Vorwande in das Haus der Eltern schlich, um das Mädchen zu sehen und wie er ihre Hand fassen wollte — gerade so, wie Ihr heut gethan, und daran sah' ich, wie lehrreich ein solches Sinngedicht ist.“

Sie lehnte sich an den Thürpfosten und blickte dem schönen jungen Mann fast trotzig in das Gesicht, welches bleich geworden war. Das hatte Kurt nicht erwartet. Von dem ersten Augenblicke an, wo er Dora Braun auf dem Feste der Akademiker gesehen, war in ihm die Liebe für das schöne Mädchen erwacht. Daß er, der Edelmann, den Stand des Künstlers, des Architecten erwählt hatte, der ihn mit dem Maurer wohl in Berührung bringen konnte, schien ihm eine günstige Vorbedeutung. Er hatte oft genug versucht, in Doras Nähe zu kommen — vergeblich. Jetzt war es endlich gelungen, und nun mußte Kurt erfahren, daß Dora ihm mißtraute, daß der Edelmann der Bürger- und Meistertochter Argwohn einflößte. Aber Kurt war sich wohl bewußt, daß ein so glücklicher

Augenblick nicht so leicht wiederkehren dürfe — er hatte Schlüters Wohlwollen an die Erlangung des Glückes gesetzt, sich Dora nähern zu können, — er mußte die kurze Zeit nutzen.

„O, mein Fräulein,“ begann er.

„Jungfer Dora,“ fiel diese ein.

„Gut denn, schöne, liebe Jungfrau Dora, Sie sind gar zu hart — Sie vermeinen, daß ich einer der vielen jungen Leute sei, die da mit Complimenten und französischen Bonmots umherwerfen — die sich auf das Wappen etwas zu gut thun, so ihre Familien führen — o, Jungfer Dora, Sie thun mir wahrlich Unrecht. Ja — ich will offen, ganz offen bekennen. Diese Sendung des Oberbaudirectors an Ihren Herrn Vater war einem andern zugedacht. Aber ich habe alles aufgeboten, die Zeichnung, welche ich selbst gefertigt, auch selbst zu überbringen — weil,“ er trat Dora einen Schritt näher und sprach zu ihr mit innigem Tone, „weil ich hoffte — erwartete, Sie ein Mal wieder zu sehen — den Klang Ihrer Stimme noch ein Mal zu vernehmen und vielleicht von Ihnen zu hören — was ich wirklich hörte, was mich glücklich machte, daß Sie auch meiner gedacht, daß Sie mich gesehen — mich, der Tag und Nacht Ihrer gedachte, der bei der Arbeit selbst mit dem Gedanken an Sie beschäftigt war — der Ihr liebes Bild so lebendig vor seinen Augen stehen sah, daß er es in jene Arbeiten mit hinein flocht — —“

Dora Braun hob den Kopf, und ihr Blick war so freundlich, so herzig, daß Kurt muthig ihre Hand sanft erfaßte und — als die schöne Jungfrau ihm das Händchen dieses Mal nicht entzog — ausrief:

„O, geben Sie dem Manne einen Schimmer von Hoffnung, der Sie liebte von dem ersten Augenblicke an, wo er so glücklich war, Ihnen, schöne liebe Dora, gegenüberzutreten —“

Dora zog ihre Hand aus der seinigen — aber nur, um sie sanft auf seinen Arm zu legen.

„Herr Junker," sagte sie lieblich und fast schmerzlich lächelnd, „Ihr mögt recht wackre Gesinnung hegen — aber wollt bedenken, daß ein großer Abstand ist zwischen dem Edelmann und der Tochter des Maurermeisters. Wie könnte Euer Vater sein Jawort geben zu dem Bunde zwischen uns!" Sie fuhr mit der Hand an die Stirne. „Ei — wie thöricht ich schwatze — wie unrecht thue ich — ich rede fürwahr von einer Heirath, das ist wider alle Sitte, und denkt deshalb nicht schlechter von mir, weil ich heut, wo ich Euch nach längerer Zeit wieder sehe, so — so — kindisch schwatze."

„Dora!" rief Kurt, ihre Hand aufs neue fassend, „Eure Worte bezeugen mir, daß Ihr dem Kurt von Berchholz nur gute und brave Gesinnungen zutrauet. Ihr sagt Euch selbst: Er kann nur das Beste im Sinne haben — es ist ihm niemals der Gedanke gekommen, einen Liebeshandel mit der Tochter Leonhard Brauns anspinnen zu wollen — darum sehet Ihr viel weiter in die Zukunft — aber zu schwarz, Dora, viel zu schwarz. Ich bin Künstler — ich habe die Kunst zu meinem Lebenszwecke erwählt, nicht den Degen, nicht das Hofkleid der Cavaliere. Wer sich so frei gemacht hat von den kleinlichen Vorurtheilen, der darf wohl um Dora Brauns Hand einst werben — Ihr seid es, derer ich stets gedenke — immer, wo ich auch bin — was ich auch treibe — da — da seht her!"

Er entzog Dora hastig die Zeichnung und rollte sie schnell auseinander, breitete das Papier auf dem Tische aus und deutete mit dem Finger auf die Zeichnung der Fronte. Dora neigte ihr Köpfchen zu Kurt nieder und beugte sich über die Zeichnung, ihre Locken berührten die Wange des jungen Mannes, seine Hand ruhte

auf dem Papiere neben der ihrigen, und wenn beide die Köpfe einander zuwendeten, schauten sie Aug in Auge.

„Sehen Sie hier," sagte Kurt, auf die Linien der Fensterbogen deutend, „da stehen Büsten und Reliefs gezeichnet — erkennen Sie diese Züge wieder? Ich sollte nach Schlüters Angabe dort unter den Bogen Büsten und Reliefs andeuten — ich gab ihnen die Züge eines Wesens, welches ich hoch verehre — Ihr Antlitz war es, das mir stets vorschwebte, während ich emsig den Griffel führte und ehe ich mich dessen versah — ganz von selbst — wie von geheimnißvoll wirkenden Genien geführt, glitt meine Hand über das Papier und zog die Linien — und als sie gezogen waren, hatten sie Doras Gesichtszüge abgebildet — nicht wahr? die kleinen Bilder sind ähnlich — Sie erkennen sich selbst wieder."

Dora nickte wohlgefällig, sie hatte sich ein wenig von dem Tische zurückgezogen und betrachtete die feinen, kleinen Bilder, deren Aehnlichkeit mit der schönen Tochter des Maurermeisters Schlüter bereits aufgefallen war.

„Es sind in der That Bilder von mir geworden," sagte sie. „Und gewiß hat der, welcher sie zeichnete, das Original recht genau angeschaut — ich weiß das wohl, Herr Junker, denn auch ich verstehe zu zeichnen. Es soll ein Maurer mit den Griffeln und der Bleifeder Bescheid wissen — der Vater ist ein guter Zeichner, und ein wenig von seinem Geschick ist auch auf mich gekommen — darum kann ich wohl urtheilen, und ich muß sagen: diese Bilder dort, welche mir gleichen, sind nicht gewöhnliche Zeichnungen — o nein" fuhr sie fast träumerisch fort. „Das Herz ist in die Hand getreten."

„Sie — Sie fühlen — Sie empfinden das?" rief Kurt überglücklich. „So werden Sie auch erkennen, Dora, daß der, welcher jene Bilder auf das Papier warf, mit Herz und Sinn bei Ihnen war."

„Ich erkenne es recht gut," lispelte Dora leise.

Kurt drückte sanft die schöne Hand und führte sie an seine Lippen.

In diesem glücklichen Augenblicke war es, als streife ein dunkler Schatten durch die offenstehende Thür — dieser Schatten nahm Gestalt an, und plötzlich stand zwischen den beiden Glücklichen ein hagerer, unheimlich aussehender Mann, dessen bleiches Gesicht Kurt zugewendet war. Die jungen Leute fuhren betroffen zurück.

„Gregorio," flüsterte Dora erschreckt.

Der Polier richtete seine stechenden Augen auf den Junker, und nachdem er ihn einige Sekunden gemustert hatte, wendete er den Blick dem Plane und den Zeichnungen zu.

„Sehr gut — sehr gut," begann er mit boshaftem Lächeln in fremdländischem Dialecte. „Ihr Herr Vater wird sich freuen, Jungfer Dora, wenn er das Portrait seiner Tochter durch die Conducteure des Herrn Oberbaudirectors Schlüter ausgeführt erblickt."

Dora seufzte. Sie gedachte der Mißstimmung, welche fast stets zwischen ihrem Vater und Schlüter herrschte, aber der Stolz, den sie als Tochter des Hauses in sich trug, bäumte sich schnell genug auf gegen den dreisten Eindringling.

„Polier Gregorio," sagte sie kalt und herrisch. „Wer hat Euch gestattet, dieses Zimmer zu betreten? Seid Ihr nicht der Untergebne meines Vaters? Wenn Ihr hier eintreten wollt, so habt Ihr vorher zu bitten."

Gregorio zuckte auf — seine Hand ballte sich zur Faust — seine Augen rollten.

„O, Fräulein Dora — schöne Jungfrau — ich weiß, daß ich nur der Polier des Hofmaurermeisters, daß ich nur ein Handwerker bin, ich wollte mir auch eben Befehle Ihres Herrn Vaters holen, deshalb kam ich ungelegener Weise in dieses Zimmer."

„Ungelegner Weise?“ rief Kurt jetzt heftiger. „Was soll das heißen, Mann? Ich bringe von dem Oberbaudirector Zeichnungen für den Meister Braun, ich finde ihn nicht und muß sie sicheren Händen anvertrauen.“

„Und schönen,“ sagte Gregorio die Lippen beißend. „Denn Ihr habt die Hand recht innig geküßt.“

„Ah — das ist eine Frechheit, Mensch!“ rief Dora, ehe Kurt noch antworten konnte, „hinaus! Ihr verlaßt das Zimmer sofort — wie dürft Ihr es wagen, die Tochter Eures Meisters zu belauern? Vergebt, Herr von Berchholz, daß dieser Mann es wagte — —“

„Ich gehe schon — ich will nicht stören,“ sagte Gregorio mit den Zähnen knirschend. „Die Meisterstochter hat zu befehlen. Es ist ein Hieb mit der Peitsche, den ich erhalte — es werden noch mehrere desgleichen meinen Buckel treffen — bis ich klug werde. Oh — die Schüler des Oberbaudirectors sind glücklich wie ihr Meister — blicken Sie nicht so zornig auf, schönste Jungfrau — ich gehe schon — ich gehe.“

Rückwärts schreitend verließ er das Zimmer; unter der Gewalt seines abscheulichen Blickes blieben die jungen Leute wie gebannt stehen.

Erst als Gregorio das Gemach verlassen hatte, nahm Kurt das Wort. „Wer war jener Mensch?“ sagte er nicht ohne Bewegung.

„Ein fremder Gesell — der Polier Gregorio — er ward meinem Vater durch Herrn Eosander von Göthe empfohlen.“

„Durch ihn?“ rief Kurt bestürzt. „O, dieser Mensch hat ein schlimmes Gesicht — seine Augen tragen etwas von dem in sich, was die Leute in Italien den bösen Blick nennen. Was treibt er hier?“

„Er arbeitet an dem Zeughausbau — er wohnt in unserm Hause."

„Wie? Er weilt mit Ihnen unter einem Dache? mit Ihnen, Dora?"

„Mein Vater konnte nicht umhin, da Herr Eosander ihn empfahl."

Kurt zog die Stirn in Falten. „Vergeben Sie meinem Eifer," sagte er. „Es ist thöricht von mir — ich habe kein Recht, so zu fragen — und doch — doch," rief der junge Mann. „Gerade in dem glücklichen Augenblicke trat die finstre Gestalt zwischen uns — ohne jedes Recht, ohne jeden Grund — und deshalb darf ich ihm wohl zürnen — vergeben Sie mir."

Dora trat auf Kurt zu und sah ihm lange in die Augen, dann legte sie ihre Hand auf seine Schulter.

„Herr von Berchholz," sagte sie treuherzig, „Gregorio hat Ihnen — wie Sie sagen — einen glücklichen Augenblick gestört — o, nehmen Sie von mir das Geständniß: Auch ich — auch ich war um eine schöne Minute ärmer, als Gregorio zwischen uns trat."

„Ist es möglich? Was sagen Sie da? Sie zürnen dem Störer?" rief Kurt, die Hand Doras an sein Herz drückend.

Dora wendete sich ab. — „Geht, lieber Junker, geht jetzt," bat sie. „Ich bitte Euch."

„Ich darf hoffen?" flüsterte Kurt.

„Seid guten Muthes," sagte Dora, ohne ihn anzublicken. „Geht, Ihr sollt meinem Vater nicht begegnen."

Kurt fühlte einen leisen Gegendruck ihrer Hand, dann wendete Dora sich schnell zum Gehen — der junge Edelmann verließ das Zimmer und gewann, trotz der unheimlichen Erscheinung Gregorios, die heiterste Laune zeigend, die Straße.

Dora Braun blieb einige Minuten sinnend vor der Zeichnung stehen, dann rollte sie schnell das Papier zusammen und eilte mit demselben auf ihr Zimmer. Es lag, wie schon angedeutet, im Seitengebäude des Hofes. Dora entrollte noch einmal die Zeichnung und betrachtete lächelnd die in den Fensterbogen angebrachten Köpfe, welche nur Portraits der schönen Meisterstochter waren.

„Er hat mein Bild trefflich wiedergegeben," sagte sie vor sich hin. „Er hat mit Liebe gemalt — man sieht es — o — wenn er wüßte," fügte sie hinzu, die Zeichnung bei Seite legend und einen Kasten öffnend.

Sie nahm aus demselben ein breites, in Leder gebundenes Buch und blätterte darin. Verschiedene Zeichnungen wurden sichtbar — endlich schlug Dora das Buch auf — sie hielt das Blatt vor sich, auf welchem ein in farbigen Stiften ausgeführtes Bild des jungen Kurt von Berchholz prangte. Kurts schöner Kopf, der freundliche Blick — seine zarte Farbe — alles dies war trefflich wiedergegeben. Dora lächelte dem reizenden Bilde freundlich und glücklich zu — es war ein Werk ihrer Hand — es war das Bild eines jungen, edlen Mannes, den sie still und innig liebte — von dem sie wieder geliebt ward — sie durfte seit wenigen Minuten nicht mehr daran zweifeln.

Ein Pochen an die Thür schreckte sie aus ihren schönen Träumen auf — hastig barg sie das Buch in den Kasten — die Thür öffnete sich und ein junger, kraftvoll und blühend aussehender Mann trat herein.

„Der Vater ist drunten," sagte er. „Komm schnell, Dora — er will die Zeichnung haben, welche Schlüter gesendet hat."

Dora erhob sich und nahm die von Kurt ihr übergebene Rolle.

„Komm, lieber Leonhardt," sagte sie zu dem Bruder.

„Ist es wahr," sagte Leonhardt, „daß der Junker von Berchholz die Zeichnung Dir übergab?"

„Woher weißt Du das?"

„Ei nun, ich weiß es," lachte der Bruder. „Schade, daß ich nicht hier war."

„Weshalb?"

„Je nun — ich habe den Junker lieb. Hätt' ihn mal gern hier bei uns gesprochen."

Dora athmete auf — sie trat in das Zimmer des Vaters, aber ihr Schritt ward gehemmt, ihr Fuß wollte zurück, als sie neben dem Vater Gregorio gewahrte. Der Polier stand unbeweglich — er schien keinen Blick für Dora zu haben, sondern starrte gegen die Wand. Braun dagegen verzog sein Gesicht zu einer sehr strengen Maske und sagte kurz: „Gib mir die Zeichnung, Dora."

„Hier ist sie," sagte die Tochter, die Rolle hinreichend.

Braun öffnete sie und betrachtete die Zeichnung.

„Recht einleuchtend das alles," sagte er. „Die Sache kommt ganz anders, als ich mir vorstellte — natürlich — Herr Schlüter hat andre Ansichten wie ein gewöhnlicher Maurermeister."

„Sie werden morgen anfangen, Meister," fiel Gregorio ein.

„Ja — wir beginnen morgen."

„Ich könnte wohl einmal bei der Arbeit sein."

„N—ein," sagte Braun zögernd.

„Weshalb nicht?"

„Ich habe heut schon eine Unterredung deswegen mit Schlüter gehabt — er will Euch nicht beim Bau beschäftigt sehen."

Gregorios Augen erweiterten sich — sein Haupt schüttelte er heftig.

„Er — will — mich — nicht?" sagte er.

„Nein. Ausländer sollen nicht beschäftigt werden."

Gregorio schwieg — nach einiger Zeit sagte er fast röchelnd: „Wir wollen sehen."

Braun hatte während dessen die Zeichnung gemustert. „Ihr hattet Recht," sagte er zu Gregorio gewendet. Sein Blick fiel, über den Rand der Zeichnung hinweggleitend, auf Dora. „Herr Schlüter und seine Zeichner thun dem Leonhard Braun viel Ehre an," lachte er bitter. „Sie setzen seiner Tochter Bildniß in ihre Pläne — dahin, wo Bilder von Göttinnen stehen sollen."

Er griff mit der Rechten in den offenstehenden Kasten seines Arbeitstisches — dann breitete er die Zeichnung vor sich auf der Platte aus — Dora folgte seinen Bewegungen gespannt — Braun lachte noch einmal gereizt auf.

„Sehr gut," rief er. „Aber ich danke für solche Aufmerksamkeiten der Zeichner des Herrn Schlüter — und wenn es selbst Edelleute wären, die meine Tochter verewigen wollten," und mit fester Hand fuhr er, einen Ballen feuchter Brotkrume gebrauchend, schonungslos über die Zeichnung dahin, in wenig Sekunden waren die von Kurt entworfenen Bildchen — die Portraits der schönen Dora — von dem Papier entschwunden.

Gleichgiltig, und doch nur mühsam seinen Aerger verbergend, wickelte Braun die Zeichnung wieder zusammen. Dora stieß einen leisen Ruf des Schmerzes und des Zornes aus — dann preßte sie die Hand auf ihre schönen Augen — eine Thräne rollte durch die rosigen Finger. Gregorio verließ das Zimmer.

Ein Heirathsantrag.

Kurt von Berchholz war in der heitersten Stimmung im Hause seiner Eltern angelangt. Er betrat es singend und frohlockend. Welch ein glücklicher Morgen war auch für ihn heraufgezogen? Wie konnte der junge Mann anderer Stimmung sein? Hatte er doch zum ersten Male derjenigen Aug' in Auge geblickt, die seine Gedanken — sein Herz erfüllte. Hatte er doch aus dem Munde der schönen Dora vernommen, daß sie den glücklichen Kurt nicht ohne Hoffnung lassen wolle.

Kurt kannte die Welt genug — er war seit heute Morgen der Neigung der schönen Dora gewiß, und damit war ein Ziel erreicht. Alles andere schien dem feurigen, jungen Manne leicht zu erringen. Er bedurfte zwar der Einwilligung seiner Eltern und des Meisters Braun — er wußte noch gar nicht, was aus ihm selber werden sollte — er dachte der Hindernisse durchaus nicht, die sich von verschiedenen Seiten gegen seine Liebe aufthürmten — aber wie konnte der junge Edelmann überhaupt an solche Kleinigkeiten denken? Er baute sich auf dem Wege von Brauns Hause bis zu dem seiner Eltern ein so herrliches Gebäude von Glück und Wonne auf, daß er eben unwillkürlich einen Siegesgesang anstimmte.

Frau Sybilla von Berchholz hatte keine Ruhe. Sie wollte durchaus ihrem Sohne die von Werneck überbrachte Kunde mittheilen — nachdem der junge Mann sich also ein wenig von seinen Erregungen erholt hatte, trat er, noch ganz freudestrahlend, in das Zimmer seiner Eltern. Kurt war, wie schon mitgetheilt, ein bildhübscher, junger Mann — nie aber hatte er schöner ausgesehen, als heute. Seine Mutter betrachtete ihn mit freudigem Stolze.

„Ja, er ist es werth," murmelte sie, „ein großes Glück zu machen. Welch eine Zukunft, wenn bei seinem Geschick noch große Glücksgüter ihm zu Theil werden!"

Kurt küßte der Mutter die Hand, dem Vater die Stirne und setzte sich in den breiten, am Fenster stehenden Lehnsessel.

„Du kommst frühzeitig von der Akademie zurück," sagte Freiherr Kaspar, der vor einiger Bewegung nicht recht mit sich selbst zu Stande kam.

„Ja — es war heut im Saale gar zu voll — die neuen Ankömmlinge machen sich breit — auch hatte ich bei dem Oberbaudirector sehr fleißig gearbeitet," sagte Kurt, die erste Lüge durch die zweite Wahrheit beschönigend.

„Was wird Schlüter sagen?" fragte er sich selbst. „Er wird bald genug die Geschichte erfahren."

Kurt stand auf — er hatte in der Freude seines Herzens ganz vergessen, sich mit Böhme zu verabreden, der doch genau mit ihm zusammenstimmen mußte. Sybilla hustete bereits — der Freiherr blinzelte ihr zu — sein Geberden- und Augenspiel schien zu sagen: „Nun, fange doch an."

Sybilla nahm endlich einen Anlauf. „Weißt Du, mein Sohn, wer hier in Berlin ist?" sagte sie, Kurt ganz absonderlich anschauend.

„Doch nicht etwa," fuhr Kurt auf, „doch nicht etwa mein — mein Bruder, Otto?"

„O leider nein," sagte Kaspar. „Nein — es ist ein andrer Mann — ein Freund — ein Genosse froher, mindestens glänzender Tage."

„Der Freiherr Johannes von Werneck ist es," sagte Sybilla.

„So?" entgegnete Kurt mit Achselzucken. „Ich erinnere mich seiner noch einigermaßen."

„Es ist der Vater Sidoniens, der kurfürstlichen Hofdame.“

„Der stolzen, der hoffärtigen Sidonie!“

Die beiden Ehegatten sahen sich ziemlich betroffen an.

„Ei — sie ist wohl ein wenig großartig erzogen worden,“ meinte Sybilla, „aber es soll doch ein gutes Herz in ihr stecken.“

„Je nun,“ lachte Kurt. „Was kümmert es mich?“

„Sie ist sehr schön.“

„Sie war es — ja — als sie uns besuchte. Ich meine mich dessen noch zu entsinnen. Diese Damen mit ihrem nichtssagenden Treiben lassen keine großen Erinnerungen bei mir zurück, auch habe ich so viel schöne Gesichter auf meinen Reisen gesehen.“

„Er hat wirklich noch keine ernste Neigung gefaßt,“ sagte Sybilla leise vor sich hin.

„Der Freiherr sprach auch von Dir,“ begann jetzt Kaspar, eine neue Batterie spielen lassend. „Er war nicht einverstanden damit, daß Du als Edelmann ein Architekt geworden seiest.“

„Was versteht der alte Jagdjunker davon?“ brauste Kurt auf. „Was kann ein Mann von Kunst urtheilen, der sein Lebtag nur Pferde zugeritten und Wildschweine gehetzt hat? Ein Mann, der höchstens noch einige Kolonnen aufrechnen kann, wenn er sein Korn verkaufen will.“

„St! St! — mein lieber Kurt,“ beschwichtigte Sybilla. „Freiherr von Werneck hat es gut gemeint. Er war ja nicht gegen die Kunst — er meinte nur: In den heutigen Zeiten sei es doch immer bedenklich für einen Edelmann — so ganz ohne bestimmte Aussicht auf große Stellung und ohne Vermögen in die Welt zu gehen.“

Freiherr Kaspar seufzte tief auf — er stützte sein Haupt, und der junge Edelmann bemerkte wohl, wie eine helle Thräne in den Wimpern des Vaters glänzte. Der Freiherr gedachte der schönen

Gelder, die in Rauch aufgegangen — es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er dem anmuthigen und begabten Sohne nur mäßige Unterstützung angedeihen lassen könne.

Kurt trat zum Vater. „Es ist nicht kavaliermäßig gehandelt von dem Freiherrn,“ sagte er, des Vaters Hand fassend, „daß er Euch, lieber Vater, die geringen Mittel vorhielt, über die Ihr verfügen könnt. Er war einst der Genosse Eures glänzenden Haushaltes — fast sieht es wie Hohn aus, daß Werneck sich jetzt hier einfindet, um an mir und meinem Sinne für die Kunst zu mäkeln, und ist denn der Freiherr selbst so glänzend gestellt? Ist er denn mit so gewaltigen Glücksgütern gesegnet, daß er auf uns mitleidig herniederblicken darf?“

„Das nicht,“ fiel die Freifrau ein. „Aber — er weiß das wohl auszugleichen. Er hat sich dem kurfürstlichen Hofe zu Hannover genähert, hat von da aus gute und einträgliche Stellung erhalten — er hat seine schöne Tochter, die Sidonie, an unsern Hof zu bringen gewußt, wo ihr eine von vielen beneidete Stellung eingeräumt worden ist, welche sie gewiß für das ganze Leben sicher stellt und ihr auch zu guter, angesehener Heirath verhelfen kann — wenn es den Eltern wirklich einmal nicht nach Wunsche geht, so sind sie recht gut dran, wenn sie Kinder haben, die ihre Lage bessern können.“

Kurt senkte das Haupt, seine rosigen Wangen wurden blässer, seine Lippen schlossen fest aufeinander, und er kreuzte die Arme.

„Ja — ja,“ sagte er mit sanfter, von innerer Bewegung zitternder Stimme. „Ich fühle es wohl — ich bin kein guter Sohn — ich habe noch nichts gethan, meinen wackern Eltern zu helfen — ich habe keine Stellung in der Welt, die meinem Herrn Vater zur Ehre gereichen könnte. O — es ist wahr, welch ein nutzloses Treiben

ist diese Künstlerei — ja — die Getreidebauern, die Jagdjunker und die Pagen droben auf dem Schlosse sind besser daran — sie haben Aussicht auf gute Einnahmen und Stellen — sie können ihren Eltern helfen — sich selbst zu Ehren bringen — gut denn! ich will das Leben des Künstlers aufgeben — will den Degen nehmen."

Die beiden Gatten waren sogleich in der Nähe des Sohnes — er stand zwischen ihnen.

„Sei nicht so heftig — so hitzig," bat der Freiherr. „Haben wir nicht alles gethan, Deine Lust an kunstvollen Dingen zu nähren? Habe ich nicht freudig das Geld zur Reise in das Land Italia hingegeben? und ich sollte plötzlich wünschen, daß Du umkehrest — einen anderen Weg einschlagest? — nicht doch — aber," er zögerte.

„Nun?" fragte Kurt, gerührt dem Vater seine Hand reichend. „Was meint Ihr? Ihr gedenkt des Bruders."

„Ach — nein," seufzte der Freiherr. „Otto ist aufgegeben — wir weinen ihm die Thränen der Wehmuth nach — kommt er zurück, dann mag es ein Freudenfest sein — wir denken jetzt nur an Dich. Stelle Dir vor, geliebter Sohn, wenn Du mit dem guten Namen, mit dem Talente, ein berühmter Mann geworden, wozu alle Aussicht vorhanden — wenn Du daneben aber ein schönes, großes Vermögen hättest — nach den Tagen der Arbeit ruhtest Du aus auf einem schönen Gute — in dem stattlichen Herrenhause, das Dein Eigenthum wäre, das Du ganz nach Deinem Sinne Dir aufgebaut hättest — säßest Du wie ein Fürst in seinem Schlosse — wenn die Zeit des Landaufenthaltes vorüber, dann kämest Du in stattlichem Wagen, vorn auf ein Piför, durch das Spandauer- oder Stralauer- oder Georgenthor gefahren — Du hieltest hier vor unserm Hause an — die Nachbarn liefen zusammen, wenn der Erb-

gesessene Herr von Berchholz auf Schloß so und so nach Berlin, käme zu nichts anderem, als um die Auffahrt nach des Kurfürsten Schlosse — zur Begrüßung und Audienz mitzumachen und wir, die Eltern, die heute nur schlichte Edelleute von geringen Einkünften sind, wir könnten wieder in der alten Pracht mit Dir ziehen und wenn das Glück gut ist — dann käme Eichow noch wieder in unsern Besitz — jene Wälder und Wiesen — jene stillen, schönen Parkanlagen — das trauliche Herrenhaus mit dem Hofe, wo ihr beide — Du und Dein Bruder, so lustig spieltet — ah — Dein Bruder, wenn er noch lebt, wenn die See oder die Kannibalen ihn nicht verschlungen haben — welche Freude würde der haben, wenn er wieder in Eichow thronen könnte. Er würde kaum sich fassen können über den Verlust des Gutes, weiß er doch nicht, wie schlimm es uns ergangen — käme er wieder, und es wäre durch Dich das Glück bei uns eingekehrt — welche Wonne für uns alle."

Freiherr Kaspar hatte sich in Feuer geredet — jetzt schwieg er. Er hatte während seiner Rede den Sohn aufmerksam beobachtet.

Kurts Gesicht nahm bald den Ausdruck der Trauer — bald den des Erstaunens an, je nachdem des Vaters Ansprache den Verfall der Familie oder die Hoffnung auf deren neuen Glanz ausmalte. Als Freiherr Kaspar die Freuden und Annehmlichkeiten des Wiederbesitzes von Eichow schilderte, überflog Kurts schönes Gesicht ein Lächeln des Wohlgefallens — er nickte mit dem Haupte und leise murmelte er: „Mit ihr! mit ihr!"

Er schwieg, als der Vater innehielt. „Dieses alles ist sehr schön," begann er nach kurzem Ueberlegen. „Aber wie sollte das alles zurückkehren? — o — es ist wahr: ich brauche noch Zeit genug, bis ich am Ziele bin — bis man die Entwürfe Kurts von Berchholz mit Golde aufwiegt, wie die Schlüters aufgewogen werden

könnten — wie schön, wie herrlich wäre es — könnte ich das alles erreichen, was Ihr, mein Vater, so beredt und lockend mir da abgeschildert."

Sybilla trat näher und legte ihr Haupt an des Sohnes Schulter. „Ja — es wäre ein Glück, das über Dich käme und dessen Du auch Deine Eltern theilhaftig machtest."

„Aber warum," rief Kurt schmerzlich, „warum spiegelt Ihr mir das alles vor? weshalb ein Glück so schön ausmalen, dessen wir nicht theilhaftig werden können?"

Der Freiherr nahm eine Art von Stellung an. „Mein Sohn," sagte er, „dieses Glück liegt Dir und uns nicht so fern, als Du glauben möchtest."

Kurt sah ihm staunend ins Antlitz — sein Blick sagte: „was soll das heißen."

„Ja — schau mich nur an," fuhr der Freiherr fort. „Du hast wohl auf die alten lustigen Edelleute geschmäht, die nur Pferde zu reiten und Wild hetzen können — und doch hat einer jener Alten sich wie ein echter Ritter und Freund gezeigt. Erinnerst Du Dich unsers Freundes — des Döbbern!"

„Ei wohl! es war ein jovialer Herr — er ließ mich oft auf seinen Knieen reiten — später, als ich größer war, schenkte er mir eine Flinte — sie ist noch droben auf dem Zimmer."

„Nun denn," der Freiherr legte viel Gewicht in seine Rede. „Jener edle Freund ist gestorben und hat uns ein Erbtheil ausgesetzt — wir werden reiche Edelleute durch seine Freundschaft."

„Ist es möglich?" rief Kurt freudig. „Ihr, meine guten Eltern, Ihr werdet wieder zu Gut und Geld kommen? wie glücklich macht mich das! — Der edle alte Herr."

„Ja.“ Kaspar räusperte sich stark. „Ja — aber es ist freilich — es ist — —“

Er stockte und gab Sybilla einen Wink, das Gefecht nun auch aufzunehmen.

„Es ist eine Bedingung dabei,“ fuhr Sybilla fort, „deren Erfüllung von Dir abhängt, mein Sohn — der durch Erfüllung jener Testamentsklausel sein — und unser Glück begründen kann.“

„Und könnt Ihr daran zweifeln?“ rief Kurt, die Hände der Mutter erfassend. „Gäbe es denn eine größere Freude für mich, als Euch alle Sorge und Liebe — die mannichfachen Entbehrungen, die Ihr um meinetwillen ertragen habt — Euch wieder vergelten zu können?“

„Ich dachte — ich wußte es,“ jubelte Kaspar.

Sybilla aber sah fast traurig in des Sohnes schönes Antlitz — er wollte — so hatte es den Anschein, den Eltern ein Opfer bringen — er ahnte noch nicht, um was es sich handelte — doch beruhigte die Freifrau der Gedanke, daß Kurt mindestens seinem Herzen keinen Stoß zu geben brauche.

„Welche Bedingungen sind es?“ fragte Kurt. „Soll ich den Degen nehmen? es sei — wir haben Officiere genug, die neben dem Waffendienste auch Baumeister sind. Soll ich — —“

„Es betrifft eine andere Sache,“ unterbrach ihn der Freiherr. „Das Erbtheil steht auf dem Gute Lauenrode am See im Hannöverschen und stellt eine Summe von zweihunderttausend Thaler vor.“

Kurt riß die Augen weit auf — ein bedeutendes Vermögen war der Familie beschieden.

„Diese Summe,“ fuhr der Freiherr fort, „kann entweder ganz — oder zur Hälfte die Dei — die Uns — nein die Deinige werden,“ stotterte er.

„Wenn Du — —"

„Nun?" sagte Kurt. „Ihr stockt?"

Kaspar gab seiner Gattin wieder ein Zeichen. Sybilla nahm sich zusammen — sie legte die Lunte an die Mine, indem sie schnell sagte:

„Wenn Du Fräulein Sidonie von Werneck heirathen willst."

Die Wirkung dieser Worte auf Kurt war so mächtig, daß Sybilla ausrief: „Um Gottes willen, Kurt — was ist Dir?"

Der junge Mann taumelte zurück — seine Hand fuhr zum Herzen und sein Haupt sank auf seine Brust.

„Was — was — soll ich? habe ich recht gehört?" stammelte er.

Der Freiherr hegte den seltsamen Gedanken: die Freude und Ueberraschung mache den Sohn so verwirrt.

„Es ist im Testamente des Alten so gefaßt," sagte er schnell, „Sidonie soll einen meiner Söhne heirathen. Sagt sie nein, so verliert sie hunderttausend Thaler — und der Sohn, welcher in die Heirath willigt, erhält die andre Hälfte — weigern meine Söhne sich — so erhält Sidonie die hunderttausend Thaler — wir gehen leer aus — die Hälfte fällt an die Stiftung zu Hildesheim."

„Ah — so — so," stammelte Kurt. „Es hängt also von der Sidonie — noch — ab. Sie kann ausschlagen?" er athmete leicht.

„O — das fürchte nicht," sagte Kaspar. „Nein — sie muß ihrem Vater gehorchen — sie muß. Das schöne, herrliche Gut bliebe dann in Euren Händen — es würde aber auch von der Rentei von Hannover gekauft werden, wenn Ihr baares Geld lieber haben wollt. Ach — welch ein Glück — ja, mein Junge, erhebe Dich nur — das greift an die Brust, solche Freude — ha! ha! ha! wie wollen wir alles gut eintheilen — es ist des Freiherrn

von Werneck sehnlichster Wunsch, daß das Geld beisammen bleibe — seine Tochter ist ihm blind gehorsam — also wird alles gut gehen."

Er rieb sich die Hände — seine Gattin aber betrachtete sorgsam und ängstlich den Sohn.

Kurt rang mühsam nach Fassung — alle seine Träume von Glück, von Liebe sah er zerrinnen — vor wenig Minuten baute er sich noch ein herrliches Luftschloß auf — er hatte eine glückliche halbe Stunde in Dora's Nähe zugebracht — die Gewißheit mit sich genommen, daß er ihr nicht gleichgültig sei — und jetzt, jetzt trat das Schicksal zwischen ihn und sein Glück.

Es galt einen hohen Preis: die Stellung der Eltern, der Name der Familie — konnten mit einem Schlage zu neuem Glanz emporgehoben, mit ihm umgeben werden. Kurt wußte, daß jetzt alles von den Mitteln zur Behauptung glänzender Stellen abhing — er sagte sich wohl, was sein Vater für ihn hergegeben, um die kostbaren Studien, die Reise des Sohnes zu ermöglichen — er fühlte, daß er ein Undankbarer, ein Leichtfertiger war, wenn er mit einer kurzen Weigerung alles, was von weitem an Reichthum und Glück ihm entgegenlächelte — was den Eltern die Verluste zehnfach ersetzte — vernichtete — und dennoch: sein Lebensglück sollte er opfern, er sollte die schöne, edle, heißgeliebte Dora täuschen? er vermochte nicht zu sprechen, der Schmerz — der Schrecken schlossen ihm den Mund — erst nach langem Sinnen vermochte er die Worte hervorzubringen:

„Und Otto? mein Bruder? hat er nicht das erste Anrecht auf die Hand des Fräuleins? den ersten Anspruch auf das Vermögen — das Glück? er ist der älteste."

Kaspar faßte des Sohnes kalte Hand. „Mein Sohn," sagte er stutzend. „Wo ist Dein Bruder? verschollen — verschwunden. Er

ruht wohl auf dem Meeresgrunde — und dann: Käme er wieder — wer weiß, ob er in die Heirath willigen — ob er, der ruhelose Seemann, sich glücklich fühlen würde, selbst im Besitz des herrlichen Gutes."

„Aber ich — ich," rief Kurt, „ich werde mich glücklich fühlen?"

„Wir hoffen es," sagte Kaspar. „O, die schöne Sidonia — bedenke, wie man Dich beneiden wird — ein großer Grundherr — und endlich: auch selbst Deinen Bruder, wenn er heimkehrt, hilfst Du mit Deiner Heirath zum Glück — denn der wackre Döbbern hat demjenigen der Berchholze, den das Fräulein nicht wählt, ein Legatum von zehntausend holländischen Gulden ausgesetzt — wenn die Heirath zwischen unsern Familien zu Stande kommt."

Es war ein neuer Donnerschlag für Kurt — seine Weigerung brachte den Bruder, wenn dieser einst heimkehrte, um ein Vermögen — den Bruder, der fern auf wilden Wogen umhertrieb, als Kurt, durch den Vater mit Geld ausgestattet, herrliche Reisen machte — deren Kosten dem schlichten Seemanne einen Theil des ohnehin geringen väterlichen Erbtheiles schmälern mußten — denn der sonst genau gewordene Freiherr hätte sie gewiß gespart — Kurt sah sich daher als einen Berauber des freilich fast verschollenen Bruders an — wenn er die Heirath weigerte —

„Dora! Dora!" flüsterte er leise, „Dich soll ich lassen."

Kaspar hatte während dieser Zeit seinen Hausrock abgestreift und einen Straßenrock angezogen — er nahm seinen Hut und den langen Stock.

„Wohin gehst Du?" fragte Sybilla.

„Ich will sogleich zu Werneck in den Gasthof — ihm die Nachricht bringen."

„Aber Mann — es ist doch noch Zeit —" fiel Sybilla ein.

„Nein — nein — Werneck muß wissen, daß wir einig sind — seine Tochter muß davon unterrichtet sein, Du weißt, daß man bei Hofe von der Klausel bereits Kenntniß hat — halte mich nicht auf — und Du, Kurt, erhebe Dich — ja, ja — ich glaubs gern: solche Ueberraschung, eine solche tormentatio — das drückt nieder — na — Kopf hoch — die Freude muß nicht zu tief beugen. Ha! ha! ha! Die werden sich wundern."

Er eilte hinaus. Kurt lehnte matt an dem Tische — seine Arme hingen nieder — seine Lippen bebten. Dahin alles Glück — dahin!

Sybilla horchte einige Minuten auf den sich entfernenden Schritt des Gatten, dann eilte sie zu dem geliebten bleichen Sohne, dessen reizendes Gesicht der innere Schmerz noch verschönerte.

„Kurt! lieber Sohn," begann sie, „Du bist nicht glücklich — diese Eröffnungen des Vaters — diese lachenden Aussichten haben Dich niedergeschmettert — o — eine Mutter sieht es auf den ersten Blick — rede, geliebter Sohn — Du — Du liebst Sidonie nicht, sie mißfällt Dir durch ihr Wesen."

Kurt nickte stumm.

„Du irrst vielleicht — das Fräulein muß im Sinne des Hofes handeln."

Ein tiefer Seufzer entzog sich der Brust des jungen Mannes.

„Denk an das hohe Glück," sagte Sybilla.

„Ja — ja," rief Kurt mit schneidendem Tone. „Ich will es — es ist ein Opfer, das ich bringen muß — eine Pflicht, eine schmerzliche, die ich erfülle. Es soll Euch — dem Bruder — allen zu gut kommen, wenn mein Herze bricht."

Sybilla faßte erschrocken den Arm des Sohnes.

„Kurt," rief sie, „sprich zu der Mutter — ich sehe Dir ins

Auge — ich will hören — es ist — es ist nicht nur Abneigung gegen des Fräuleins Stolz — nein — Du verbirgst mir etwas, Du hast eine Neigung — ich meinte heute noch, es sei nicht also — aber dieser Schmerz, der sich auf Deinem Gesichte malt — —"

Kurt vermochte nicht dem dringenden Tone zu widerstehen — er lehnte sein Haupt matt an die Schulter Sybillas.

„Ich kann das Fräulein von Werneck heirathen — wenn ich Euer Glück begründe," sagte er. „Aber ich liebe sie nicht — mein Herz ist nicht frei — es mag brechen."

Sybilla fuhr mit der Hand über seinen Mund, als wollte sie das schlimme Wort nicht den Lippen entschlüpfen lassen — der Sohn küßte diese Hand.

„Wer — wer ist es?" fragte die Freifrau nach einer Pause. „Gewiß die Sacetot —"

Kurt schüttelte das Haupt.

„O — eine aus niederem Adel: die Dürkau, sie waren auf dem Akademiefeste."

Neues Schütteln Kurts.

„Die Anna von Koppe — sie erkundigte sich neulich so eifrig nach Dir — es ist ein schönes Mädchen — ich bin nicht stolz, aber dennoch sähe ich es gern, wenn Du — da jenes Glück Dir nicht beschieden sein soll — eine Dame aus guter Familie freitest."

„Nein," sagte Kurt. „Auch diese nicht."

„Nun denn, welche? Sprich," rief Sybilla, sich dicht zu ihm neigend.

Er blickte der Mutter in das Gesicht und sagte mit fester Stimme: „Es ist Dora Braun, des Hofmaurers Tochter."

Sybilla that einen Schrei. „Eine Meistertochter!" stöhnte sie. „Ja — ja, die Berchholz haben nichts mehr zu verlieren."

Ein Vormittag im Schlosse zu Berlin.

Im Vorzimmer des Kurfürsten Friedrichs des Dritten war eine sehr glänzende Versammlung von Kavalieren und Militärpersonen der verschiedensten Grade zu erschauen. Man konnte dort die bevorzugtesten Herren des prächtigen kurfürstlichen Hofes sehen, wie sie geschäftig und eifrig mit einander plauderten, sich gegenseitig Komplimente sagten, Neuigkeiten aller Art einander zuflüsterten und wie sie zuweilen sehnsüchtige Blicke auf die Thür warfen, welche in die Gemächer des Kurfürsten führte. Vor dieser mit schwerem Gobelinteppich verhängten Thüre standen zwei Schweizer mit blinkenden Hellebarden und der Kammerpage Botho von Eberstein ging zwischen den beiden Riesen auf und nieder — des kurfürstlichen Befehls zum Oeffnen der Thüre gewärtig. Da um jene Zeit die Gemächer des Kurfürsten wegen des Baues im Schlosse ein wenig beschränkter als sonst waren, lag das Audienzzimmer unmittelbar neben dem Vorzimmer. Die Unterhaltung der Kavaliere mußte deshalb in gedämpftem Tone stattfinden. So plauderten denn der Hofmarschall von Printzen, der Oberjägermeister Samuel von Hortefeld — die Kammerherren von Grote, Kniphausen, Waldburg, Finkenstein und Damnitz nur halblaut mit einander.

„Es ist also gewiß?" fragte der lustig blickende Grote. „Dieses große Ereigniß sollte in der That herannahen?"

„Verlassen Sie sich darauf, meine Herren," sagte Printzen, sich vorsichtig umschauend. „Es ist mir — zwar nicht amtlich, denn sonst würde ich nicht davon sprechen — aber von guter Seite her vertraut worden, daß man in Wien ganz und gar gewonnen ist,

durch die unablässigen Bemühungen der kurfürstlichen Agenten. Es wird nur noch kurze Zeit vergehen, und Sie alle — wir die wir hier stehen: sind königliche Diener — dieser Kurhut, der vergoldete dort oben in den Ornements über der Thür, wird schwinden — um der Königskrone Platz zu machen."

Die Herren konnten ihre Freude darüber nicht bergen — sie zischelten lauter als sonst und rieben sich die Hände.

„Man wird doch endlich dahin gestellt, wo man schon längst stehen sollte," sagte Waldburg. Wenn ich die Siege des großen Kurfürsten bedenke — das Einschreiten unsres Herren gegen die Franzosen — es ist immense, und dennoch wurden wir nur gleich einem der kleinen Reichsfürsten geachtet."

„Das wird aufhören," fiel Printzen ein. „Es ist kein Zweifel mehr, und jeden Tag kann der Kourier eintreffen, der uns die Nachricht von der Einwilligung des Kaisers bringt. Uebrigens, meine Herren," fuhr er lächelnd fort, „sehen Sie ja schon die Vorbereitungen zu den schönsten Chosen in der unmittelbaren Nähe. Meinen Sie, dieser riesige Schloßbau sei nur so zum Zeitvertreib unternommen? nur um eine kurfürstliche Wohnung zu erweitern? Sie täuschen sich sehr. Das Genie Schlüters ward nicht in Anspruch genommen, um diesen Bau für einen kleinen Reichsfürsten zu vollenden."

„Es ist ein ungeheures Werk, das Herr Schlüter da unternommen hat," fiel Grote ein. „Bin curieux, ob er es durchführen wird — halte es für unmöglich, dieses alles in einem Menschenalter herzustellen."

„O, Herr Kammerjunker," nahm Printzen heftig das Wort. „Sie kennen den Andreas Schlüter doch nur sehr wenig — wenn Sie an dessen Kraft zweifeln. Ich bin fest überzeugt, daß ihm alles

gelingt. Wir erwarten den Guß der Statue des hochseligen Herrn — jeden Augenblick — wir sehen Gebäude vor uns aufsteigen, die Schlüters Geist erdachte — mit Bildwerken aller Art schmücken sich unsre Häuser — Gärten — Kirchen, sie sind von Schlüters Hand, und dennoch rückt jede Arbeit vorwärts."

„Es ist nur nicht ganz in der Ordnung," wendete Finkenstein ein, „daß der Oberbaudirector seine Gewalt mit eisernem Arme handhabt — er hat par exemple den sehr liebenswürdigen Herrn Eosander von Goethe in den Hintergrund gedrängt. Eosander ist ein Chevalier comme il faut — er hält Tafel — hat eine charmante Frau — ist ein entzückender Gesellschafter — —"

„Aber nur ein mittelmäßiges Talent," fiel Printzen ein. „Wir haben hier genug Künstler aus den verschiedensten Ländern, ihr Urtheil über Schlüters Größe und Bedeutung ist eben so einstimmig, als das über Eosanders unbedeutendes Talent. Er ist ein ganz oberflächlicher Routinier — ein Mann, der nur eine Kunst besonders versteht, die nämlich: sich die Talente andrer Leute für eigne Zwecke dienstbar zu machen. Daraus entstehen allerlei Widerwärtigkeiten, so zum Beispiel bringt er eine Menge ausländischer Gesellen, Künstler und Lieferanten hieher — welche die heimischen beeinträchtigen."

„Das sei Gott geklagt," sagte jetzt mit tiefer Stimme ein starker Mann, der bisher in einem Lehnstuhle sitzend der Unterhaltung stumm zugehört hatte. „Ich weiß ein Lied davon zu singen. Seit dem Beginn der großen Bauten ist Berlin mit einer Anzahl fremder Gäste überschwemmt. Ich lasse genau über die Leute wachen, welche die Bauarbeiten hieher führen, und die Ausländer mehren sich wie die Frösche hier bei uns. Da holt Herr de Bodt Franzosen — der Herr Director Werner desgleichen — Broebes,

dem man den Franzosenteufel vorhielt, dem er sich ergeben, schleppt uns jetzt Engländer herbei — wie den Herrn King, und der Herr Eosander bringt am liebsten Italiener und Schweizer an. Diese fremden Gesellen bringen einen seltsamen Ton in unsere deutsche Bevölkerung und verderben sie nach und nach. Man wird eine Gesellenrepublika hier entstehen sehen, wenn es so fortgeht. Ich höre, daß die Leute unter sich geheime Bündnisse stiften.

Der Mann, welcher so sprach, war Herr de Portz, Polizeirath und Director von Berlin.

„Sie malen recht schwarz,“ lachte Finkenstein.

„Es ist also,“ entgegnete de Portz. „Wir wissen das genau, bester Kammerherr, und Herrn Eosanders Freigebigkeit sollte sich einigermaßen auf die Inländer beschränken.“

„Ich meine überdies,“ sagte Printzen, „daß Schlüter auch wohl eine Menge Leute hat, die ihm anhängen. Sein edler Charakter, seine Offenheit und die Beweise seines Genies sind genügend gewesen, ihm Freunde en Masse zu erwerben.“

„Das ist richtig und sicher,“ sagte Damnitz. „Es geht sogar soweit, daß Edelleute bereits sich vom Degen ab und der Kunst zuwenden.“

Die im Vorzimmer befindlichen Officiere traten während dieser letzten Worte näher und hörten eifrig zu.

„Richtig — ich habe so etwas vernommen,“ bemerkte Grote. „Da ist ja der kleine Berchholz, der auch in Italien war — ein ganz hübsches Menschenkind — wie geschaffen zum Damenpagen und Cavaliere servente einiger schönen Marquisen — dieser Junker aus gutem Geschlechte sitzt am Reiß- oder Zeichnenbrette in der Stube des Herrn Schlüter und componirt, wie sie es nennen, Entwürfe für Häuser, Grotten und ähnliche chosen.“

„Es ist wahr," lachte Grote, „die Berchholz — nun sie — eine verarmte Famile — nicht mehr auf der Höhe."

„Es könnte sich bald ändern," sagte Kniphausen," Sie haben doch schon gehört, daß ein seltsamer Handel an unserm Hofe im Werke ist. Die schöne Werneck wird der Preis sein, den ein Freund der Familien Berchholz und Werneck auf die Erfüllung einer Testamentsklausel setzte. Ein bedeutendes Vermögen fällt dem Junker Kurt von Berchholz zu, der damit seiner Familie, die ja vom besten Adel ist, auch wieder zu Glanz verhelfen wird, indem er jenen Preis erringt und, wie der Lateiner sagt nolens volens die schöne Werneck heirathet."

„Ist es also wahr? — dieses Gerücht ist nicht aus der Luft gegriffen?" riefen ein Dutzend Stimmen — aber dieser vielstimmige Ruf ward durch einen kurzen Schrei übertönt. Es war ein fast krampfhafter Schrei — einer jener kurz gellenden Töne, die im Momente herben Schmerzes sich unwillkürlich der Brust entringen.

Alle blickten erstaunt um sich. Die Officiere sahen voll Schrecken, wie einer ihrer jüngeren Kameraden, der Lieutenant Anatole d'Aubreuil von den Grands Mousquetaires — der Sohn eines französischen Refugiés — bleich und entstellt gegen die Wand taumelte. Anatole hatte den Schrei ausgestoßen.

„Um Gottes willen — was ist Ihnen, Lieutenant?" rief der Hauptmann von Brand, während die Kameraden den bleichen jungen Mann umringten.

„Oh — nichts — nichts," sagte der Officier matt und mit aller, ihm noch zu Gebote stehenden Kraft sich bemeisternd. „Ich bin angegriffen. Sie — Sie wissen, Hauptmann, daß ich heut früh von Potsdam fortritt und, ohne anzuhalten, nach Berlin jagte. Es galt, die Meldung an Graf Dohna zu — brin — gen."

Er holte tief und mühsam Athem.

„Welche Meldung war es?“ fragte Printzen.

„Eine rein militärische. Graf Wartensleben will morgen Revue über die Berliner Garnison halten. Er kommt von Potsdam herüber.“

„Und dieser Ritt griff den Lieutenant so sehr an?“

Brand wollte so eben erwidern, als gerade zwei Männer in das Vorzimmer traten, deren besonders schöne und graciöse von der ausgewähltesten Toilette gehobene Persönlichkeiten, das Interesse aller von dem Lieutenant ab und jenen Herren zulenkte.

Einer der Herren ist dem Leser hinlänglich bekannt. Es war der Herr Eosander von Göthe.

Der andere, welcher ihm einige Schritte vorausging, war ein Cavalier von imposanter Gestalt. Er trug einen mit breiten Schößen versehenen Rock, aus schwerem dunkelrothem Sammet gefertigt. Die hochaufgeschlagenen Aermel waren ebenso wie alle Näthe des Rockes, die Taschen und Kanten mit kostbarer Silberstickerei bedeckt. Eine Weste aus Silberbrokat, von gleicher Länge mit dem Rocke, glänzte unter demselben hervor, wenn der Sammt bei einer Bewegung sich aus einander faltete. Perlfarbene seidne Strümpfe gingen bis über die Knie, und die weitfaltige Sammthose ward unter denselben von einem mit Goldplättchen belegten Riemen gehalten. Ein reichverzierter Degen hing im Schoße des Rockes. Spitzen und durchbrochene Bänder fielen von der Brust, dem Halse und den Armen des Mannes herab, dessen Haupt eine mächtige in zahllosen Locken sich ringelnde Allongeperrücke bedeckte — eine ungeheuerliche, aus Frankreich eingebrachte Mode, die freilich den Wuchs und die Erscheinung des ohnehin schon stattlichen Mannes noch bedeutend hob und imposanter machte. Dieser

prächtige Cavalier war der Oberkämmerer Graf Kolbe Wartenberg.

Diejenigen unsrer Leser, welche unsere Erzählung „Das Geheimniß des Fürstenhauses"*) noch ein wenig im Gedächtniß haben, werden sich erinnern, wie kühn und glücklich Graf Wartenberg seinen Weg zurückgelegt hatte, wie er den eisenfesten, starken und redlichen Dankelmann gestürzt, wie er mit Hilfe seiner intriganten Gemahlin die höchsten Stellen im brandenburgischen Staate gewonnen hatte. Daß alles sich vor einem solchen Manne neigte und ängstlich darauf bedacht war, ihm nicht Grund zur Klage zu geben — lag auf der Hand, und da Jedermann wußte, daß die Wartenbergs gar viel auf Aeußerlichkeiten hielten — beeilte sich die Versammlung im kurfürstlichen Vorzimmer, ihre Ehrerbietung darzubringen, und nur einige der Officiere machten dem Gewaltigen ein kaltes Compliment. Der Graf entwickelte eine zwar herablassende aber immerhin sehr bestechende Liebenswürdigkeit.

„Herr Obermarschall," sagte er, Printzen die Hand reichend, „ich gehe mit meinem Protégé hier — unserem talentvollen Hauptmann Monsieur d'Eosandre zu Seiner Durchlaucht. Ich bitte im voraus um Ihre Güte — nehmen Sie Eosander in Affection. Es gilt nämlich festzustellen, wie der Bau am kurfürstlichen Château weiter geführt werden soll."

„Herr Oberkämmerer," entgegnete Printzen, dessen redliches Wesen sich schon bei diesen Worten ein wenig empörte, „ich meinte, es könne gar keine Entscheidung weiter getroffen werden, denn der Oberbaudirector Schlüter hat das Wort Seiner kurfürstlichen Durchlaucht, daß ihm allein der Bau übergeben werden solle."

*) S. Daheim, Jahrgang III und IV.

„Herr Obermarschall," sagte Wartenberg mit dem liebenswürdigsten Lächeln, denn er hatte trotz seiner Gewalt einige Scheu vor Printzen, „das absolute Wort — das mot d'ordre so zu sagen, hat Herr Schlüter wohl noch nicht erhalten. Seine Durchlaucht haben sich stets Entscheidung vorbehalten — und," er blickte die Versammelten der Reihe nach schnell an, „da sich wohl etwas ereignen könnte, welches den Entschlüssen des gnädigsten Herrn eine ganz andere Richtung geben dürfte — vielleicht müßte, kann sich Herr Schlüter eben nicht auf das Wort berufen. — Wer ist bei dem gnädigen Herrn?" fragte er den Pagen von Eberstein.

„Der Oberbibliothekar und Rath Beger," antwortete der Page.

„Ah," sagte Wartenberg, „unser gelehrter Antiquarius — der geistvolle Kenner der alten Münzen, Figuren, Medaillen und geschnittenen Steine. Er wird sein herrliches Buch fortsetzen, den thesaurus brandenburgicus! — — —"

„Wenn die Kosten nicht so gewaltig wären — vielleicht," sagte Grote ziemlich dreist.

Wartenberg verzog das Gesicht. „Seine Durchlaucht werden immer für die Wissenschaft und für die beaux-arts eine genügende Kasse haben — und ich halte dafür, daß dergleichen protegiret werde," warf der Graf kurz ein. „Wenn etwa die Leute glauben, daß die Zeiten des Monsieur de Dankelmann wiedergekehrt seien, wo man um einige Groschen knauserte — dann irren jene Gläubigen sich sehr. Wir steigen als Staat — also wollen wir auch an noblesse steigen — daß wir uns immer sehr gut in den pecuniären Dingen halten, dafür sorgt hier unser ami."

Er wendete sich lachend zu einem hochgewachsenen, finster dreinschauenden Mann, der gerade bei des Oberkämmerers letzten Worten in das Vorzimmer trat.

„Der Herr Finanzrath und Oberzahlmeister Kraut,“ fuhr er fort, sich dem Eintretenden nähernd. „Unser Goldmann sorgt dafür, daß die meriten belohnt werden.“

Kraut versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht so nach Wunsch. Der erfahrene und gewissenhafte Finanzier aus Danckelmanns Schule ward stets von einer Angst und Sorge befallen, wenn Wartenberg über Geldangelegenheiten sprach.

„Alles nach Rechnung, Herr Graf,“ sagte Kraut. „Ich komme so eben mit einer submissesten Reclamation für Seine Durchlaucht. Ich kann die Gelder nicht bewilligen, welche für den Bau in Oranienburg verlangt werden,“ setzte er leise hinzu.

Wartenberg zuckte die Achseln. Er trat dann schnell zu dem meldenden Pagen. „Melden Sie mich sofort, wenn Herr Beger aus dem Gemache des Kurfürsten kommt,“ sagte er. „Wir müssen vor Kraut ankommen — denn er stimmt Seine Durchlaucht sonst gegen uns.“

Der Graf war kaum zurückgetreten, als die Vorhänge sich öffneten und der Rath Beger, ein feiner, ältlicher Mann, artig grüßend durch das Vorzimmer schritt. Der Page verschwand in das kurfürstliche Kabinet, kam dann wieder heraus und rief:

„Herr Graf von Wartenberg und Herr von Eosander.“

Die Gerufenen schritten in das Kabinet. Beger ging langsam durch die Versammlung zur Thüre.

„Was hat der Herr Ihnen wieder aufgetragen?“ fragte Kraut den Rath.

„Ich habe die Sammlung der Statuen des Bonanni zum Ankaufe vorgeschlagen,“ sagte Beger.

„Ah — meine Herren,“ entgegnete Kraut leise. „Woher soll man das Geld nehmen? ich bin in größter Verlegenheit.“

Beger machte ein ernsthaftes Gesicht. „Der gnädige Herr will durchaus für die Künste viel thun —" sagte er. „Und da halte ich es für besser: man räth zum Ankaufe von Dingen, die ihren Werth behalten. Ich will mich nicht erkühnen, dem Herrn Finanzrath Kraut einige Lehren oder Regeln zu geben, aber ich möchte darauf hinweisen, daß Sie Ihren Einfluß durch möglichst schnelles Eingehen auf die Wünsche Serenissimi zu erhalten suchen. Heute — eben jetzt sah ich deutlich, daß Sie in Geldsachen einen Rivalen haben."

„Ich weiß, wen Sie meinen. Es ist der Hofjude und Juwelier Liebmann."

„Derselbe. Ich denke mir, seine gewandte Frau ist noch gefährlicher."

„Ich fürchte es auch."

„Sie weiß des Kurfürsten Liebhabereien zu schmeicheln — — ich kann nichts dagegen thun. Ihr Gatte schießt — wenn Sie, Herr Finanzrath, Gelder verweigern, — das Nöthige vor; Frau Liebmann verhandelt für das Münzkabinet allerlei seltne Dinge — Medaillen, Kuriositäten, Cameen — von dem letzteren Artikel hat sie gestern wieder einige schöne Stücke seiner Durchlaucht überreicht. Es sind allerdings seltne Stücke — Sie werden das Geld dafür anschaffen müssen."

Kraut brummte zornig einige Worte vor sich hin. Der Einfluß Joel Liebmanns, des Hofjuweliers, war ihm bekannt — er fürchtete den zudringlichen und gewandten Ebräer.

* * *

Unterdessen waren der Graf von Wartenberg und Eosander in das Kabinet des Kurfürsten getreten. Die Fenster dieses kleinen

Zimmers gingen nach der Spree hinaus, und man konnte von dort aus die Burgstraße entlang schauen.

Der Kurfürst war von einer Menge Papieren, Briefen, Abgüssen von Statuen und Bauplänen umgeben. Auf einer Seite des großen Tisches stand ein kleiner, sehr zierlich gearbeiteter, etwa zwei Fuß hoher Schrank. Eine Chatoulle, welche durch zwei Thüren geschlossen war, deren Vorderseite schöne Arbeit von Perlmutter- und Elfenbeineinlagen zeigte.

„Ah — es ist gut, daß Ihr kommt," rief Friedrich den Eintretenden entgegen. „Habe ich doch heute morgen nichts als ernste Geschäfte abgemacht — der erste heitere Moment war Begers Audienz. Die Künste sind eine Erholung nach den Arbeiten — ich denke, der Monsieur Eosander wird mir auch einiges Gute bringen."

Eosander verneigte sich tief.

„Die Musen streiten sich unter einander, Euer Durchlaucht zu besitzen," sagte er. „Sie haben aber zunächst ihren schlimmsten Feind: das Geschäft — den Staatsdienst zu besiegen. Und da Euer Durchlaucht auch hierin Meister sind — so wird es mir, der ich im Dienste der heiteren Muse mich nahe, nicht leicht sein, einen siegreichen Combat zu bestehen. Ich flehe Euer Durchlaucht deshalb um gnädiges Pardon im voraus an."

Diese sehr schwülstige Rede war ganz im Geschmacke damaliger Zeit. Der Kurfürst nahm sie daher sehr gütig auf, und ein Lächeln lohnte Herrn von Eosander.

Wartenberg säumte nicht, ein hörbares: Charmant! zwischen den Zähnen hervorzumurmeln.

„Ihr kommt?" fragte der Kurfürst.

„Um Euer Durchlaucht einige Proben der Entwürfe für die Dekorationen vorzulegen, welche bei der Opera und dem damit

verbundenen Ballet, das Ihre kurfürstliche Durchlaucht, der erlauchten Gemahlin Frau Scphie Charlotte in Lützenburg aufführen lassen wollen — glänzen sollen," sagte Wartenberg.

„Sehr schön — charmant das," sagte der Kurfürst, in einem Sessel Platz nehmend. „Laßt sehen. Es wird eine gute und mir willkommene Zerstreuung sein —"

Eosander begann eine große Mappe vor dem Kurfürsten auszubreiten. Er legte die in derselben befindlichen Blätter einzeln aus.

„Das Opus nennt sich: „Der bestrafte Betrug des Schäfer Atis" es ist von Abbate Mauro verfaßt. Die Handlung beginnt in einem Blumengarten."

Eosander hielt dem Kurfürsten die in Farben ausgeführte Dekoration hin.

„Sehr schön — gefällt mir," rief Friedrich. „Die Bosquets sind ganz trefflich arrangirt. Hier, wo die Lauben sich öffnen, ist noch eine Statue der Venus anzubringen."

Eosander verneigte sich.

„Der zweite Aktus spielt in dieser Muschel- und Steingrotte."

Der Kurfürst nahm das zweite Blatt aus Eosanders Händen.

„Excellent — ich bin enchantirt — Eosander, vous êtes un génie — meine Gemahlin hat vollkommen Recht, wenn sie Euch die Anordnungen überträgt. Apropos, bevor wir weiter gehen, wie sind die Einrichtungen getroffen? welche Sänger und Sängerinnen werden wir hören?"

„Herr von Besser wird Euer Durchlaucht darüber den schuldigen Bericht ertheilen," sagte Eosander mit gut geschulter Bescheidenheit. „Da mir nur die Direktion der Dekorationen obliegt, kann ich Herrn von Besser nicht wohl vorgreifen."

„Es macht Euch Ehre, daß Ihr niemandem in seinen Ressort kommen wollt — indessen muß Ihre Durchlaucht die Kurfürstin, welche Gebieterin im Schlosse ist, auch ihre Zustimmung geben — was man aber zu bringen gedenkt, könnt Ihr mir doch sagen.“

„Es werden von den Sängerinnen der Oper des Saales in der breiten Straße die Demoiselles Weidemann und Blesendorf — von den Männern die Sänger Stricker und Pieri mitzuwirken die Ehre haben. Das Beste aber dürfte wohl der Genuß sein, den die berühmte Sängerin d'Alikan — welche die Partie der Daphnis singt — dem hohen auditorio bereiten wird.“

„Ah — die schöne Italienerin? ich höre allgemein sehr viel Gutes. Man hat schon in Dresden dieses Mädchen für die Opera in Dienst nehmen wollen, nachdem sie aus Wien fortzog. Ihr habt sie für uns angenommen.“

„Ich traf die d'Alikan in Prag, und da Euer Durchlaucht eine schöne Stimme an dero Opera und Orchester, so wie Concerten wünschten, nahm ich die d'Alikan in Dienste für Euer Durchlaucht. Dresden bot vergeblich.“

„Sehr gut — ma foi, ich bin zufrieden,“ sagte der Kurfürst lächelnd und sichtlich erfreut darüber, daß er dem Dresdner Hofe einen Luxusartikel in Gestalt der Sängerin fortgenommen hatte.

„Ihr macht Euch sehr agréable, Eosander. Diese Chanteuse ist schon seit längerer Zeit in Berlin? Nicht wahr?“

„Allerdings. Sie wohnt im weißen Rosse in der Fischerstraße — lebt sehr eingezogen und hält sich eben deshalb fern von der großen Welt, weil sie Euer Durchlaucht sowie Dero erlauchte Gattin und den gesammten kurfürstlichen Hof besonders überraschen will.“

„Ich nehme das sehr hoch auf — es ist eine Rücksicht, welche

ich der Demoiselle d'Alikan nicht vergessen werde," sagte Kurfürst. „Nun die Dekorationen." Er nahm das dritte Blatt.

„Es stellt den Palast der Königin Corisca im Lande Arcadia dar. Die Aussicht ins Freie ist durch einen Bogen — durch ein Portal von meiner Erfindung und Idee."

Die Zeichnung war mit großem Geschicke angefertigt und sehr fein ausgeführt. Der Reiz der Farbe, die Formen und Zierrathen blendeten den Kurfürsten. Er betrachtete die Zeichnung sehr genau — gab durch wohlgefälliges Nicken seinen Beifall zu erkennen und ergoß sich in Lobeserhebungen gegen Eosander. „Aber," fuhr er fort; „werden die Räume in Lützenburg groß und weit genug sein, diese kühnen Bogen in Dekorationen aufzunehmen?"

„Ich habe mit Herrn von Besser verabredet, daß der große Mittelsaal dafür hergerichtet werde, der Raum für die hohen Herrschaften würde in Form eines Halbkreises hergestellt. Die Korridore vor dem Saale, welche auf den weiten Vorhof gehen, dienten den übrigen Herrschaften als Parterre."

„Die Kurfürstin wird entscheiden," sagte Friedrich, wieder die Zeichnung in die Hand nehmend.

„Sehr schön — fast zu schön für eine Operndekoration," sagte er. „Wißt Ihr wohl, daß ich solch ein Portal — solch einen Bogen in Stein ausgeführt sehen möchte?"

Eosander und Wartenberg schauten sich mit triumphirenden Blicken an.

„Euer Durchlaucht haben ja nur zu befehlen," fiel der Graf schnell ein. „Es ist Ihr Vorrecht, den Steinen Leben einzuhauchen — sie als Gestalten aufeinander zu thürmen."

„Aber wo? wo ist ein solcher Bau anzubringen?" sagte Friedrich.

„Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben dürfte — so ließe sich der Ort bald finden," sagte Wartenberg. „Euer Durchlaucht müßten nur die Gnade haben — etwas Arbeit zu theilen."

„Ihr meint?" sagte der Kurfürst.

„Ich meine, da Herr Schlüter im Hofe des Schlosses vier Portale erbauen soll — daß eines derselben wohl dem Herrn Eosander von Göthe übertragen werden könnte."

Es entstand eine Pause. Beide Herren betrachteten den Kurfürsten mit lauernden Blicken — es sollte sich zeigen, ob dem allgewaltigen Oberbaudirector ein Rival zugesellt — ein Stein in den Weg geworfen werden könne.

„Ich bin einigermaßen in Verlegenheit," sagte Kurfürst Friedrich. „Der Oberbaudirector hat mit mir die Pläne berathen — dort liegen noch die Anschläge, welche Kraut und der Hofrath Mieg, so wie Printzen geprüft und durchgesehen und protegiret haben, auch hat der Monsieur de Bodt sein Gutachten abgeben müssen. Ich muß gestehen, diese Pläne sind herrlich. Schlüter ist ein génie du premier rang —"

„Ah — wir werden niemals wagen, ein Wort gegen die Bedeutung des Herrn Schlüter zu sagen," fiel der Graf schnell ein. „Ich selbst habe ihm ja alle nur mögliche Unterstützungen angedeihen lassen."

„Er ist gerade in diesem Augenblicke mit dem Beginn eines Werkes beschäftigt, welches, wie Ihr wißt, zur Zierde der Résidence gereichen — welches für ganz Europa ein Gegenstand der Bewunderung sein soll — der Guß der Statue meines hochseligen Herrn Vaters wird geschehen — ich darf nicht wohl an dem rütteln, was ich mit Schlüter besprochen."

Die beiden Herren schwiegen betroffen, aber Wartenberg kannte den Kurfürsten genugsam.

„Es bedürfte nicht einer Beeinträchtigung des Herrn Schlüter," begann er wieder — „indessen, wenn Euer Durchlaucht der Sclave Ihres Wortes sind, so dürfen wir keinen Vorschlag wagen."

So streng und rechtlich Friedrich dachte, — das Wort Sclave klang ihm höchst fatal. Sein fürstlicher Sinn empörte sich leicht, wenn ihm Hindernisse entgegengethürmt wurden, die er nicht erwartet hatte.

„Monsieur le Comte," rief er heftig. „Wählen Sie Ihre Ausdrücke. Esclave! Esclave! das ist kein Ausdruck dem Gebieter gegenüber. Ich kann stets befehlen."

Wartenberg verneigte sich tief. Der Kurfürst war im hohen Grade erregbar — sein feuriger Geist erfaßte schnell eine Idee, für die er sich leicht begeistern konnte. — Er hatte die Zeichnung der Operndecoration schon wieder ergriffen und betrachtete sie.

„Wenn wir nun einen Ausweg wüßten, um Herrn Schlüter gerecht und dem Talente des Herr Eosander wohlgefällig zu werden — ihm Gelegenheit zu geben, sich zeigen zu können."

Eosander machte eine Geberde des Entzückens.

„Eh bien," sagte der Kurfürst. „Es liegt in meiner Absicht — auch Schlüter ist damit einverstanden — daß nach der Freiheit hinaus ein großes, schönes Portal erbaut werde. Ich will sehen, ob wir es Eosander übertragen."

Eosanders Gesicht überflog ein Schimmer freudigen Stolzes. Wartenberg lächelte befriedigt.

„Da fällt mir aber ein," sagte der Kurfürst, „daß die Rechnungen bereits abgeschlossen sind. Ihr müßtet also warten, bis wir neue Baugelder auswerfen können."

Auf den Sonnenblick sollte wieder Sturm folgen, denn Eosander war Geschäftskenner genug, um zu wissen, welche Menge von Geldern Schlüters großer Bau verschlang — es konnte also noch sehr lange dauern, ehe der Anfang mit dem Portal gemacht wurde.

Graf Wartenberg schien dasselbe zu befürchten. Er that einen kleinen Schritt zum Kurfürsten und sagte: „Vielleicht ließen sich durch die bekannten Fertigkeiten des Herrn Finanzrathes Gelder für einen solchen Bau schaffen, und Herr Eosander könnte dann in kurzer Zeit beginnen. Es wäre für die ganze celebre Welt der Künstler gewiß interessant, zu sehen, wie in Berlin, der kurfürstlichen Residenz, zwei große Genies mit einander wetteiferten.“

Obwohl der Kurfürst Schlüter bedeutend höher als Eosander stellte, gefiel ihm dieser Vorschlag, der seiner Residenz — seinem Namen ein neues Interesse verlieh, dennoch sehr.

„Es ist wahr,“ rief er. „Man könnte ja etwa die Baugelder theilen.“

Eosander frohlockte. Nicht allein stand für ihn selbst eine Arbeit in Aussicht, welche mit denen Schlüters in gleiche Reihe gestellt wurde — er sah auch noch die Werke seines großen Rivalen, des angestaunten Meisters, durch Entziehung der Gelder, welche für Eosanders Bau verausgabt wurden — gehemmt oder doch langsam vorschreiten.

„Wir könnten da gleich Euer Durchlaucht einige éclaircissements verschaffen,“ fuhr Wartenberg fort, der stets das Eisen schmiedete. „Finanzrath Kraut ist im Vorzimmer, hören Durchlaucht seine Meinung.“

Der Kurfürst gab ein beistimmendes Zeichen. Er nahm, während der Graf zur Thür ging, einige Papiere aus dem Porte-

feuille. Kraut trat ein. Er war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß es sich um Geld handle.

„Kraut — Ihr sollt eine Entscheidung herbeiführen," sagte der Kurfürst. „Seht Euch einmal diese Zeichnung an."

Er reichte dem Finanzmanne die Dekorationsskizze, welche Kraut sehr gleichgültig betrachtete.

„Gefällt's Euch?"

„Recht hübsch gemalt," sagte Kraut, die Zeichnung fortlegend.

„Was meint Ihr, wenn nach dieser Zeichnung ein neuer Bau angefangen würde?" fragte der Kurfürst.

„Wenn Euer Durchlaucht mir gnädigst sagen wollen, woher ich die Gelder zu nehmen habe, so mögen höchst Sie über den Bau verfügen," sagte Kraut, der eine ziemlich grobe und rücksichtslose Natur war, wie sie sich häufig die Männer aneignen, welche durch Geld ein Uebergewicht erhalten.

„Da habt Ihr's," lachte der Kurfürst. „Kraut ist eben ein andrer Rechner als Künstler und Cavaliere."

„Ich sage nicht nein, Durchlaucht."

„Aber," fuhr der Kurfürst fort. „Ich sehe hier die Abschlüsse der Rechnungen, welche dem Bauschreiber Jänicke quittirt wurden. Danach haben wir für den Schloßbau bis zum Ersten dieses Monates vier und sechzig tausend einhundert und sieben und achtzig Thaler ausgegeben — das ist nicht allzuviel."

„Es ist gerade genug, Durchlaucht."

„Mag's denn sein — wie, wenn wir die Gelder theilten und die Hälfte an Schlüter — die Hälfte an Herrn Eosander abführten?"

Kraut verzog sein Gesicht. „Darauf lasse ich mich nicht ein," sagte er kurz. „Ich kenne das. Da wird die Sache leicht abgemacht,

die Gelder werden angewiesen, aber dann ist kaum die Arbeit begonnen, so bleibt es nicht bei der Hälfte, es heißt: schafft heran! und da wird bald noch einmal so viel gefordert. Ich habe von Euer Durchlaucht das Vertrauen erhalten — mir wird die Kassa anvertraut, und ich erkläre demnach: daß ich für außerordentlichen Bedarf keine Gelder beschaffen kann, ohne meine Finanzen in Verwirrung zu bringen."

Der Kurfürst that einige Schritte im Zimmer auf und nieder.

„Es ist gut," sagte er, mit dem Kopfe nickend. „Wenn ein so strenger Finanzmann „Nein" sagt, dann müssen wir uns darein finden. Kraut ist ein Muster von Ordnung und Enthaltsamkeit."

Er hatte den Herren grade den Rücken zugewendet und Kraut bemerkt mit einigem Erstaunen — wie Eosander wohl zwei bis drei Mal mit seinem linken Zeigefinger auf den Ringfinger seiner rechten Hand deutete und dabei verschmitzt und eigenthümlich lächelte.

„Wir können später darüber noch weiter sprechen," sagte der Kurfürst. „Monsieur Eosander, ich bin mit Ihnen content, und Sie werden mit Ihren Zeichnungen sich nach Lützenburg zur Durchlauchtigen Kurfürstin begeben — ihr solche vorlegen und Befehle für das Festin entgegennehmen. Adieu, mon cher."

Er winkte gnädig zum Abschiede. Eosander trat bleich und niedergeschlagen mit tiefer Verbeugung ab.

„Alles ist mit diesem Hamburger Maurermeister — diesem Schlüter," sagte er leise, die Vorhänge zurückschlagend. „Selbst der frivole Kraut. Warten Sie, mein Herr — wir wollen noch eine kleine Unterredung haben."

Er grüßte die Cavaliere im Vorzimmer sehr freundlich und ging durch die Hinterzimmer bis an die zwischen dem Bau des Kaspar Theiß und dem Hause der Herzogin gelegne Treppe, welche in den

kleinen, hart an der Spree gelegnen Garten des Schlosses mündete.

„Ich habe in présence des Monsieur Eosander nicht weiter sprechen wollen, um Euch eine Verlegenheit zu ersparen, Monsieur Kraut," sagte der Kurfürst, als Eosander das Kabinet verlassen hatte. „Aber künftig bitte ich mir devotere Sprache aus."

„Die Sache bleibt dieselbe, Durchlaucht," erwiderte Kraut furchtlos. „Ich bin Dero unterthäniger Diener, aber ich muß meine opinion heraussagen. Nur Euer Durchlaucht Nutzen treibt mich dazu. Ich weiß, daß der Herr Graf hier mich wohl nicht immer gut ansehen, weil ich zu Ersparungen rathe — aber es muß sein."

Der Kurfürst war schon besänftigt. Er erkannte den Werth des Finanzmannes.

„Gut, gut, Kraut," sagte er, den beiden Männern ganz nahe tretend. „Aber es kann nicht immer so bleiben." Seine Stimme ward leiser. „Ihr wißt, daß der große Moment herannaht — jede Stunde erwarte ich Nachricht. Bartholdi sendet täglich Depeschen — Dohna bemüht sich bei dem starren Kinsky. Hier ist, wie Ihr wißt, alles vorbereitet — Ilgen, Printzen, Kamcke, Wartensleben — der ganze Regierungsrath hält sich für meinen Ruf bereit. Wenn es alles geordnet — wenn dieses Ziel erreicht ist und die Königskrone hier vom Schlosse funkelt — dann, mein lieber Monsieur Kraut, dann werden Sie uns wohl größeren Credit bewilligen müssen."

Er lachte freundlich und gutmüthig.

„O, gnädige Durchlaucht," fiel Kraut auf den Scherz eingehend in die Rede. „Dann — ja. Wenn die Staatsgeschäfte so an Ausdehnung gewinnen, dann kann der Credit für ein solches Geschäft erweitert werden — bis dahin geruhen Sie in kleinen Verhältnissen

zu bleiben. Wir werden noch mancherlei nöthig haben und diese Dinge par exemple." Er wies auf die Chatoulle. „Die Antiken und ähnliche Sachen müßten jetzt keine Aufnahme finden."

„Kraut ist ein Muster von Enthaltsamkeit," sagte Friedrich. „Er beschämt uns — freilich wer so ganz rein von allen Kleinlichkeiten dasteht, wie Ihr, Finanzrath, der darf so scharf sprechen."

„Vielleicht wären auch die Sängerinnen unnütz," fiel Wartenberg mit schneidender Stimme ein.

Kraut zuckte mit den Lippen, er ward verlegen. „O — das sind Dinge, die zum Etat eines Hofes gehören," sagte er ausweichend.

„Gewiß," bestätigte der Kurfürst. „Wir wollen dergleichen Amüsements — sie sind für einen glänzenden Hof nothwendig. Diese Dinge hier kaufte ich zum Ergötzen der Künstler," er öffnete die Chatoulle und zog einige Schubfächer auf. Eine wohlgeordnete Sammlung herrlicher, geschnittner Steine, Kameen, Onyxe und Siegel lachten den beiden Männern entgegen.

„Es ist eine treffliche Collection, wie Beger selbst sagt — ich muß sie haben."

„Vielleicht könnte Liebmann uns einen baaren Vorschuß machen," sagte Kraut.

„Er hat erst neulich geholfen," erwiderte der Kurfürst. „Ihr wißt es. Nach Wien ging viel Geld — baar sowohl, als in Juwelen und Ringen. Die beiden Schlangenringe sind wahrhaft königliche Geschenke. Man wird solche nicht noch ein Mal finden — sie sollten auch einzig sein."

Kraut erzitterte leicht. „So lassen Durchlaucht mich in einigen Tagen Rath schaffen. Diese Sammlung kostbarer Stücke soll nicht aus Ihren Händen."

Er sah, wie des Kurfürsten Blick sich freundlich ihm zuwendete.

Wartenberg verfolgte jede Bewegung. Er erkannte sehr wohl, daß Kraut diese Ausgabe dem Kurfürsten erleichterte, um sich selbst dafür irgend einen Anspruch auf des Fürsten Nachsicht zu erwerben, oder um sich den Dank des Herrn zu verdienen.

„Diese Steine sind allerdings herrlich," sagte Wartenberg „und man muß Kenner sein — um zu ermessen, welchen Kummer man empfindet — wenn solche Kostbarkeiten uns entgehen."

„Wir werden noch Geld genug brauchen, sagte ich bereits," fiel Kraut ein.

„O — wenn es erst so weit wäre," rief Friedrich mit leuchtenden Blicken. „Ich erwarte ja stündlich neue Berichte. Wißt Ihr," fuhr er fort, „daß so etwas verzehrt — aufreibt? es ist nicht allein meine Person, welche dabei betheiligt ist — nein: der Ruhm ist es, den ich meinem Lande verleihen, die Größe ist es, welche ich ihm geben will — und solche große Dinge machen das Blut vor Erwartung sieden. Es ist Ihnen bekannt, Graf, daß Bartholdi und Dohna für uns mit regstem Eifer arbeiten. Nicht nur die angesehensten Personen des kaiserlichen Hofes werden gewonnen — auch zahlreiche andere Bundesgenossen hat man geworben — Persönlichkeiten, welche oft den unmittelbarsten Einfluß, wenn auch ganz im Geheimen, ausüben."

Er holte tief Athem, sein Gesicht nahm den Ausdruck des Triumphes an, und er fügte halblaut hinzu:

„Daß einige da unten in Wien Furcht haben vor unsrer neuen Würde, ist erklärlich. Einmal droben — und wir werden uns gewaltig heben."

Kraut stieß einen leisen Seufzer aus — er sah im Geiste schon die mühsam zurückgelegten Thaler in die Welt hinauswandern.

Der Kurfürst hatte eine Pause der Unterhaltung eintreten lassen, welche durch den Pagen von Eberstein unterbrochen wurde, der den Oberceremonienmeister von Besser anmeldete.

„Ah — wir werden neue Mittheilungen über das Fest in Lützenburg erhalten,“ sagte der Kurfürst. „Ihr bringt sicherlich das Programm, welches Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin entworfen.“

„Verzeihung, Durchlaucht,“ sagte Besser, dessen Wohlbeleibtheit die Reverenzen erschwerte, welche der Hofmann sonst sehr graziös zu machen verstand. „Ich bin sehr gern der Ueberbringer von Nachrichten oder Dingen, welche zu Euer Durchlaucht Erheiterung dienen — allein in diesem Augenblicke scheint mir die Sache, welche ich zu melden habe, denn doch wichtigerer Natur, als es ein Programm selbst für die Fête in Lützenburg sein dürfte.“

„Nun? was gibt es?“ rief der Kurfürst, hastig zu Besser tretend.

„Ich weiß, daß ich hier — in Gegenwart der Herren sprechen darf,“ sagte Besser auf die beiden deutend. „So eben ist der Conte de Maffei in das Vorzimmer getreten. Er ließ sich bei mir melden — ich führte ihn in meinem Wagen hieher — der Graf kommt direkt aus Wien und — wie ich mit Bestimmtheit annehmen darf — als ein Envoyé extraordinaire seitens des kaiserlichen Hofes — in Angelegenheiten —“

„Ja — ich bin erfreut, den Grafen hier zu sehen,“ rief der Kurfürst mit strahlenden Blicken. „O — keine Minute länger zögern — führen Sie den Grafen herein. Er ist einer der Männer, welche für unser Interesse arbeiten. Seine Ankunft ist von höchster Wichtigkeit.“

Besser ging hinaus.

„Euer Durchlaucht gestatten, daß wir uns verabschieden dürfen," sagte Kraut zum größten Leidwesen des Grafen: „Es wird wohl vorläufig eine Unterredung sein, welche nur für Euer Durchlaucht bestimmt ist."

„C'est ça," sagte der Kurfürst. „Maffei möchte sich vielleicht ohne jedes Ceremoniel einführen — alles andere erfahrt Ihr ja doch —"

Er blickte bereits so ungeduldig nach der Thüre, daß die beiden Herren nicht schnell genug sich zu entfernen vermochten. Unter der Thür stießen sie auf Besser, der einen sehr reich gekleideten alten Cavalier in das Cabinet geleitete. Wartenberg und Kraut betraten das Vorzimmer, und gleich hinter ihnen erschien Besser ebenfalls wieder. Der Kurfürst war mit dem Grafen Maffei allein.

Friedrich ging dem alten Cavalier einige Schritte entgegen. Maffei verneigte sich tief, als der Kurfürst seine Hand erfaßte und ihn zu einem Sessel geleitete.

„Graf," sagte Friedrich, „nehmen Sie Platz bei mir. Es ist einige Zeit her, daß wir uns nicht sahen."

„Zum letztenmale hatte ich das Glück, von Euer Durchlaucht mit gnädigem Gruße bedacht zu werden, als Sie im Haag zum Besuche König Wilhelms von England anwesend waren," sagte Maffei. „Da mein Herr als Fürst von Savoyen mit Frankreich den Frieden geschlossen und die königliche Würde errungen hatte, wurde mir der ehrenvolle Auftrag, die Verhandlungen im Haag zu leiten, soweit sie auf jenes Ereigniß Bezug hatten."

Des Kurfürsten Blick verfinsterte sich. Er lehnte sich ein wenig in den Sessel zurück und entgegnete kurz:

„Ja — ja. Es war eine Zusammenkunft, die mir noch heute im Gedächtnisse ist."

„Ich glaube es, gnädiger Herr," antwortete Maffei mit einiger Betonung.

„Ihr glaubt es," lachte der Kurfürst gereizt. „O — freilich in diesem „Ich glaube" liegt die ganze Historie von damals. Es war nahe daran, daß wir, König Wilhelm und ich — uns hart überwarfen. Er wollte mir den Armstuhl nicht zugestehen. Er wollte bei unsrer Zusammenkunft sitzen — der Kurfürst von Brandenburg sollte vor ihm stehen — das durfte nicht sein. Es war genug für uns des Desagreablen, daß Ihr Herzog schon die Königswürde erhalten, daß der Prinz von Oranien ebenfalls die Krone von England trug — eine solche Zurücksetzung aber konnten wir uns nicht gefallen lassen. Man meint, die Brandenburger seien nur kleine Souverains — das ist eigentlich lustig, denn die großen Herren können niemals ohne die Brandenburger etwas ausrichten. Mein Herr Vater selig focht für ganz Deutschland, trieb Franzosen und Schweden zu Paaren — machte seinen Ruhm durch alle Welt tönen. Ich selbst bin stets der Erste, an den man sich wendet, wenn Hilfe nöthig ist. Meine Truppen fochten gegen Frankreich — am Rhein, in Italien, in dem fernen Ungarlande — und mit ihrer Hilfe, mit ihrem Blute, gewinnen sie kaiserlicher Majestät Schlachten — aber den Armstuhl weigerte man mir — Oh monsieur le comte, c'est ridicule."

Er hatte sich wirklich ereifert — die Erinnerung berührte ihn in sehr peinlicher Weise.

„Durchlaucht," entgegnete Maffei, „Sie haben doch schon damals das erreicht, was Sie wollten: die Unterredung wurde stehend abgemacht, und bei des Königs Gegenbesuch in Cleve ward Euer Durchlaucht der Armstuhl nicht verweigert."

„Es ist richtig," sagte der Kurfürst. „Ich hätte auch viel eher

jede Unterhandlung abgebrochen. Wer die Kraft in sich fühlt, muß auch zur Macht, zum Ansehen kommen."

Er fixirte den Grafen scharf — ohne eine Frage an ihn zu richten — er wollte nicht zeigen, wie sehr es ihm am Herzen lag, den Grund der Ankunft Maffeis zu erfahren.

Der Graf war ein stattlicher alter Edelmann, dessen feines Gesicht die Spuren eines stürmischen, eines in Genüssen aller Art verbrachten Lebens trug. Er galt für einen jener Cavaliere, welche ihre Jugend und Blütezeit an den genußsüchtigsten Höfen Italiens, Frankreichs und Englands unter Abenteuern und Intriguen verlebt hatten. Gleichwohl erfreute der Graf sich vielleicht gerade deshalb der allgemeinsten Beachtung an den Höfen und galt für eine Person, deren Einfluß wichtig und entscheidend werden konnte. Mit großem Vermögen verband Maffei eine durch vielfache Erfahrungen noch bedeutend gesteigerte Gewandtheit in allen Missionen, deren Führung ihm vertraut ward.

„Euer Durchlaucht haben vollkommen Recht," sagte er, sich verneigend. „Wer die Kraft fühlt, muß zur Macht gelangen. Was Sie damals im Haag so sehr vermißten: jene hohe Würde — sie durfte nicht lange mehr fern bleiben."

„Was sagen Sie?" rief der Kurfürst mit gut gespieltem Erstaunen. „Es wäre bereits nahe? näher als wir hier glauben? Graf — ich will offen sein: Bartholdi und Dohna sind emsig bemüht, Bundesgenossen zu werben. Es ist mir bekannt, daß Sie einer derselben sind. Sie kommen — —"

„Ich komme, um Euer Durchlaucht die Meldung zu bringen, daß der kaiserlichen Einwilligung, Euer Durchlaucht Kurhut von Brandenburg in eine Königskrone zu verwandeln — nichts von Bedeutung mehr im Wege steht — und daß Seine kaiserliche Majestät

die Unterzeichnung des Krontraktates nur noch einer Sitzung der Reichsräthe mittheilen wollen. Die ernste Sache ist bald entschieden."

Der Kurfürst hatte Mühe, seine Erregung zu bergen. Er fühlte, daß er vor dem alten Diplomaten sich keine Blöße geben dürfe — die kaiserliche Einwilligung mußte als etwas Selbstverständliches erscheinen.

„Gut — gut," sagte er mit leicht vibrirender Stimme, was dem Grafen nicht entging. „So wäre alles denn in bester Ordnung. Die Räthe werden sich nicht lange sträuben."

„Gnädiger Herr," fiel Maffei ein. „Ich bin als Freund des kaiserlichen Hofes und zugleich als Freund Ihrer erhabnen Person nach Berlin gekommen, auf Bitten und Wunsch des Grafen Dohna. Soviel ich vermochte, habe ich gethan, die kaiserlichen Herrschaften zur Unterzeichnung des Traktates zu bewegen — von Seiten des Kaisers steht kaum noch etwas zu besorgen. Es fehlte nur noch die Einwilligung des Kurfürsten von Baiern als Gouverneur der Niederlande und damit: die der Seemächte — gelänge es, diese Anerkennung zu erhalten, so wäre alles geordnet. Dieses Hinderniß schien mir so gefährlich — denn eine Stockung könnte leicht die Gegner der Erhebung Brandenburgs ermuthigen — daß ich auf Wunsch Bartholdis sogleich nach Berlin reiste und so der kaiserlichen Entschließung und Negotiirung des Krontraktates zuvorkam. — Ich muß Euer Durchlaucht bitten, in Dero Interesse auch die Anerkennung Baierns und der Seemächte zu gewinnen."

„Ich danke Ihnen, Graf," sagte Friedrich, dem Edelmanne die Hand reichend. „Aber fühlen Sie mit mir, welcher Unmuth mich ergreift? Um die gerechten Ansprüche, welche mein Haus auf Erhebung hat, durchzusetzen, muß ich den kleinen Souverains

schmeicheln, ihnen durch meine Envoyés Aufmerksamkeiten erweisen — muß ich mich zu Bitten herbeilassen. — —"

Er stampfte unwillig mit dem Fuße.

„Gnädiger Herr," sagte Maffei. „Die größten Dinge werden durch kleine Ursachen hervorgebracht. Der Pater Wolff hat die Kaiserliche Majestät für Euer Durchlaucht gewonnen — ein freundliches Wort genügte — bei den Seemächten und dem Kurfürsten von Baiern genügte nur eine gewandte Vermittlung. Weshalb wollen Sie in wichtiger Sache, durch eine Vernachlässigung das Ganze in Frage stellen? Wenn die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind — dann handeln Sie, Durchlauchtiger Herr."

„Sie haben recht," sagte Friedrich. „O — wäre nur des Kaisers Unterzeichnung erst geschehen," fuhr er fort, heftig auf und niedergehend. „Hätte ich Nachricht von diesem Vollzuge — dann stände ich am Ziele — aber wenn es scheiterte — wenn die Räthe, die Freunde des intriganten Kinsky, in der zwölften Stnnde noch den Traktat umstießen?"

„Es ist zu hoffen, gnädigster Herr, daß dies nicht geschehe. Graf Dohna hat mich beauftragt, Euer Durchlaucht mitzutheilen, daß er alle Vorkehrungen getroffen, um sogleich nach Unterzeichnung des Traktates, die ganz in geheimer Rathssitzung geschieht oder geschehen würde, Nachricht zu erhalten. Graf Dohna läßt den Tag über zwei Kabinetscouriere sich bereit halten — die Pferde stehen gesattelt, es ist Relais gelegt — Wagen und Pferde sind für die ganze Route bis Berlin bestellt. In demselben Momente, wo die Nachricht von dem Vollzuge des Traktates durch den Kaiser, dem Grafen überbracht wird, schwingen die Couriere sich in die Sättel und bringen den Bescheid nach Berlin."

„Trefflich, trefflich!" sagte der Kurfürst, in größter Erregung

das Zimmer durchschreitend. „Wenn es nur erst soweit wäre! Meine impatience ist kaum zu zügeln. Also — Baiern und die Seemächte — freilich — freilich, Englands Anerkennung ist ebenso wichtig, als die der Generalstaaten — man müßte sogleich nach dem Eintreffen der kaiserlichen Botschaft einen gewandten Envoyé, eine Person nach dem Haag senden, die den Kurfürsten von Baiern schnell gewönne.“

„Es müßte eine Persönlichkeit sein, der fast unmöglich wäre zu widerstehen, der selbst ein Souverain kaum etwas verweigern könnte,“ sagte Maffei.

„Wir wollen es in aller Eile überlegen,“ entschied der Kurfürst. „Geld! Geld!“ setzte er leise hinzu, auf die Chatoulle mit den Steinen und Kameen einen Blick werfend, als er sah, wie Maffei aufmerksam die von vorhin noch offen gebliebenen Kästchen und deren Inhalt musterte.

„Sie betrachten diese prächtigen Dinge,“ sagte er, näher tretend. „Mein Hofjuwelier hat mir diese Schätze für mein Münz- und Medaillenkabinet erstanden. Es ist eine theure — nicht wieder aufzufindende Sammlung.“

„Diese Exemplare sind wirklich entzückend,“ sagte Maffei. „Ich bin Kenner und Liebhaber.“

„Ich weiß es — ich weiß es,“ entgegnete der Kurfürst mit sarkastischem Lächeln und leichter Handbewegung.

„Euer Durchlaucht meinen, daß durch diese Liebhaberei, welche mir innewohnt, Dero geschickte Agenten in Wien meinen Einfluß für die Kronverhandlungen gewonnen haben — ja, ja, das lag in Euer Durchlaucht Ton und Geberde.“

„Sie können glauben, Graf?“

„O, gnädigster Herr, ich nahm den Beweis Ihrer Huld dank-

bar an. Herr von Bartholdi überreichte mir das fürstliche Geschenk, als ich bereits Schritte im Interesse für Durchlaucht gethan hatte, und ich durfte es um so eher annehmen, als es keinen materiellen, sondern einen rein künstlerischen Werth besitzt. Die Marmorstatue der auf einem Seepferdchen sitzenden Nymphe hat für mich, den Liebhaber und Kenner, unschätzbaren Werth. Es ist eine Antike von größter Schönheit, der ich in meiner Galerie einen bevorzugten Platz anwies."

Er neigte sich dankend vor dem Kurfürsten.

„Das Geschenk eines Kunstwerkes schien uns für Sie am geeignetesten," sagte Friedrich. „Der scharfe Kenner der Antike wird durch solche Dinge mehr erfreut, als — —"

„Als durch kostbare, moderne Arbeiten, selbst wenn sie mit Brillanten besetzt sind und zwei ineinandergeringelte Schlangen vorstellen, welche köstliche Steine im Rachen tragen. Graf Lamberg und die Pfalzgräfin von Neuburg prahlen bereits mit diesen herrlichen Geschenken," sagte Maffei.

Der Kurfürst erröthete leicht — Maffei kannte sehr genau die Mittel, welche angewendet wurden, um eine wohlverdiente Würde zu erlangen.

„Es war mein Wille," sagte Friedrich, „denjenigen, welche mir in amicabler Weise dienen, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich ließ diese Ringe eigens fertigen, damit keine andere Person ein ähnliches Exemplar aufzuweisen haben könne — Fassung, Zeichnung und Arbeit sind einzig in ihrer Art und daher wohl eine Auszeichnung. Nicht allein der Werth der Steine und des Materials gibt ihnen Bedeutung."

„Ich weiß es wohl zu schätzen," sagte Maffei. „Die Ringe sah ich mir genau an. Sie gingen von Hand zu Hand am kaiser-

lichen Hofe in Wien. Wenn ich recht hörte, ist die Idee, die Angabe von dem berühmten Schlüter."

„Allerdings."

„Also in der That etwas Klassisches, Schlüter wird mit Recht ein nordischer Michel Angelo genannt. Solch einen Künstler dürfte kein Fürst außer Euer Durchlaucht den Seinen nennen."

Der Kurfürst nickte wohlgefällig und stolz mit dem Kopfe — die Erinnerung an seine vor wenig Minuten mit Eosander gehabte Unterredung fiel ihm ein. Wie unbedeutend erschien der Hauptmann dem großen Schlüter gegenüber! Maffei hatte wieder die Steine in der Chatoulle gemustert, er nahm einige derselben aus dem Brette.

„Diese Onyxe sind wundervoll," sagte er, die Steine wieder in das Kästchen legend, wobei sein Gesicht finster wurde und ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg.

„Eh donc, Graf! was ist Ihnen?" rief halblachend der Kurfürst. „Mon dieu — was sind diese Liebhaber neidisch — wir wollen sehen, ob ein Tausch möglich ist — lassen Sie uns einmal später darüber reden."

„Durchlaucht irren," erwiderte Maffei. „Es ist weder Neid noch Eifersucht. Gern lasse ich Ihnen den Vorrang — was mich so trübe stimmt, ist eine Erinnerung. Vor etwa drei Jahren ließ ich in meinem Palaste zu Safferata eine bauliche Aenderung vornehmen, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß die dort beschäftigten Arbeiter in meiner Galerie einen frechen Diebstahl begingen. Verschiedene Kostbarkeiten, antike Schätze wurden mir entwendet. Unter anderen Dingen auch fünf köstliche Steine — Onyxe und Carneole, Hyacinthsteine — diese Verluste sind eben

unersetzlich, und so oft ich ähnliche Dinge sehe — seufze ich über die verlorenen Herrlichkeiten."

„O — das ist empörend," sagte der Kurfürst, „und es ließ sich keine Spur des geraubten Gutes entdecken? Die Diebe waren nicht zu ermitteln?"

„Die Steine blieben verschwunden. Die Thäter — die Räuber wurden zwar vermuthet — die Maurer mußten es gewesen sein — niemand konnte sonst, zu jener Zeit wenigstens nicht, den Einbruch vollführt haben. Man warf, glaube ich, sogar einige der Bursche auf die Folter — allein das Geständniß war nicht zu erpressen. Außerdem waren noch Gründe vorhanden, die mich selbst bewogen, die Untersuchung fallen zu lassen."

Maffeis scharfes, durchfurchtes Antlitz nahm einen tiefernsten, fast schmerzlichen Ausdruck an, der jeden Zug von Ironie und Sarkasmus verdrängte. Der Kurfürst hatte die Chatoulle geschlossen — er lächelte gutmüthig.

„Ich begreife den Schmerz des Kenners und Amateurs," sagte er. „Aber nun, mon cher comte — lassen Sie uns Ihre Person recht genießen. Ihre Anwesenheit ist erwünscht und erfreulich, wie Ihre Botschaft, hoffentlich trifft die kaiserliche Negotiirung bald ein — wir bedürfen Ihres Rathes wegen der Seemächte, und Sie sollen ein lieber Gast, ein Freund an unserm Hofe sein. Ich darf Sie wohl bitten, der Kurfürstin Durchlaucht eine Visite zu machen — übrigens kommen Sie zu guter Zeit. Meine gnädige Gemahlin gibt eine Fete in ihrem Schlosse Lützenburg, zu deren Verherrlichung wir eine schöne Oper mit Tanz haben werden. Das Arrangement wird trefflich sein. Monsieur Eosander und Besser haben es übernommen. Man gibt den Schäfer Atis von Abbate Mauro. Unsere Kapelle wird dabei mitwirken — unsere Sänger

und Sängerinnen ebenfalls, und damit wir etwas ganz extra Schönes genießen können, haben wir durch Eosander die fameuse Sängerin Katharina d'Alikan für unsern Dienst angenommen."

Der Graf zuckte heftig empor — seine Hände machten eine Bewegung nach der Brust hin — er warf das Haupt zurück.

„Die — die Sängerin — d'Alikan ist hier? — hier — an Euer Durchlaucht Hofe?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Ja — ja," antwortete der Kurfürst. „Schon wieder Neid? Ha! ha! ha! Sie meinen wohl, die Messieurs da draußen, man könne in Berlin den Hofhalt nicht so großartig machen, weil der Kurhut und nicht die Krone über unserm Wappen steht? Die Herren irren. Sie sehen," fuhr er stolz fort, „daß Künste und Wissenschaft bei uns blühen — die trefflichsten Männer sind bei uns versammelt. Ueberall steigen Bauten, Kunstwerke empor — die Armee ist in wahrhaft achtunggebietendem Stande — die Pracht ist wohl eine solche zu nennen, wie sie an königlichen Hoflagern Brauch ist, und wenn die Erhebung ausgesprochen sein wird — dann wird die kaiserliche Bewilligung nicht in ein Land, nicht zu einem Fürsten gelangen, die solcher Ehre unwerth sein oder zu ärmlich dastehen könnten — nein — nur der Titel fehlt, meine Hofhaltung, meine Anordnungen, meine Armee, meine Schöpfungen auf dem Kunstgebiete sind längst königlich. Kann Sie die Anwerbung einer Sängerin wundern?"

„N — ein — nein," sagte Maffei, „durchaus nicht — ich war nur erstaunt — die d'Alikan hatte Wien verlassen, um — um nach Dresden zu gehen, woselbst ihr Cerrini im Auftrage des Königs ein großes Stück Geld geboten — ich bin erstaunt, diese Sängerin hier zu finden."

Der Kurfürst zeigte aufs neue, daß dieses Staunen ihn sehr

befriedigte. Es war nur eine Sängerin, die er einem königlichen Hofe abwendig gemacht und dem seinigen, dem kurfürstlichen Hofe gewonnen — aber es war dennoch ein Triumph: die Notabilitäten der Kunst gingen gern nach Berlin.

„Eosander hat in Bessers Auftrage diese Sängerin für uns angenommen,“ sagte er.

Maffei war sichtlich in Unruhe.

„Ei, ei, Comte,“ lachte der Kurfürst, mit dem Finger drohend, „sollte diese chanteuse dem allbekannten galanten Maffei etwa gefährlich sein?“

Der Graf wies auf sein Gesicht. „Solche alte Herren wie ich, Durchlaucht,“ sagte er lachend, „sind nicht mehr in den Reihen der galanten Cavaliere zu suchen.“

„St! St!“ lachte der Kurfürst, „Sie gelten für einen eifrigen Bewunderer des schönen Geschlechtes — hélas! ich kann Ihnen nicht die Cercles à la Versailles bieten — an unserm Hofe ist aber doch viel Eleganz, Sie werden sehen — heureusement ist es nicht wie in Versailles. Meine Cavaliere, meine Räthe, meine Officiere sind nicht Libertins — es herrscht in der That guter Ton bei uns — und durchaus ungezwungen.“

„Ich bin überzeugt davon,“ sagte Maffei, seinen Hut nehmend. „Darf ich jetzt um gnädige Entlassung bitten — ich werde der Kurfürstin Durchlaucht meine Aufwartung machen.“

„Ich entlasse Sie mit Dank und hoffe Sie bald wiederzusehen,“ sagte der Kurfürst freundlich.

Maffei neigte sich und suchte eilig die Thüre. Im Vorzimmer wartete Besser des Grafen, um ihn die Treppe hinab zum Wagen zu geleiten, der im Schloßhofe hielt.

„Ich höre," sagte Maffei beim Einsteigen, „Sie haben die d'Alikan gewonnen."

„Ja, Herr Graf. Wir überboten Cerrini."

„So — so — dieses Mädchen ist sehr schön — sehr gute Sängerin — sie — sie ist schon länger hier?"

„Ja. Sie wohnt schon seit einiger Zeit in Berlin."

„Und wo? wo?"

„Ich — ich weiß es in der That nicht," antwortete Besser nach einer Pause.

Maffei stieg in den Wagen, reichte Besser noch einmal die Hand und fuhr davon.

„Alter Sünder," murmelte Besser. „Er wäre im Stande, der d'Alikan den Hof zu machen — er ist noch immer der leichtfertige Cavalier. Diese alten Herren sind unverbesserlich."

Als Besser in das Vorzimmer trat, vernahm er, daß der Kurfürst noch zur Nachmittagszeit eine Fahrt nach Lützenburg unternehmen wolle.

Im kleinen Schloßgarten.

Wir haben den Hauptmann Eosander von Goethe in dem Augenblicke verlassen, wo er die kleine Treppe hinabstieg, welche zum Schloßgarten an der Spree führte. Die zum Hofe und dessen Beamtenkreise gehörenden Personen hatten einen Schlüssel in Händen, der die auf den Schloß- oder Domplatz führende kleine Pforte öffnete. Diese Pforte lag in einer kleinen Mauer, welche von dem vorspringenden Seitenflügel, „das Haus der Herzogin" genannt, bis zum Ufer der Spree lief.

Der Garten war sehr klein. Einige alte Bäume verbreiteten Schatten, machten aber die Mauern und Fenster noch düstrer, als sie bereits waren, und die grauen Steine des Thurmes, „der grüne Hut" genannt, an den sich allerlei unheimliche Sagen knüpften, waren mit dickem Ephen umrankt. Die herbstliche Zeit machte ihre Rechte schon geltend. Die Blätter begannen herabzufallen, und der Wind strich, von der Wasserfläche der Spree kommend, mit lautem Seufzen an den Thürmen empor. Ueber das Wasser hinwegblickend, gewahrte man die noch im Entstehen begriffene Burgstraße, welche zwar schon mehrere Häuser aber noch mehr Gärten zeigte, deren Bäume ebenfalls die schönen, aber zur Schwermuth stimmenden Farben ihres Laubwerkes zeigten, welche der Herbst auf die Blätter der Bäume und Sträucher malt.

Diese melancholische Stimmung hatte sich des Herrn Eosander wahrscheinlich bemeistert, denn er schritt gebeugten Hauptes aus der kleinen Pforte des zweiten Thurmes des Herzoginhauses in den Garten.

„Es will durchaus nicht glücken," murmelte er. „Die ganzen Verhältnisse sind mit ihm im Bunde. Wie nahe war es! Wenn Kraut Ja sagte — dann stand ich mit Schlüter gleich — unsere Gerüste am Schloßbau erhoben sich einander gegenüber. Und nun — nun vollends dieser Guß!"

Er lehnte sich über die Brüstung der niedrigen Steinmauer, welche längs des Flußufers hinlief, und schaute nach der über das Wasser zur Georgenstraße führenden langen Brücke.

„Dort — dort wird es stehen," sagte er laut und heftig. „Dieser Mensch hat überall seinen Namen geltend gemacht. Dort diese Seegötter und Najaden an den Brückenbogen sind von ihm — die Zierde der Brücke wird das Standbild sein."

„Wenn der Guß gelingt,“ sagte eine Stimme dicht neben Eosander, der sich erschreckt umwendete.

Der Hauptmann sah sich dem Polier Gregorio gegenüber.

„Ihr hier?“ rief er. „Woher kommt Ihr? was wollt Ihr, Mann?“

„Herr Hauptmann,“ sagte Gregorio, „ich bin von dem Zeughausbau entlassen.“

Eosander blickte ihn verwundert an. „Ihr? ich habe Euch doch an Grüneberg und de Bodt empfohlen — Eure Anstellung habe ich befürwortet.“

„Gewiß — und ich war dankbar dafür. Aber Meister Braun hat mir angezeigt, daß Herr Schlüter meine Entlassung verlangt und befohlen habe, weil er keine Ausländer an der Arbeit dulde.“

Eosander stieß einen Ruf des Zornes und der Ueberraschung aus. „Wie? Herr Schlüter jagt Euch fort?“ sagte er mit bebenden Lippen.

„Es ist so. Braun hat es mir heut verkündet. Er wagt nicht gegen des Oberbaudirectors Befehl zu handeln.“

Eosander biß die Lippen. „Ich werde Euch beistehen — Euch schützen.“

„Ich bat schon bei unserer ersten Zusammenkunft darum, gnädigster Herr,“ sagte Gregorio mit sanfter Stimme.

„Sie mahnen mich,“ entgegnete Eosander. „O — ich weiß wohl — Sie haben recht. Diese kostbaren Steine —“

„Sie kränken mich, gnädiger Herr,“ sagte Gregorio. „Ich machte mir eine Freude daraus, Ihnen das Geschenk zu überreichen. Ich denke nicht daran, von Ihnen einen Gegendienst zu verlangen — o nein — ich wünschte vielmehr nur deshalb Ihre Protection, damit ich stets in Ihrer Nähe bleiben könnte, um Ihnen

zu dienen — um," er trat dicht zu Eosander, „um den gemeinsamen Gegner aller, die hier nach fürstlicher Gunst ringen, zu beseitigen, und ich bin, ohne Ihre Protection genossen zu haben, bereits ans Werk gegangen."

Eosander starrte den räthselhaften Mann an, der ihm wieder gleich einem Dämon in der Stille dieses düstern, kleinen Gartens, innerhalb der dunkeln Mauern des Schlosses erschien, und mit dem er fortwährend verknüpft wurde.

„Ihr habt — Ihr seid ans Werk gegangen? Wie soll ich das verstehen," fragte er.

„Sie führten, als Sie die lange Brücke betrachteten, ein Selbstgespräch," sagte Gregorio. „Sie sehen — es ging mir daraus hervor — den Koloß, die Statue des großen Kurfürsten schon auf dem Ausbau der Brücke stehen — o — freilich es ist ein ewiges Denkmal für den großen Fürsten — die verkörperte Bewunderung, welche Mit- und Nachwelt ihm zollen, und dankbar werden Generationen hinaufblicken — aber bei dieser Bewunderung wird man sich ebenso Schlüters erinnern — fahren Sie nicht auf — das waren Ihre Empfindungen."

„Ihr habt recht," lispelte Eosander. „Wenn der Guß vollendet ist — —"

„Das war es," fiel Gregorio ein. „Wie, wenn er nicht vollendet würde? wenn er nicht zu Stande käme?"

Eosander packte das Wamms des Poliers. „Was sagt Ihr?" keuchte er. „Der Guß könnte mißlingen?"

„Er würde nicht mißlingen — so wie er vorbereitet ist — nein. Aber," seine Stimme sank zum Geflüster hinab, „wenn man nun — wenn ein gewandter, kühner Mann irgend ein Mittel, eine geheime Kunst, ein sinnreiches Stück — wüßte und anwenden

könnte, dessen Gewalt den Guß vereitelte, die Wellen des flüssigen Metalls im Momente, wo der feurige, glühende Strom in die Form schießt, zum Stocken brächte — ja im Innern der Form eine vernichtende Wirkung erzielte, welche die Wände sprengte? wäre damit kein Schritt zum Verderben des Mannes geschehen?"

Eosander erbebte, wie die über seinem Haupte, vom Aste des Baumes herabhängenden Blätter unter dem Hauche des Herbstwindes bebten. Diese Gewaltthat schien ihm allzu furchtbar. Das mächtige Werk sollte durch eine Bosheit gestört werden — die der fast Unbekannte anstiftete? in welche Hand hatte Eosander sich gegeben?

„Ihr fabelt," sagte er, „Ihr seid ein Mensch, der sich und andere verderben wird. Wie sollte ein Werk vernichtet werden, das mit ängstlicher Sorgfalt begonnen und gehütet wird?"

„Seit drei Nächten war ich am Ofen — an der Dammgrube — an der Form," entgegnete Gregorio kalt.

Eosander trat entsetzt einige Schritte zurück — „Ihr seid im Gießhause gewesen?"

„Ja. Die Gesellen Jakobis ließen mich ein. Ich untersuchte den Ofen, die Gußrinne — die Erde in der Dammgrube. Ich werde mit Hilfe Savenis einen Kloben Metall zusammensetzen, der in den Ofen geworfen — die Gußspeise erstarren macht und Blasen treibt, welche platzen und durch ihre Dünste den Lauf des Metalls, die Mischung verderben. Der stolze Herr Schlüter wird sehen, daß wir Macht genug besitzen."

Eosander betrachtete den unheimlichen Mann mit furchtsamen Blicken. Obwohl er an ihm einen mächtigen Bundesgenossen haben konnte — war diese Gemeinschaft doch immerhin eine gefährliche. Eosander wußte kaum, wer der Mann war, der mit so brutaler Gewalt in den Gang eines Ereignisses von Wichtigkeit griff.

„Ich erkläre," sagte er, „daß ich mit solchen Dingen nichts gemein habe — nichts gemein haben darf."

„O — ich verstehe," sagte Gregorio mit seltsamem Lächeln, „lassen Sie mich handeln."

„Wer seid Ihr? ich sage es noch einmal. Es ist doch seltsam, daß ein Mensch so ohne weiteres hier in Berlin auftaucht — sich an meine Person drängt — mir kostbare Geschenke oder Darlehen macht, nur um mir gefällig zu sein — nur um Schutz für den Aufenthalt hier zu finden."

„Ich könnte sagen: dies alles ist nur der Grund — aber ich will offen sein, wie ich es schon im Hause Savenis aussprach: Lassen Sie mich in Berlin bleiben — lassen Sie mich steigen und eine gute Carriere machen, wenn ich Ihnen helfe."

Eosander wollte so eben erwidern, als die kleine Thurmpforte sich aufs neue öffnete und in heftiger Erregung der Graf Wartenberg in den Garten trat. „Ah," rief er schon von weitem. „Ich finde Sie noch hier — das ist gut. Die Sache muß schnell ergriffen werden. Kraut sträubt sich entschieden, das Geld zu geben — für die Spielereien des Hofjuden ist aber Geld vorhanden. Damit will er einen Schlag pariren, wir müssen ihm an den Hals gehen."

„Sie verbinden mich hoch, mein theurer Gönner," sagte Eosander, den Grafen auf die andere Seite drängend, denn Gregorio machte einen sehr langen Hals, um jedes Wort zu erlauschen.

„O — es geschieht nicht allein Ihretwegen," rief Wartenberg ziemlich rücksichtslos. „Nein — es darf überhaupt nicht geduldet werden, daß Kraut uns Gelder verweigert, daß er Partei gegen uns nimmt. Ich werde das zu verhindern wissen."

„Aber wie wollen Sie —"

„Eh donc,“ sagte Wartenberg. „Haben Sie nicht in Erfahrung gebracht, daß Kraut der d'Alikan einen Ring zum Präsent gemacht hat? Der Kurfürst bildet sich ein, die Form dieser Ringe sei nur ein- oder zweimal vorhanden. Es wird ihn beleidigen, wenn er hört, daß seine Untergebenen ähnliche Präsente machen, wie er — der Gebieter. Ad zwei hat Herr Kraut, den der Fürst für ein Exemplar von Solidité hält, sehr unpassende Verbindungen mit der Sängerin, die sich dem Kurfürsten selbst noch nicht einmal präsentirte. Es dürfte denn doch einigen Scandal in der Familie des Herrn Kraut, bei den Ilgens und so weiter geben, wenn man bei Hofe etwa diese Liaison mit der Sängerin publicirte, und Herr Kraut wird wohl Chamade schlagen, wenn wir ihm die Wahl lassen zwischen Scandal oder — Geldbewilligung für ein Portal.“

„Ah — Sie haben recht, und vor Ihrer diplomatischen Einsicht beuge ich mich,“ sagte Eosander. „Wie aber wollen Sie mit Kraut verhandeln?“

„Deshalb suchte ich Sie auf, mon cher. Es ist gefährlich, in Krauts Wohnung zu sprechen. Die Frau Räthin könnte uns den ganzen Spaß durch voreiliges Auftreten verderben. Zu mir dürfte Kraut jetzt nicht kommen — er schmollt, aber Sie — Sie sind der Mann dazu. Laden Sie Kraut heut noch zu sich ein. Ihre schöne Frau Gemahlin ist der Madame Kraut befreundet — ich treffe dann, wie zufällig, bei Ihnen ein — natürlicher Weise nur Herren dürfen Sie laden — die Damen müssen fehlen. Eh bien, Eosander! Geben Sie ein kleines Diner — wir kommen.“

Eosander ergriff begierig die Gelegenheit, sich dem mächtigen Grafen verbindlich zu machen. „Ich werde die Einladung auf morgen ergehen lassen — ein Vorwand ist bald gefunden. Ich habe köstlichen Wein erhalten — ein Dejeuner wäre besser.“

„Wie Sie wollen," sagte Wartenberg. „Eilen Sie nur. Ich gehe hier hinaus — meine Sänfte wartet am großen Portal."

„Und ich werde folgen. O — theuerster Comte — dieser Schlüter ist ein Hemmniß für mich — wie Kraut für Sie —"

„Beide werden entweder fallen oder sich unserem Willen beugen," sagte Wartenberg. „Au revoir!"

Er ging durch die kleine Thür, welche zum Schloßplatze führte. Eosander wartete wenige Minuten. Er wollte nicht, daß man ihn in Gesellschaft des Grafen sähe. Jetzt folgte er langsam. Dicht an der Thür trat aufs neue Gregorio ihm in den Weg. Eosander hatte die Anwesenheit des Abenteurers ganz vergessen. „Ihr habt noch hier verweilt?" sagte er.

„Wie Sie sehen — ja. Und ich hörte alles."

Eosander fuhr zurück. „Mensch — Ihr seid allzufrech — Ihr werdet wohl thun, Berlin bald im Rücken zu haben."

„Ich hoffte für meine Gefälligkeit besseres Entgegenkommen."

„Ja — ja — der Schmuck — es ist wahr," sagte Eosander. „Ich werde Ihnen diesen Schmuck bezahlen — ich werde dann die Freiheit haben zu handeln."

„Ich sagte Ihnen bereits, gnädiger Herr, daß ich diesen Schmuck nicht zum Kauf anbot. Aber abgesehen davon, ich bin Ihnen ergeben — ich bat um Ihre Hilfe. Ich bin ein Mann, der seinen Freunden — seinen Gebietern wollte ich sagen — gern seine Dienste weiht. Daß ich horchte, soll Euer Gnaden nicht zum Nachtheil gereichen. Ich bin ein Landsmann — ein Freund der d'Alikan, sie war es, welche mich Euer Gnaden empfahl — wie! wenn ich nun Macht genug über dieses Mädchen besäße, um sie Ihren Wünschen mit Bezug auf Herrn Kraut geneigt zu machen!"

Eosander fuhr empor — es leuchtete ihm schnell genug ein,

daß die Sängerin, der Kraut den Hof machte, wohl auf den starren Beamten von Einfluß sein könne. „Wenn dies der Fall wäre," sagte er, „dann allerdings hätten Sie mir einen neuen Dienst erwiesen — die d'Alikan müßte Kraut bewegen', das Geld zu bewilligen, um welches — wie Sie also erlauscht haben — es sich handelt."

Gregorio verbeugte sich. „Es ist aber nothwendig, daß Kraut schon gewonnen wäre, bevor er noch zum Dejeuner kommt."

„Ich gehe sogleich ans Werk," sagte Gregorio.

Cosander blieb einige Minuten lang sinnend stehen. „Kennen Sie den Polizeimeister, Herrn de Portz?" fragte er plötzlich.

„Nur von Ansehen."

„Er ist kein Freund der Ausländer."

„Ich weiß es."

„Wir müssen Sie bald recht gut stellen, damit kein Einspruch Schlüters Sie vertreibe."

Cosander reichte dem Italiener die Hand; als dieser des Hauptmanns Finger umspannte, war es, als ziehe ein heißer Strahl durch den Arm in Brust und Kopf.

„Wir sind Verbündete, Herr Hauptmann," rief der Italiener. „Von jetzt ab erst recht, und Sie werden sehen: ich bin kein schlechter Helfer. Erst werde ich Herrn Kraut eine Scene bereiten, die Ihnen nützen soll — sodann wird mein kleines Geschenk bei der Gräfin eine gute Wirkung thun — endlich wird das große Unternehmen des Herrn Schlüter einen Stoß erhalten. Alles, was ich thue, ist für Sie — gegen Schlüter gerichtet und ich bitte nur um Ihren Schutz, — Sie werden gestehen, daß ich billig bin."

Ehe noch der Hauptmann die Thür geöffnet hatte, war Gregorio schon damit beschäftigt gewesen und eilte nun hinaus über

den Schloßplatz. Eosander blickte ihm nach, bis der seltsame Mann in die breite Straße hinein verschwunden war.

„Er tritt fast in jeder Sache zu mir," murmelte der Hauptmann. „Es gibt Dämonen — Wesen, die uns gesendet werden, damit wir uns ihrer bedienen. Sollte dieses Geschöpf ein solcher Dämon sein? wie — wo kam er her? Ich hätte die Sängerin fragen sollen — ich hätte nicht so lange zögern müssen. Ja — sie! es ist eine alte Sache, daß zuweilen die bösen Geister heraufsteigen — Erasmus Francisci hat es wohl oft genug mir versichert — sicherlich ist dieser Gregorio Einer von den Schwarzen. Ich will Saveni fragen. Wenn der Dämon wirklich den Guß störte!" Eosander hatte diese letzten Worte so laut gesprochen, daß er sich erschrocken umsah, aber gleich nach diesem Schrecken spielte ein Lächeln um seine Lippen. Der Hauptmann gönnte seinem Feinde Schlüter einen tiefen Fall. „Gregorio," rief er leise. Eosander war als Kind seiner Zeit abergläubisch — den geheimen Künsten ergeben. Er meinte, der Dämon, für den er Gregorio hielt, müsse plötzlich wieder vor ihm stehen, aber — es erschien ihm keine Gestalt — und der Hauptmann setzte langsam den Weg bis zu seiner Sänfte fort.

Katharina und Gregorio.

Gregorio war durch die breite Straße über den Kölnischen Markt bis zur alten Fischerstraße geeilt. In diese, für Berlin damals schon enge Straße trat er und blieb nach kurzem Wege vor einem großen Hause stehen, welches über seinem Thorbogen die Figur eines Rosses zeigte. Es war der sehr alte, schon aus den Zeiten der Markgrafen stammende Gasthof „zum weißen Rosse".

Drunten im Flure und in der neben dem Eingange liegenden Schenkstube waren Mägde, Hausknechte und Gäste mit Fegen, Packen von Kisten und Trinken beschäftigt. Gregorio war bereits im Hause bekannt. Er stieg eine Treppe hinauf, ging über einen finstern Corridor und gelangte zu einer Thüre. Er pochte stark, weil drinnen im Gemache die Töne eines Gesanges laut und vernehmbar erschallten — und dieser Gesang durch zwei Saiteninstrumente begleitet ward. Als Gregorio einige Male gepocht hatte, öffnete eine Dame die Thür. „Du bist es?“ rief sie.

„Ich will, — ich muß Dich sprechen,“ sagte Gregorio.

„Es sind zwei Musiker des Kurfürsten hier, Karges und Green — nimm Dich in Acht.“

„Schicke sie fort.“

„Warte draußen.“

Die Dame trat zurück, und Gregorio blieb einige Minuten im Dunkel des Ganges. Er sah bald genug die beiden Musiker aus dem Zimmer kommen und die Treppe hinabsteigen. Gleich darauf erschien die Dame wieder in der Thür und gab ihm einen Wink. Gregorio trat in das Zimmer. Es lag im ersten Stocke und war mit den nothwendigsten Möbeln versehen. Rings umher auf diesen waren allerlei wunderliche Dinge sichtbar, welche wohl vielen räthselhaft genug erscheinen mochten. Da lag quer über den Tisch gebreitet ein rother Sammetmantel, dessen Kanten mit falschem Hermelin verbrämt und mit Goldflittern gestickt waren — neben diesem Mantel paradirten seidne, mit blauen Streifen durchwirkte Strümpfe. Auf einem Sessel stand eine offne Chatoulle, welche lauter Glasbüchsen enthielt, die mit Oelen und Salben gefüllt waren, daneben lehnte am Sessel ein kurzes römisches Schwert auf dessen Griff eine aus Nattern zusammengesetzte Perrücke balancirte. Die Nattern

waren sämmtlich aus Seide gefertigt, hatten Glasaugen und schienen im Innern mit Drahtfedern durchzogen zu sein, denn sie zitterten bei der geringsten Erschütterung, welche im Zimmer stattfand. Eine Menge verschiedenartiger Toilettengegenstände: Schäferhüte, Kragen und Leibchen — einige Kronen aus vergoldetem Messing gefertigt — die Röcke und Schuhe lagen im Zimmer umher oder hingen an den Riegeln der Fenster. Auf einem zweiten Tische waren viele Notenhefte sichtbar, und am großen Ofen des Gemaches lehnte eine prächtige Theorbe, ein Instrument, welches mit kostbarer Arbeit von Elfenbein, Perlmutter und Gold bedeckt war.

Die Dame, welche als Besitzerin des Zimmers und all der Herrlichkeiten erschien, war Signora Katharina d'Alikan, die vielbesprochene, gefeierte Sängerin, welche sich in Berlin vor dem Hofe hören lassen sollte, die von Kurfürst Friedrich den Dresdnern weggefischt worden war. Die Signora war eine bildschöne, schlankgewachsene Italienerin. Ihre großen, dunklen Augen, die langen Wimpern, der sinnlich geformte aber desto reizendere Mund mit den prächtigen Zähnen, der stolze, elegante Nacken, wundervolle Arme und Hände — dies alles bildete eine Verbindung von Anmuth und Hoheit, welche ihres Eindruckes gewiß sein konnte. Auf den ersten Blick aber hätte jeder, der Gregorio und die Signora beisammen stehen sah, die große Aehnlichkeit der beiden Personen erkennen müssen. Freilich war Gregorio nicht so schön, als Katharina — aber es gibt bekanntlich Aehnlichkeiten zwischen mehr und minder schönen Leuten.

Die Signora war sichtlich nicht erfreut über den Besuch. Sie warf sich nachlässig in einen Sessel, machte ein sehr finsteres Gesicht und sagte kurz in italienischer Sprache: „Was soll's schon wieder?"

„Zeig deine Hand," sagte Gregorio in derselben Sprache.

Unwillkürlich folgte die Signora dieser Aufforderung. Die Finger waren mit schönen Ringen geziert — aber einer derselben fiel besonders auf. Er ward aus zwei in einander geringelten goldenen Schlangen gebildet, die Steine im Rachen trugen. „Kraut hat Dir diesen Ring geschenkt," sagte Gregorio.

„Ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig," rief zornig die Signora.

„Ich verlange sie auch nicht," sagte der Italiener.

„Was willst Du nur heute hier, Gregorio? Du hast mich in der Probe gestört."

Gregorio neigte sich zu ihr. „Ich will Dir Dienste erweisen — ich will Dir helfen. Du hast mich ja hierhergebracht."

„Es war Dein Wunsch."

„Ich bin Dir dankbar, meine Schwester."

Die Signora stieß einen tiefen Seufzer aus und wendete heftig den Kopf ab.

Gregorio streckte die Beine vor sich, fuhr mit den Händen in die Taschen seiner Hosen und blickte zur Decke des Gemaches empor.

„Katharina," begann er, „ich muß, fast wider Willen, Dich, die hochgestellte, an unser Leben — an unsere Gemeinschaft erinnern. Es war bereits in Prag, wo ich Dich wiedersah, daß Du Dich meiner zu schämen schienest."

„Ich habe genug für Dich gethan. Auf meine Bitte brachte Eosander Dich nach Berlin."

„Ich erkenne es an — aber Du willst weiter nichts mit mir zu thun haben — ich muß Dich stets erinnern, daß ich Dein Bruder bin. Es ist unsre kleine, mit wildem Wein umrankte Wohnung zu Imola, die ich vor mir sehe, wir spielen im großen Flure des Hauses, welches die Spitzenwäscherin Alikan bewohnt, die schöne

Alikan, die geschickte Wäscherin, welche für alle Klöster und Schlösser der Umgegend die feinen Kanten und Schleier reinigt. Zuweilen erscheint ein vornehmer Herr bei uns — er bringt allerlei Tand für die Kinder mit. Er hat auch ein Wort für unsre Mutter. Man entdeckt die herrliche Stimme an Dir, Du mußt singen in dem Kloster der heiligen Clara — dann in der Kirche zu Faenza. Ich werde fortgebracht aus dem Hause der Mutter zu Meister Matteo dem Maurer und dort in die Lehre gegeben. Wir werden älter — Du hast einen Lehrer erhalten an dem seltsamen Manne, dem alten Meister Luigi, der Dich singen lehrt — ich blieb bei Matteo. Eines Abends, als wir in das Haus unsrer Mutter traten — lag sie starr — kalt — sie war eine Leiche. Neben ihrem Bette knieten zwei barmherzige Schwestern. Man bedauerte uns recht sehr, das war alles. Wir waren ganz gleich — beide verlassen. Du gabst mir die Hand und sagtest: „Wir trennen uns nicht mehr.“ „Nein, wir bleiben beisammen,“ sagte ich, aber es kam schnell anders.“

„Luigi nahm sich Deiner an, er wußte, welchen Schatz er an Dir hatte, denn Deine herrliche Stimme war ein Kapital, aus dem der Alte Zinsen schlug — ich stand bald allein da — ein armer Gesell, der mit guten Kenntnissen ausgestattet, doch nur ein Bettler war. Ich weiß wohl den Tag noch, als wir von einander schieden.

„Ihr seid vornehm, Kinder,“ sagte Luigi. Ich lachte ihm ins Gesicht. „Nein — nein“ rief der Alte. „Du brauchst nicht bange zu sein, um Deiner Zukunft willen. Eure Mutter war die Geliebte eines hohen Herrn — Ihr könnt ihn aufsuchen — da, Gregorio, nimm diese Briefe, diese Papiere. Eile nach Safferato, Du wirst ihn dort finden. Wenn Deine Schwester auch durch ihr Talent vor Sorgen geschützt ist — Du kannst die Hilfe Deines Vaters wohl in Anspruch nehmen. Luigi führte Dich hinweg — ich blieb wie

im Traume stehen. Der vornehme Herr, der uns immer soviel brachte, schwebte mir noch vor. Ich las aufmerksam die Briefe, die Papiere und einem Jungen, wie ich es war, war es nicht schwer zu entdecken, daß unser Vater ein feierliches Versprechen gegeben hatte, die schöne Alikan zu ehelichen — für die Kinder seiner Liebe zu sorgen. Ich wußte, daß der Mann dies seit langer Zeit nicht gethan hatte — denn in den letzten Jahren hatten wir ihn nie mehr gesehen — ich erinnerte mich, wie unsere Mutter oft genug seufzte, wie sie nur durch Arbeit ihrer Hände uns ernährte — wie sie einstmals mit dem Pater Hilario sprach, der die Achsel zuckte und sagte: „Ihr habt's Euch selbst zuzuschreiben. Wenn die Vornehmen Euer überdrüssig geworden — wenden sie den Rücken.“ Ich machte mich mit den Papieren im Sacke auf nach Safferato. Noch sehe ich das prächtige Schloß vor mir, mit seinen breiten Treppen, den herrlichen Gärten und dem großen Springbrunnen.

„Als ich ankam, ein armer Maurergesell, bestaubt und ermattet von der Wanderung, trat ich in den Vorhof. Hier lungerte eine Schar von Bettlern umher, die Diener warfen ihnen Speisereste zu — sie fielen wie Hunde darüber her. Ich musterte die Kerle in der Livree, bis ich einen fand, der mir wohlgefiel, den rief ich und bat ihn diese Papiere, die ich hervorzog, dem Herrn Grafen zu zeigen. Der Bursche ging — ich mochte ihm gefallen, wie er mir gefallen hatte. Eine Zeit lang erfolgte gar nichts — dann aber —“ Gregorio erhob sich wüthend — die Adern seiner bleichen Stirn schwollen heftig an — seine geballte Faust schlug die Tischplatte, so daß verschiedne messingne Kronen und Ketten klirrten und die Nattern der Furienperrücke heftig nickten und zitterten — „dann aber,“ fuhr er fort, „erschien der Kerl wieder mit drei bis vier andern. Sie trugen Knittel in den Händen, und ehe ich mich dessen versah,

fielen sie mich an: „Hinaus mit dem Schurken! hinaus mit dem Räuber! dem Betrüger!“ riefen sie. „Er will dem Herrn Grafen etwas abtrotzen! stehlen will er.“ Sie schlugen ohne Erbarmen auf mich los — so heftig, daß das Blut von meiner Stirne träufte — ich wehrte mich, aber die Bettler nahmen Partei für die Knechte, die ihnen einige Brosamen reichten — alles fiel über mich her. Ich floh — meine Feinde und Peiniger hinter mir drein — geschlagen und mit Koth beworfen entwich ich in den nahen Wald.

„Hier erst fand ich Schutz und Ruhe. Ich sank erschöpft nieder und überlegte, nachdem ich meine Stirnwunde in einem Quell gekühlt hatte: was zu thun sei? — Zu meinem größten Schrecken gewahrte ich jetzt erst, daß der Schurke, der Schloßherr, meine Papiere in Händen behalten hatte; ich war also ganz ohne jeden Beweis. An ein Wiedererlangen dieses Schatzes war nicht zu denken, und spät Abends machte ich mich auf. Ich getraute mich nicht wieder nach Imola zurück, ich würde dort nur ein Gegenstand des Hohnes geworden sein, denn man hatte mich schon in den Gasthäusern den Herrn Grafen genannt. Ich wanderte voll von Zorn und Haß in die Weite.

„Ich will nicht noch einmal auf mein früheres Leben zurückkommen. Du weißt, daß ich in die Gesellschaft von Banditen und Strolchen — daß ich zweimal in die Gefahr gerieth, zu Modena gehängt zu werden. Ich lernte bei diesen Leuten allerlei Künste. Sie waren geschult im Handhaben der Meißel, der Zangen und Feilen für den Einbruch. Sie verstanden tausend geheime Künste, Metalle nachzumachen, die Steine zu fälschen und dergleichen. Nachdem ich mit ihnen eine Weile umhergezogen war, gefiel mir das Leben nicht mehr. Ich trug doch etwas Höheres in mir — ich meldete mich zu Bologna bei einem Maurer. Da war ein alter

Mann — der hatte viel gesehen, erlebt, erfahren. Er war von drobenher aus dem Norden gekommen und verstand trefflich die Gebäude zu entwerfen — als schöne Risse und Pläne — er konnte bis auf ein Geringes ausrechnen, wie viel man zum größten Bau an Steinen brauchte — er hatte mit vielen großen Baumeistern verkehrt — er besaß einen Schatz an Zeichnungen und Plänen, die führte er mit sich, wenn er eine Stadt verließ. In Ravenna bei dem Meister, wo ich mich meldete, bei Vincenzio, galt dieser alte Deutsche für einen Wundermann. Er schien Gefallen an mir zu finden, mein Eifer rührte ihn."

Gregorio hielt inne. Er erhob sich wieder und that einen Gang durch das Zimmer. Die Signora folgte seinen Bewegungen —

„Nun?" fragte sie, das Haupt weit vorstreckend. „Was erregt Dich so? der Alte?"

Gregorio stieß einen dumpfen Laut aus, seine Hand drückte er auf die Augen, als wollte er sich irgend einer Erscheinung erwehren. „Laß es gut sein," lispelte er.

„Ein Schurkenstreich!" rief die Signora.

Gregorio lachte höhnisch. „Dein Vater hat mich dazu gemacht," fuhr er heftig fort. „Es verging einige Zeit — ich ward wieder in dem Handwerk geübt, da —" Gregorio biß die Lippen — „da wurden wir eines Tages hinausgesendet auf die Arbeit."

„Wohin soll es gehen?" fragte ich.

„Nach Safferato, dem Lustschlosse des Grafen Maffei." Ich zuckte wüthend empor. Die Erinnerung an all diese Schmach hatte mich noch nicht verlassen. Ich betrat die Räume des Hofes wieder — ich sah die Stelle, wo ich geschändet worden war.

„Wir gingen an die Arbeit. Ich war in die Verbindung der Gesellen getreten, die man Baulogen nennt. Einer meiner Kame-

raden, ein Kerl aus Genua, kroch im Schlosse umher. Ich folgte ihm. Es war das Schloß meines Vaters, der mich unbarmherzig hatte hinwegtreiben lassen, der mir meine Papiere stahl — ich knirschte und fürchtete fast, den Grafen Maffei zu sehen, denn ich hätte meiner Wuth keine Zügel angelegt. Der Gesell Bertrando und ich kamen durch viele Zimmer; überall Reichthum und verschwenderischer Glanz. Ich stand dabei in ärmlicher Kleidung, ein Gesell auf Arbeit in den Räumen, die ich hätte bewohnen müssen, wäre der Graf kein Elender gegen unsre Mutter gewesen.

„Sieh, welch eine Menge von kostbaren Dingen!“ sagte Bertrando zu mir, als wir in einen achteckigen Saal traten. Da lagen Münzen und Medaillen in sammtenen Futteralen, und kostbar verzierte Kästchen und Truhen mochten noch schönere Dinge bergen. Ich hatte bei den Strolchen mir viele Kenntniß solcher Dinge erworben — ich verstand sie zu schätzen. Bertrando machte mir eine bezeichnende Geberde — ich nickte. Wir waren einig. Im Augenblicke konnten wir nicht den Diebstahl wagen — man hätte uns beide sofort als die Schuldigen erkannt. Wir beschlossen die Nacht abzuwarten. Es waren neun Gesellen und ein Polier bei der Arbeit beschäftigt — der Verdacht konnte Verschiedne treffen. Ich hatte mit Bertrando alles verabredet und wälzte mich auf meinem Lager, welches in einem Zimmer neben der Trink- und Gesindestube des Schlosses gelegen — aufgeschlagen war. — Ich war zu der Ansicht gekommen, daß ein Theil jener Schätze mir gehöre — daß ich endlich nur für die mir entwendeten Papiere eine Entschädigung erhielte, wenn ich einige der Sachen für mich entwendete.

„Ich hatte bei unserm Besuche des achteckigen Saales Zeit gehabt, zu entdecken, daß sich kostbare Steine in einer mit vielen Käst-

chen versehenen Chatoulle befanden. Auf diese Chatoulle war mein Augenmerk gerichtet, ich überlegte nämlich, daß nicht gleich die Kästchen geöffnet, die fehlenden Steine also auch nicht sogleich bemerkt werden würden, daß wir also genügend Zeit hätten, Safferato verlassen zu können. Sobald die Nacht weiter vorgerückt war, schlüpfte ich aus dem Zimmer. Bertrando war schon im Hofe. Im Schatten des Gebäudes krochen wir hin und gewannen die Treppe, welche ins Innere des Schlosses führte. Wir hatten den Weg uns genau gemerkt, die Schlösser widerstanden meiner Geschicklichkeit nicht — wir waren in dem Saale. Bertrando hatte sich mit einer Laterne versehen. Wir nahmen verschiedene Kostbarkeiten zu uns — ich befahl Bertrando auf das bestimmteste, nur aus den Kästen zu nehmen. Ich hatte mir verschiedene Stücke erwählt — sie trugen hohen Kunstwerth — der dumme Bertrando aber hatte eine goldene Kette entwendet, die in dem Schaukasten lag — ein Stück, welches in dem Grabe einer Römerin gefunden worden. Ich ahnte diesen Raub nicht. „Ich werde später die Stücke für uns verkaufen," sagte ich. Wir vollendeten unser Werk, schlossen die Kasten und Thüren und gelangten glücklich wieder in unser Zimmer.

„Einige Tage darauf beendeten wir die Arbeit und kehrten nach Ravenna zurück. Unsre Schätze hatten wir gut verborgen — aber die fehlende Kette ward unsere Verrätherin. Graf Maffei, der sein Kabinet musterte, bemerkte die Lücke sogleich — angstvoll öffnete er die Kassetten — verschiedene Dinge fehlten — der Graf schlug Lärmen. Der Verdacht fiel natürlich auf die Maurer. So sehr Vincenzio für uns sprach, — wir wurden allesammt verhaftet und nach dem Schlosse geführt, wo der Barrighello uns verhörte. Glücklicher Weise für uns, hatte Bertrando die gestohlne Kette noch nicht veräußert — die Beweise des Diebstahls fehlten. Gleichwohl

hatte der Graf keine Lust, uns zu schonen — er drängte zur Folter. Wir waren in dem Amtsgebäude des Schlosses untergebracht, die Verhöre fanden dort statt. Noch sehe ich uns alle in einer Reihe vor dem Tische des Barrighello stehen — ein magrer Mönch saß neben den Richtern und schrie uns fortwährend donnernde Reden in die Ohren. Der Graf trat ein. „Laßt mir die Bursche foltern — durch drei Grade hindurch," rief er mit schneidender Stimme. „Sie haben mir Unersetzliches gestohlen." Zornig ging er die Front entlang, welche wir bildeten. Einen jeden musterte er scharf, als wolle er das Geständniß mit den Augen herausbohren — plötzlich trafen seine Blicke auf mich — ich sah, wie er erbleichte, ich bemerkte sein Zittern, und ich heftete meine Augen fest an die seinigen.

„Wird er den Muth haben, Dich auf die Streckbank zu werfen?" fragte ich mich.

Der Graf blieb vor mir stehen — „Wie ist Dein Name?" fragte er.

„Gregorio Alikani."

Der Graf wendete sich ab. „Woher stammst Du?"

„Von Imola."

Er setzte seinen Weg fort und trat an den Tisch der Richter. „Es scheinen hartnäckige Bursche zu sein," sagte er.

„Wir werden sie bald haben, Excellenza," näselte der Barrighello. Man führte uns in das Gefängniß zurück. Ein Tag verging. In banger Erwartung kauerten wir am Boden, die Genossen schimpften und fluchten den Räubern, welche sie nicht kannten, die aber an ihrem Unglück schuld waren.

Gegen Abend kam der Barrighello und holte — mich ab. Ich ward zum Grafen geführt. Er sah mich durchdringend und scharf

an. „Kannst Du sagen, wer von den Deinen den Raub begangen hat?" fragte er.

„Nein."

„Ich muß Euch sämmtlich foltern lassen."

„Thun Sie es."

„Wenn ich den Räuber finde — —"

„Sie werden vielleicht sechs Räuber durch die Folter entdecken, denn der Schmerz preßt Geständnisse von Verbrechen aus, die niemand beging, und Sie müssen dann Schuldige und Unschuldige richten lassen."

Der Graf überlegte — meine Ansicht hatte viel für sich, aber was er nun that — das that er doch wohl nur aus einer Anwandlung von Menschlichkeit oder Gefühl — er that es um meinetwillen, er wollte seinen Sohn nicht dem Henker überliefern.

„Wer waren Deine Eltern?" fragte er mich.

„Meine Mutter war die Wäscherin Alikani, eine schöne Frau."

„Und Dein Vater?"

„Ich will ihn nicht nennen."

Der Graf nickte beifällig. „Ich halte Dich für unschuldig," sagte er. „Aber die Folter müßte bei Euch allen angewendet werden — ich will's bedenken."

„Man führte mich zurück — neugierig umstanden die Kameraden mich — den Verhörten. Am folgenden Morgen brachte der Barrighello selbst uns die Kunde, daß wir frei seien — daß der Graf die Untersuchung gegen uns niedergeschlagen habe, — weil sein Verdacht auf gewisse Personen gefallen wäre. Wir zogen ab — ich wußte wohl, wem wir alle diese Freilassung verdankten, hütete mich aber, darüber ein Wort zu verlieren. Ravenna suchte ich so

schnell wie möglich zu verlassen. Ich hatte hier noch etwas begangen — das — das ich verschweige. Ich wanderte fort, die entwendeten Schätze führte ich glücklich mit mir — andere hatte ich geborgen, denn ich hatte in Ravenna den Saveni kennen gelernt, denselben, der heute hier in Berlin großes Ansehen als Laborant genießt. Ihm gab ich das, was ich nicht zu tragen vermochte, bei ihm verkaufte Bertrando auch die goldne Kette, welche in den Schmelztiegel wanderte. So zog ich umher in der Welt. Meine Fähigkeiten waren nicht gering — in Wien, in Straßburg und Köln am Rhein fand ich bei den großen Bauten gute Beschäftigung.

„Ich hörte von Dir viel sprechen, an den Theatern Oberitaliens und des südlichen Deutschlands warst Du eine gefeierte Sängerin geworden. Mein Sinnen war hierher, nach Berlin, gerichtet, wo für Leute, welche ihren Weg machen wollen, ein guter Boden ist. Hierher wollte ich — ich traf Dich endlich in Prag — der Zufall wollte, daß ein Baumeister des Kurfürsten auch die Leitung der Oper unter sich hat, daß dieser Baumeister Dich gerade erwählte. Ich danke Deiner Empfehlung die Erlaubniß, hier in Berlin bleiben zu können, obwohl meine Stellung schwierig wird."

„Und weshalb?" sagte die Sängerin.

„Weil der Feind Eosanders, der mich anstellte: Schlüter — ein mächtiger Mann — der Feind der Ausländer ist."

„O — er wird Dich nicht fortjagen können — aber mußt Du in Berlin bleiben?"

„Ich muß. Hier ist der Ort, an welchem man sich emporschwingen kann. Dieses kleine Land wird groß werden — schon spricht man allerlei von mächtigen Würden und Ehren — der Kurfürst begünstigt jeden, der sich emporschwingen will. Eosander ist ein oberflächlicher Mensch. Er bedarf der Unterstützung durch

talentvollere oder — kühnere Leute — ich bin ihm näher getreten, als Du ahnst — er ist zum Theil in meiner Hand, ohne daß er es selbst recht wüßte."

Die Sängerin erhob sich schnell — ihre Blicke drückten große Unruhe aus. „Gregorio," sagte sie mit gepreßter Stimme „hüte Dich. Bringe nicht neues Unheil über Dich und mich. Du bist mit Schuld beladen — halte Dich still und redlich, damit ein Theil des Unrechtes von Dir genommen werde — reiße nicht mich in das Verderben hinein."

Gregorio lachte leichtfertig. „Was denkst Du? Hier ist der Ort, von welchem aus man steigen kann, sage ich noch ein Mal. Eine Menge von Leuten hat sich an diesem aufstrebenden, glanzvollen Hofe eingefunden. Alles ringt, alles muß gegen — mit einander kämpfen. In mir liegt mehr — in mir rollt das Blut eines Edelmannes — ich will nicht unten bleiben — ich will hoch hinauf. Sieh doch um Dich: wer war denn der Wartenberg? ein armer Landjunker, der nicht eine Hufe Landes sein nannte — wer war seine Gattin? die Tochter eines Schiffers, der am Rheinstrom eine Schenke hielt — wer war denn Kraut," rief er, und als die Sängerin trotzig und mit verletzter Miene den Kopf zurückwarf, fuhr er langsam fort: „Kraut war ein Mensch aus der untersten Bürgerklasse, ein Schreiber — ein Kassenbote oder Aehnliches. Heute ist er hoch gestiegen und — er könnte noch höher steigen, wenn er j e t z t — gerade jetzt handelte."

Katharina horchte auf. „Wie meinst Du das, Gregorio?" sagte sie.

„Ich habe Dir die lange Geschichte erzählt, um Dich an unsre Zusammengehörigkeit zu erinnern," sagte Gregorio. „Du darfst nicht daran denken, mich zu verleugnen. Das ist eines — das andere

aber ist: Ich bin gekommen, Dir einen Rath zu ertheilen — horch auf. Es ist bekannt bei den Herren des Hofes, daß Kraut Dir huldigt — o — fahre nicht auf, man weiß es. Sieh auf den Ring, den er Dir schenkte. — Du kannst Kraut vor einem Scandal bewahren."

„Um der Heiligen willen — was geschieht?" rief Katharina erschreckt.

„Wartenberg und der Hauptmann Eosander wünschen Gelder für einen Bau zu erhalten. Wenn dieser Bau ins Werk gerichtet wird, steigt Eosander auf eine Stufe mit dem beneideten Schlüter — er wird ebenfalls ein Meister am Schloßbau. Wenn Eosander steigt, dann steige ich mit ihm — wenn es Dir gelingt, Kraut zu bewegen: die Gelder zu zahlen, welche er heute noch verweigert, dann hast Du in Wartenberg einen mächtigen Schützer gefunden und auch ich bin im Werthe hoch gestiegen. Suche den finstern Kraut zu bewegen — das ist Deine Aufgabe, deshalb kam ich hierher. Denke Dir, wenn wir alles durchsetzen — wenn wir hier eine bleibende Stätte finden."

Gregorios Augen schienen milder zu blicken, er gedachte wohl Doras.

Die Sängerin war einige Male im Zimmer auf und nieder gegangen. „Wohlan," sagte sie. „Ich will es versuchen — Gregorio," fügte sie fast flehend hinzu. „Achte auf Dich. Bedecke die Spuren Deiner früheren Tritte sorgfältig —"

„Ha! ha!" rief Gregorio lachend. „Sie sollen Mühe haben, den ehemaligen Genossen der Bande von Ferrara zu erkennen. Ich bin ein Wissender — ich bin im Schutze Eosanders — wer will mir etwas anhaben?"

„Hast Du niemals Deinen — den Vater wiedergesehen?"

„Niemals.“

„Er nimmt in Wien eine große Stellung ein.“

„Mag sein.“

„Und Deine sonstigen Genossen?“

„Savenis bin ich gewiß. Seine eigne Sicherheit heißt ihn schweigen — Bertrando sah ich niemals wieder — eine andere Person deckt das Grab,“ setzte er leise hinzu.

Katharina erzitterte — sie hatte die letzten Worte wohl vernommen. „Ich bin an ihn gefesselt,“ murmelte sie, „ich muß ihn schützen.“

„Du meinst,“ fuhr Gregorio fort, „unser — Vater habe eine große Stellung in Wien?“

„Es ist so. Ich weiß, daß er mich einige Male singen hörte — daß er mich sah, als ich in den Opern am kaiserlichen Hofe auftrat.“

„Desto besser — er wird niemals nach Berlin — nach dem Norden kommen, und wenn auch — ließ er damals eine Anklage gegen die Gesellen fallen, weil ich zwischen ihnen war — so würde er mich gewiß heute nicht kennen — aber es ist Thorheit, so etwas zu denken. Der alte Graf sitzt ruhig am Hofe zu Wien. Vielleicht erkennt er mich einst wieder, wenn ich als Director der Bauten von Berlin vor ihm erscheine — wenn er noch lebt.“ Er ergriff seinen Hut. „Katharina,“ sagte er, „ich gehe. Handle klug und geschickt: Kraut soll dem Grafen Wartenberg zu Willen sein — die Summe für den Bau bewilligen, den Eosander leiten wird — das ist alles — hörst Du? Kraut muß es thun — sei geschickt. Mach dem Rufe der Italiener Ehre. Bis zum Festtage in Lützenburg, wo Du zum erstenmale vor dem Hofe singen wirst — muß alles geordnet sein. Leb wohl — wir werden eine gute Fahrt nach Aufwärts thun — eine Hand wäscht die andere.“

Er reichte der Sängerin seine Hand.

„Es soll alles geschehen,“ sagte Katharina. „Nur Vorsicht — ich flehe Dich an.“

„Ohne Sorge,“ rief Gregorio, das Zimmer verlassend.

„Es scheint trefflich zu gehen,“ frohlockte er, die Treppe hinabsteigend. „Eosander habe ich gewonnen — sein fürstliches Geschenk wird die elende Wartenberg vollends fangen — durch mich wird Katharina bewogen, die Gelder von Kraut zu erpressen — mit diesem Gelde wird Schlüters Stellung gelockert — seine Macht beim Schloßbau ist keine unumschränkte mehr — ein Zweiter, Mächtiger steht neben ihm — der Gewalt der Intrigue ist Schlüter nicht gewachsen — könnte ich noch das Werk — das große zum Stocken bringen, sein Sturz wäre gewiß, schneller als alle vermuthen — und Eosander errichtete den Thron auf den Trümmern von Schlüters stolzem Bau — dann — dann könnte der Hauptmann dem Helfer nichts versagen, dann streckte ich kühn, befehlend die Hand nach ihr aus. An die Arbeit.“

Er beschleunigte seine Schritte und war bald wieder auf dem Schloßplatze angekommen. „Wenn dieser große Bau Eins sein wird,“ sagte er leise, die mächtigen Gebäude der kurfürstlichen Residenz betrachtend, „dann ist Schlüters Ruhm befestigt. Er muß fallen, noch ehe das Werk zur Hälfte gethan ist — Eosander kann nicht diesen Riesenplan entwerfen — und ich würde aufs neue sein Helfer werden — habe ich doch das Beste wohl verwahrt in meiner Truhe.“ Er schritt die Freiheit an der Wasserkunst hinab.

Im Berchholzschen Hause.

„Na — das wäre glücklich abgemacht! Kurt — Herzenssohn, welche Freude hast Du uns bereitet! Das Glück kehrt wieder ein — die Berchholze sind nicht mehr die armen, in bürgerlichen Verhältnissen lebenden Edelleute — wir werden unser Gut haben — wir werden unsere Freiheit genießen wie sonst — ach — was war der gute Werneck glücklich! Er tanzte im Zimmer umher. Wie schön sich alles fügt," rief er einige Male. „Beider Kinder Herzen frei — beide Kinder gehorchend dem Willen der Eltern, — der sich — —" Freiherr Kaspar hielt inne, denn er hatte jetzt erst das bleiche und bekümmerte Antlitz des Sohnes erblickt, neben dem die tröstende Mutter stand. „Wa — wa — was ist denn dem Kurt?" rief der Freiherr besorgt — „Ich sehe — er ist traurig. Wie? das Glück hat ihn wohl angegriffen, die Kunde von so vielem Guten stürmt auf ihn ein —"

Kurt erhob sich — er wollte seiner Mutter nicht die Vertheidigung allein überlassen. „Mein guter Vater," sagte er mit fester Stimme. „Ich liebe Euch. Aber ich sehe die Kunde, welche mir ward, als ein Unheil für mich an."

„Wie? wäre es möglich?"

„Es ist so, mein Vater. Ich weiß, ich fühle recht sehr, wie ich um Euch, Ihr Guten, ganz anders mich fügen müßte — wie ich Euer Glück fördern und blindlings einwilligen sollte — ich werd's auch thun — aber mein Herz bricht darob, denn ich hab's der Mutter gestanden, daß ich nicht in Liebe des Fräuleins von Werneck gedenken kann — dennoch, wenn es Euer Wille ist — —"

Freiherr Kaspar stand wie vom Donner gerührt im Zimmer.

Er blickte, ohne zu sprechen, bald Sybilla — dann Kurt an. „Aber — aber," begann er dann, „das ist ja schrecklich. Der ganze Hof weiß von Döbberns Testament — er sieht Euch schon als ein Paar —"

„Kurt liebt das Fräulein nicht — er trägt eine andere Neigung im Herzen," sagte die Freifrau.

„Dacht' ich's doch — eh — wo ist nun Dein Scharfblick, gutes Billchen? — oh — ich verzichte auf alles — nein — nein, Kurt darf nicht um seine Ruhe gebracht werden — wir wollen nicht um dieser Sache willen sein Herz brechen."

„Guter — lieber — trefflicher Vater," rief Kurt, gerührt die Hand des Freiherrn küssend.

„Aber ich muß zurück," jammerte Kaspar in größter Unruhe. „Werneck will sogleich hinaus nach Lützenburg zur Kurfürstin, ihr die Mittheilung von der bevorstehenden Heirath zu machen — ihr diese Verbindung ihres Hoffräuleins mit unserem Sohne zu notificiren. Himmel Gottes! wenn er nun diese Meldung machte, und hinterdrein wäre nichts daraus geworden. Laßt mich fort —" Er raffte seine Handschuhe — den Hut und Roquelaure wieder zusammen. „Aber wer — wer ist's denn, den Kurt liebt?"

Der junge Mann war schon an die Erregung gewöhnt — es schien ihm besser, wenn er ohne weiteres mit der Erklärung vorging —

„Wer es ist?" fiel Sybilla ein.

„Ja doch," rief Kaspar, der in der Eile sich in den Aermel des Roquelaures verwickelte. „Ich muß doch dem Werneck sagen, welches Fräulein es ist, das alle unsere Pläne über den Haufen wirft — mindestens die mit Kurt, denn," er streichelte gutmüthig die Hand Sybillas, „siehst Du, alles ist ja nicht verloren. Unser Sohn Otto

ist ja möglicherweise noch am Leben — er kann heimkehren, und Werneck wird der Tochter Hand für ihn bewahren — dessen bin ich gewiß. Also — nicht verzagt Kurt, unsertwegen. Wen liebst Du?"

„Es ist Dora Braun, die Tochter des Hofmaurermeisters," antwortete Kurt mit fester Stimme.

Der Freiherr stieß nicht wie seine Gattin einen Schrei aus — er sank lautlos in den Sessel, der ihm zunächst stand. Er blickte nur die beiden — Mutter und Sohn — stumm an — fuhr dann mit der Hand an seine Stirne, als wolle er sich überzeugen, daß das Gehörte keine träumerische Empfindung gewesen — dann stand er schnell auf und sagte: „Das sind die Folgen der neuen Grundsätze von der Gleichheit der Menschen, meine gute Sybilla — die adligen Maurermeister werden recht gesucht sein — o — ich habe zu viel Zeit verloren — wenn ich Werneck nur noch finde." Er stürmte aus dem Zimmer. Kurt und die Mutter blieben in banger Erwartung zurück.

„Es ging nicht anders," sagte Kurt. „Ich werde durch Talent und Fleiß erringen, was mir der Zufall in den Schoß werfen wollte."

„Weiß Herr Schlüter um Deine Neigung?" fragte Sybilla.

„Nein — nein," entgegnete Kurt. „Er weiß es nicht." Der junge Mann erzitterte bei diesen Worten. „Schlüter und Braun sind Gegner — es wird einen neuen Kampf kosten — mein Meister ahnt es nicht, daß ich die Tochter Brauns liebe."

„Und Braun selbst?" forschte die Mutter weiter.

„Ich weiß nichts — ich habe keinen Gedanken als das schöne, liebe Mädchen."

„Wir werden viel zu kämpfen haben, mein Sohn," sagte Sybilla, ihre Hand auf sein Haupt legend. — — — — — — —

Drunten ward die Hausglocke gezogen.

„Sollte der Vater schon zurück sein?“ sagte Kurt.

* * *

Das Gießhaus zu Berlin lag zur Zeit unserer Erzählung genau an derselben Stelle, wo wir es heute noch erblicken — es war mit einem Worte dasselbe Haus, dessen finsteres und fast gedrücktes Aussehen, dessen schwerfällige Architektur noch heute dem Beschauer diesen Bau unheimlich erscheinen lassen. Auf der Stelle hatte schon früher ein Gießhaus gestanden — dieses neue Gebäude, welches Schlüter auf Befehl des Kurfürsten errichtete, ward zum Gießen und Bohren von Geschützen erbaut, sollte aber auch als Gußstätte für Erzbilder dienen, welche zur Zierde der vielen großartigen Gebäude und Plätze, die Friedrich erstehen ließ, nothwendig waren. Auch in der Anlage dieses scheinbar plumpgeformten und massig dreinschauenden Gebäudes offenbart sich das Genie, das richtige und klare Verständniß, die praktische Anschauung und Auffassung Schlüters. Es wäre nicht dem Zwecke des Gießhauses entsprechend gewesen, diesem Gebäude, in dem schwerfällige Dinge: Mörser und sonstige Geschütze, wichtige Zierrathen und Figuren von vielen Centnern Gewicht hergestellt und gebildet wurden, eine leichte, luftige Außenseite zu schaffen. Die Form harmonirt ganz mit der Bestimmung. Diese mächtigen Mauern, die stark hervortretenden Fensterverdachungen und die steif abgesetzten Kragsteine geben dem Hause das Ansehen des Unerschütterlichen, und man begreift sehr wohl, daß innerhalb dieses mächtigen Steinklumpens die Gewalten des Feuers und des Metalls leicht gebannt werden können.

Das Gießhaus war schon zu jener Zeit ein Nachbar des noch

nicht vollendeten Prachtbaues — des Zeughauses. Es lag schon damals versteckt, wie es auch heut noch eigentlich zwischen andern Gebäuden eingeklemmt liegt. Es stand in dem Bastion, welches die Spitze des Friedrichswerder bildete, der dort mit Köln durch eine Brücke zusammenhing. Das Bastion war damals noch nicht weiter hinausgeschoben. Seine Spitze lag der Dorotheenstadt fast gegenüber. Der Spreearm, welcher zwischen Köln und dem Friedrichswerder fließt, bespülte einen Theil der Face.

Von dieser Seite aus führte eine Treppe vom Bastion aus an das Wasser. Dicht an diese Treppe stieß die Mauer, und hinter der Mauer lag das Gießhaus. Von der Wassertreppe aus konnte man also leicht an das Gießhaus gelangen. Im Innern des Gießhauses waren verschiedene Räume für die Arbeiten vorhanden, und ein besonders großer, weiter und hoher Raum, der den riesigen Gußofen enthielt, diente zur Herstellung der Erzbilder, welche bedeutenden Umfang einnehmen sollten. An diesen, mit Galerien versehenen Raum stießen mehrere Gänge, von denen einer zur Wohnung Jakobis, des Gießers, führte. Heutzutage sind diese Räumlichkeiten vielfach verändert worden.

In einer hohen Halle standen an dem so eben beschriebenen Tage drei Männer, Schlüter, Jakobi und der Gießer Wolfgang. Vor dem Ofen stehend, schienen sie alle drei aufmerksam etwas zu betrachten. Dieser mächtige Ofen glich einem grob behauenen Felsblocke. Seine ungeheuren Mauern waren vom Rauche geschwärzt, und diese Schwärzungen hatten wunderliche Gestaltung angenommen. Sein Kugelgewölbe mit dem Fenster, dem wohl verwahrten Schürloche und den Zuglöchern hatte Aehnlichkeit mit einem gigantischen Kopfe, der verschiedene Augen zeigte. Vor dem Ofen war die bedeckte Dammgrube, an ihr waren noch einige Arbeiter beschäftigt. Sie

stampften die Erde mit eisernen Rammen fest. Unter dieser Decke von Erde stand die Form, welche in kurzer Zeit durch das flüssige Metall ausgefüllt — eines der herrlichsten Gebilde wieder geben sollte, die jemals von Menschenhand geschaffen und vor den Augen der staunenden Menge aufgerichtet wurden. Die drei Männer waren ernst und nachdenklich.

„Es ist in der That seltsam,“ sagte Schlüter. „An diesem Theile der Gußrinne ist etwas Absonderliches geschehen. Die Steine sind locker.“ Er deutete mit seinem Stocke auf die Stelle hin.

„Ich sah es wohl,“ sagte Jakobi.

„Die Arbeiter haben unter der guten Gartenerde, mit der wir die Dammgrube gefüllt, viel Lehm und Thonerde gefunden,“ sagte Wolfgang. „Ich ließ sie hinausschaffen. Dort liegt sie.“ Er deutete in den Winkel der Halle.

„Und Ihr habt niemanden dabei ertappt?“ fragte Schlüter.

„Nein.“

Der Oberbaudirector ging rund um den Ofen herum. Er besichtigte genau jede Stelle. Jetzt waren die drei Männer zur andern Seite des Ofens gekommen. Die Arbeiter sahen sie nicht mehr.

„Es ist kein Geist,“ sagte Schlüter leise, „der Euch störte, Jakobi. Eine Bosheit bereitet sich gegen uns vor — wir werden bedroht — ich sage es Euch. Wolfgang,“ fuhr er fort; „wie sind Eure Gesellen jetzt? könnt Ihr ihnen trauen?“

„Ich sollte es meinen,“ sagte Wolfgang.

„Wie viel wohnen hier im Hause?“

„Vier Mann,“ antwortete Jakobi.

„Welche sind es?“

„Fromann, Heß, beide sind Deutsche — Hulst ist ein Holländer — Alquist ein Däne.“

„Hm,“ machte Schlüter. „Ihr könnt allen trauen? — dem Dänen traue ich nicht. Ich erinnere mich seiner — er hat ein tückisches Gesicht.“

Jakobi lächelte schwermüthig. „Ihr wollt durchaus auf natürlichem Wege alles erklären,“ sagte er. „Es war eine scheußliche Erscheinung — ich sag's Euch.“

Schlüter hatte sorgfältig in dem Raume umhergeforscht. „Diese kleine eiserne Thür führt zum Bastion — ich weiß es. Von da aus sind nur wenige Schritte bis zum Wasser — wenn ein Böswilliger durch diese Thür käme, uns an dem Ofen oder der Form einen Streich zu spielen?“

„Diese Thür ist stets verschlossen,“ sagte Jakobi.

„So nehmen wir an,“ entschied der Meister lachend, „es war ein Dämon — den wollen wir fortbeten. Mit Gott, meine Freunde.“ Er besichtigte wieder den Ofen, stieg auf die Galerie der Dammgrube — sah die Gußrinne, die Roste genau an. Die beiden andern folgten ihm. Sie bemerkten nicht, wie von oben herab, zwischen dem Balkenwerk der Halle ein Gesicht niederschaute — tückisch und häßlich, wie es Schlüter beschrieben. „Von Morgen früh an laßt das Metall in dem Ofen zergehen. Es ist, wie ich Euch sagte. Ihr habt alles gethan, was Menschenkraft und guter Wille thun können — also denn ans Werk. Beginnt von morgen früh an zu feuern — und,“ setzte er leise hinzu, „wachet über alles. Ich traue den bösen Leuten keine Macht — aber genug bösen Willen zu. Jetzt laßt uns noch einmal die Reifen prüfen.“

In diesem Augenblicke erschien ein kurfürstlicher Diener. Er verneigte sich vor Schlüter und sagte: „Seine kurfürstliche Gnaden lassen dem Herrn Oberbaudirector einen Gruß entbieten und sagen: wie kurfürstliche Gnaden Herrn Schlüter heute um die Mittagszeit

in Lützenburg zu sehen wünschen, wohin Seine Gnaden sich zu Ihrer Frau Gemahlin, der gnädigen Kurfürstin begeben. Es werde dem Herrn Oberbaudirector wohl bekannt sein, was kurfürstliche Gnaden für Pläne zu sehen wünschen."

„Ich werde mich einstellen," sagte Schlüter.

Der Diener ging.

„Es ist Zeit, daß ich heimkehre," sagte Schlüter. „Ich muß die Zeichnungen ordnen. Der Kurfürst hätte mir eine größere Gunst erwiesen, wenn er mich in das hiesige Schloß bestellt hätte. Ich bin nicht gern gesehen in Lützenburg. Lebt wohl, Jakobi — Wolfgang. Wenn die Metalle recht im Flusse sind — dann laßt mich's wissen." Er verließ die Halle.

„Ich muß heut einen Gehilfen mitnehmen, zum Vorlegen der Pläne — zum Weisen mit dem Zirkel — ei — es soll Kurt sein. Ich will den Höflingen in Lützenburg meinen adligen Schüler zeigen — das wird Aufsehen machen. Sie sind nur gewöhnt daran, die Cavaliere mit Uniform oder Staatskleid zu erblicken — laß sehen, welche Augen sie machen werden, wenn ein Edelmann mit dem Zirkel und dem Stift in den Händen unter sie tritt." — — —

* * *

Die Glocke am Hause der Berchholz wurde also gezogen und statt des Freiherrn trat Martin, der Diener Schlüters herein. Kurt schreckte bei dem Anblicke des Dieners ein wenig auf — er sah in dessen Hand einen Brief, der, wie der Junker sicher wähnte, herbe Vorwürfe des Meisters enthielt. Martin überreichte das Schreiben „mit einem Gruße des Herrn Oberbaudirectors."

Hastig erbrach Kurt das Schreiben.

„Des Kurfürsten Gnaden," so lautete der Inhalt, „haben mich auf heute nach Lützenburg zu befehlen geruht, um die Pläne für den Umbau des rechten Flügels durchzugehen. Es gereichet mir zur absonderlichen Freude, Sie aufzufordern, mich bei solcher Fahrt und Präsentation begleiten und meinen Famulus abgeben zu wollen. Ich erwarte Sie in meinem logiament und bitte um Antwort durch Martin. Wie immer Ihr Schlüter."

Kurt sagte sogleich zu — aber als Martin das Gemach verlassen hatte — ging er unruhig vor der Mutter auf und nieder. „Ist es nicht ein seltsames Verhängniß," rief er, „daß mich heute gerade Schlüter mit sich nach Lützenburg ruft? ich treffe mit dem Werneck sicherlich dort zusammen — ich sehe die Sidonie."

„Fasse Dich, mein lieber Sohn — wir müssen uns mit dem Vater einen," sagte Sybilla. „Er wird den Freiherrn gefunden — er wird ihm vorgestellt haben —"

Die Thür des Zimmers öffnete sich wieder, und keuchend taumelte der Freiherr in das Gemach. „Er — ist — schon fort, hinweg nach Lützenburg — ich fand ihn nicht mehr," stöhnte er. „Ich kam zu spät — die Geschichte ist nicht mehr zu verbergen — Werneck eilt zur Kurfürstin." Er lehnte ermattet sein Haupt zurück.

„Ich werde auch in Lützenburg sein," rief Kurt.

„Wie? Du?" stotterte der Freiherr betroffen.

„Ich fahre hinaus mit dem Oberbaudirector — ich werde mit Werneck zusammentreffen — ich werde ihm ohne Scheu sagen, daß ich Sidonie nicht lieben — nicht ehelichen kann."

Der Freiherr schnellte empor. „Nein — nein," rief er in so schmerzlich zornigem Tone, wie er ihn selten anschlug. „Es ist kaum zu fassen, daß ein Mensch sein Glück also mit Füßen treten sollte — geh in Dich, Kurt."

„Nimmermehr!“ rief dieser, den die scheinbare Nachgiebigkeit des Vaters kühner gemacht hatte. „Nimmermehr! o — mein Vater: Kurt von Berchholz läßt sich nicht verkaufen.“

„Aber das Glück — das Geld?“

„Ich bin traurig, mein Vater, daß ich Euch nicht zu solchem Glücke verhelfen kann — und doch wollte ich es — Ihr selbst habt dieses Opfer nicht angenommen.“

„Gut denn,“ rief der Freiherr. „Es sei — aber eine Heirath mit der Maurermeistertochter — das ist über meine Gutmüthigkeit, das ist zu viel. Ich sage dazu nicht ja — nein —.“ Er ward roth vor Zorn im Gesichte, und die sonst gutmüthigen Augen funkelten beinahe. Kurt sah, daß er nicht weiter gehen könne — er schwieg, drückte der Mutter die Hand und begab sich auf sein Zimmer.

„Ich weiß nicht — wie die Sache zuging — wie sie steht,“ sagte mit zorniger Stimme der Freiherr zu Sybilla. „Aber ich werde mir Aufklärung verschaffen und ein ernstes Wort mit diesem Hofmaurermeister reden — o, das Glück ist bald entschwunden —“

„Unser Sohn will die Werneck nicht,“ sagte Sybilla kurz und fest. „Und Du kannst ihn nicht zwingen.“

„Ich bin kein Mann von Thatkraft, wie Werneck,“ rief unmuthig der Freiherr, „sonst träte ich anders auf — Werneck fackelt nicht lange — dessen Kind darf keinen Willen haben. Sidonie denkt auch nicht an Widerspruch — sie würde nicht einmal wagen, den Gedanken an eine andere Liebe zu hegen — weil sie weiß: ihr Vater will und denkt anders. Werneck hat sich sein Kind nicht über den Kopf wachsen lassen — er ist ihrer sicher.

Das Dejeuner bei Eosander.

Auf dem seit dem Regierungsantritte des Kurfürsten ansehnlich erweiterten, neubebauten und mit dem Namen Friedrichsstadt belegten Theile von Berlin zogen sich schon verschiedene Straßen hin. Sie waren, wie die meisten neu angelegten Straßen, theilweis durch Gärten unterbrochen, innerhalb deren die Gebäude lagen.

Eine dieser Straßen war die im Jahre 1695 bereits angelegte Behrenstraße, nach dem talentvollen Ingenieur Behr benannt, der hier an der Ecke ein schönes Haus erbaut hatte, welches an der „Potsdamerbrücke" lag — es ist die heutige Charlottenstraßenecke — sie führte ihren damaligen Namen von der alten Brücke, die vor Anlegung der Friedrichsstadt hier über den Spreegraben lief. Ueber diese Brücke ging ehemals der alte Weg nach Potsdam.

Aehnlich wie die Behrenstraße war die „französische Straße". Sie hat ihren Namen von den ersten französischen Flüchtlingen erhalten, die sich hier anbauten, hieß aber zur Zeit unserer Erzählung nur theilweis „französische Straße". Die letzten Ausläufer der Straße, welche gegen die Spree zu lagen, hießen: „Am französischen Kirchhofe." Hinter dieser Stelle war ein freier mit Bäumen besetzter Platz, auf welchem ein ansehnliches Gebäude ziemlich einsam stand. Es lag ungefähr da — wo heute der große Bau des Telegraphenamtes sich erhebt. Das Haus war ganz im Styl der Zeit erbaut, und ziemlich neu.

In einem sehr geräumigen Zimmer, dessen Fenster auf den Spreegraben und über diesen hinweg nach dem Friedrichswerder sahen, war eine Tafel servirt. Geschirr, Gläser und Bestecke, Tisch=

wäsche und Aufsätze waren im besten Geschmacke und in feinster Weise ausgeführt. Silber, Krystall und das schönste holländische Leinenzeug bildeten eine höchst wohlgefällige Zusammenstellung. Im übrigen war das Zimmer ganz im französischen Style möblirt. Hochlehnige Stühle, wie sie die Altvordern besaßen — erblickte man gar nicht, dagegen jene breitsitzigen Sessel mit den Lehnen in Fächer- oder Walzenform, welche eigens dazu bestimmt waren, die weiten Roben der Damen und die von Sammet und Stickerei starrenden Röcke der Herren bequem aufzunehmen. Utrechter Teppiche und Vorhänge, ein Spiegel, ein breiter, mit geschweifter Lehne und weitausgebogenen Füßen versehenes Sopha, verschiedene Tische nebst Fußbänken — prächtige Ueberzüge von großgeblümtem Stoffe vollendeten die Einrichtung.

An den Wänden hingen einige werthvolle Oelgemälde — aber neben diesen eine große Anzahl trefflicher Kupferstiche in Rahmen. Sie stellten meist Landschaften und Städteansichten dar, doch sah man auch eine ganze Reihenfolge von Stichen: „die Thaten des Julius Cäsar" veranschaulichend. Sämmtliche Stiche waren, wie die Marken auf den Blättern den Stichkenner belehrten, Werke des berühmten Matthäus Merian, zu Frankfurt am Main dereinst geboren.

Es war augenscheinlich, daß die Inhaber der Wohnung oder des Hauses eine Gesellschaft erwarteten, denn einmal waren auf dem Schenktische bereits viele Flaschen und Krüge aufgestellt, dann aber schwebte ein feiner Bratenduft durch das Haus — endlich hatten die beiden, im Zimmer anwesenden Personen sich in eine sehr elegante Gesellschaftstoilette geworfen. Eine dieser Personen ist uns vollkommen bekannt. Es ist der Hauptmann Herr Eosander von Goethe. Die andere Person ist eine Dame in noch jugendlichem Alter.

Sie war nicht schön zu nennen; wenngleich ihre sehr graziöse Gestalt auch dem verwöhntesten Auge wohlgefallen mußte, so war das Gesicht nicht regelmäßig genug, um Anspruch auf Schönheit machen zu können. Es zeigte aber den Ausdruck großer Klugheit. Die Augen blickten höchst geistvoll, der große Mund ward von einem liebenswürdigen Lächeln umspielt, und die sehr stark gebogene Nase verlieh dem Gesichte der Dame ein gewisses energisches Gepräge. Die Dame hatte übrigens sehr feine und elegante Bewegungen, auch besonders schöne Hände. Ihre Toilette war einfach — aber reich. Eine weite Robe aus perlgrauer Seide umgab ihre schlanke Gestalt. Eine kleine Mütze aus brabanter Kanten, welche über der Stirn fächerartig aufstiegen — bildete den Schmuck ihres Hauptes, dessen üppige Haare sehr sorgfältig durch das Eisen und die Hand des Friseurs geordnet waren.

Herr Eosander und seine Gattin — denn das war die interessante Dame — befanden sich in lebhafter Unterhaltung. Diese Unterhaltung ward einige Male abgebrochen, wenn ein Diener im Zimmer erschien, um irgend etwas auf den Schenktisch oder die Tafel zu setzen.

„Ma chère," fuhr Eosander eben fort, „Du kannst mir freilich Vorwürfe machen, aber Du wirst doch selbst eingesehen haben, daß zum Avanciren mehr nothwendig ist, als die meisten Leute glauben?"

„Mein lieber Friedrich," entgegnete die Dame sehr ruhig und den Gatten kaum von der Seite ansehend. „Ich billige Ausgaben — gewiß. Diese Zeiten erfordern dergleichen, und Du mußt Dich zeigen — aber — ich meine doch wohl, diese Depensen müßten eingetheilt werden — ich habe das Vermögen meines Vaters nicht in Händen — ich hänge von ihm ab — und sonst — —"

„Ah — sprich nur weiter," fiel Eosander ein. „Sprich nur

weiter, Du willst sagen: Schaffe Geld — suche Du selbst mehr einzubringen — ich, ich allein bringe bis jetzt Opfer — gewiß — o Du hast recht, allein, mon enfant, das habt Ihr in Frankfurt wohl gewußt, daß ich erst Stellungen erringen muß, und ich denke: ich stehe gut genug. Mein Gehalt könnte besser sein — certainement, aber ich beginne meinen Lauf auch erst. Ein Mann, den der Fürst in Italien ausbilden ließ, den er angestellt, zum Hofarchitekten ernannte — einen solchen Mann kann der Fürst nicht fallen lassen. Nun, mon enfant, wenn ich erst auf der Höhe bin, dann werde ich dem Papa gern die Auslagen erstatten."

Er wendete sich verdrießlich ab. Die Gattin blieb in ihrer Zimmerpromenade stehen.

„Friedrich," sagte sie streng, „von Erstatten zu sprechen ist eine Beleidigung. Ich bin die Tochter Matthäus Merians, des Nachkommen der berühmten Künstler, und ich habe den ganzen Stolz meiner Familie geerbt. Dieser Stolz, mon cher Fréderic, gebietet mir wohl, die glänzende Stellung, welche hier von uns beansprucht wird, erringen zu helfen — und wenn ich Dich, den ich wirklich liebte, heirathete — so gehört, was mein Vater mir gibt, Dir so gut wie mir. Von Erstatten darf daher nicht die Rede sein. Ich will eine Stellung erringen — ich will den Damen gleichstehen, die sich aufblähen, ohne wie ich ein Recht dazu zu haben — aber, mon ami: alles mit Verstand. Du willst zu schnell es den Ersten hier im Lande gleich thun — plötzlich, aus der Luft kommt Dir ein Gedanke — ohne jede weitere Ueberlegung schaffst Du Feste, Ueberraschungen — Du machst Ausgaben und Präsente an Leute, welche Dir nützen könnten, ohne zu berechnen. Ich kann die Früchte des Fleißes, die mein Vater erntete, nicht lediglich für ein üppiges Leben hingeben sehen."

Der Gatte preßte die Lippen aufeinander.

„Ich darf Dir nicht Unrecht geben,“ sagte er, „aber wir wollen schnell zum Ziele kommen, dazu ist es nothwendig, daß wir uns diejenigen gewiß machen, welche uns nützen — helfen können Das geht nicht ohne Aufwand. Bin ich da angelangt, wohin ich kommen will — so werde ich ganz ohne Hilfe des cher papa sein können. Die Leute helfen mir das größte Hinderniß aus dem Wege räumen — —“

„Andreas Schlüter,“ sagte die Gattin, indem sie vor Eosander stehen blieb und ihn mit ihren großen, klugen Augen recht durchdringend anschaute. „Ist das zu Recht bestehend? Ist das edel?“

Eosander senkte betroffen das Haupt.

„Schlüter ist ein Genie,“ fuhr seine Frau fort; — „er ist eine Leuchte der Kunst — ein Vorbild für die Guten und Eifrigen und Ihr seid seine Gegner? warum? weil er mehr ist, als die andern — weil er sich nicht zu den kleinlichen Schmeicheleien, dem Bücken und Neigen vor hohlen Größen verstehen will. Ihr könnt das Genie des Meisters nicht verdunkeln, erreichen, also greift Ihr es an — sucht durch kleinliche Dinge dem Großen zu schaden — bemäkelt seinen Ruhm — o es will mir nicht gefallen, daß meines Vaters Werk — jenes große berühmte Lexikon und Buch der Ereignisse, das meine Vorfahren schufen — das Theatrum Europaeum, welches bestimmt war, die Verdienste großer Männer der Nachwelt aufzubewahren — daß jenes Buch durch Dich und einige Männer Deines Anhanges benützt wird — dem Unbedeutenden, der hohlen Größe einen Weltruf zu bereiten. Ihr thut ein schweres Unrecht — und ich fürchte: das ist noch nicht alles — es wird eine Zeit kommen, wo das Buch der Merians die Festung sein wird, aus deren Wällen auf Männer von Ruhm und Ansehen ver=

nichtende Geschosse geschleudert werden — ich will dem Vater das vortragen — ich mag es nicht dulden."

Eosander befand sich der charaktervollen Frau gegenüber in tödtlicher Verlegenheit.

„Margarethe," begann er nach einer Pause, „ich sehe, daß Du die Welt nicht kennst. Ich bin weit entfernt, Schlüters Genius läugnen zu wollen, aber er steht nicht mir allein — er steht vielen im Wege."

„Den Kleinlichen — den Talentlosen."

„O, nicht doch. Es geschieht oft genug, daß ein Talent sich nicht entfalten kann — weil es nicht zur Geltung kommt. Schlüter will allein herrschen. Er ist ein Mann, der sich gleich einem römischen Dictator jeder Ansicht, jedem Vorschlage anderer entgegenstemmt und solchen zum Schweigen bringt."

„Dem Guten gegenüber handelt Schlüter gewiß nicht also."

„Doch — er soll übrigens nicht verdrängt werden — nur soll er andern auch eine Bahn offen lassen, dabei — wenn das zu erringen gilt, kann man nicht immer den geraden Weg wandeln," er sprach schneller und eindringlicher, als wolle er der Gattin keine Zeit zur Erwiderung lassen. „Jetzt habe ich einen solchen Weg offen vor mir. Es wünscht der Kurfürst einen Portalbogen durch mich — am Schloßhofe erbaut zu sehen — ich wäre dann ein Concurrent Schlüters — alles, meine ganze Zukunft hängt davon ab — denke Dir, ma chère, dieses Glück — diese Ehre — gewiß — gewiß hast Du recht: es ist eine Ehre, mit Schlüter in Concurrenz zu sein — ist es etwas Unrechtes? wie? — wenn ich meine Kräfte mit einem solchen Manne, wie er ist, messen will — kann das alle Welt nur loben — aber würde ich zu solchem Kampfe kommen können, wenn Schlüter allein gebieten dürfte? gewiß nicht. Es be-

darf fremder Hilfe, um in die Schranken treten zu können, und deshalb nur arbeite ich mit gewissen Freunden. Hier," fuhr er fort, auf die Tafel deutend, „hier erwarte ich den Grafen — den Finanzrath Kraut. Kraut hat uns Gelder verweigert, die zu dem Bau nothwendig sind — wenn wir Kraut gewinnen, dann ist die Sache gemacht — ich darf mit Schlüter — neben ihm am Schloßbau wirken — o Margarethe, Du bist eines Künstlers Tochter, begreifst Du nicht, daß der Ehrgeiz, daß der Drang nach Ruhm verzehren können? Ist es Dir nicht klar — offen vor Augen, daß ich jeden Weg einschlagen muß, um mindestens das Recht zu erstreiten: mit Schlüter kämpfen zu dürfen? wirst Du nicht mit Stolz erfüllt sein, wenn neben den Werken des berühmten Meisters ein Werk Deines Gatten sich erhebt, das den Vergleich nicht zu scheuen hat?"

Margarethe vermochte darauf nichts zu erwidern — sie nickte mit dem Haupte und reichte Eosander die Hand. Der Hauptmann nahm einen Anlauf — er hielt Margarethens Hand fest in der Seinigen und zog die liebenswürdige Gattin an sich.

„Sei mir Fürsprecherin bei dem Vater," sagte er. „Ich bedarf wohl seiner Hilfe wieder einmal."

„Geld?" seufzte die Gattin.

„Ja — es soll ein entscheidender Schritt gethan werden — ich bin genöthigt ein großes, kostbares Geschenk zu machen."

„Die Fürsprache soll damit erkauft werden."

„Bin ich erst am Werke, dann will ich nie wieder — —".

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen unten vor dem Hause.

„Still jetzt — es ist Wartenberg," sagte Eosander, „laß uns ihm entgegengehen.

Margarethe nahm ihre gute Laune zusammen. Sie fühlte sich immerhin geschmeichelt, daß der mächtige Graf zu ihrem Gatten

kam. Sie ging mit Eosander, dem hohen Gaste entgegen. Wartenberg war schnell die Treppe hinaufgeeilt, er befand sich schon im Vorzimmer. Galant küßte er der Frau von Goethe die Hand.

„Es sind schon einige Wochen her,“ sagte er die Dame führend, „daß ich Sie nicht sah.“

Man war in einen Salon getreten, der neben dem Speisezimmer lag.

„Ich besuche nur wenig Gesellschaften, Herr Graf,“ sagte Margarethe.

„Leider! Sie sind retirée, Theuerste. Meine Gattin hat es innig bedauert — daß man Sie so selten erschauen kann. Ihr Gatte ist viel verschwenderischer mit seinen gesellschaftlichen Talenten.

„Er hat deren mehr als ich.“

Wartenberg hatte Platz genommen. Eosander trat zu ihm — Margarethe saß ihm gegenüber.

„Also eine so besondere Ueberraschung erwartet uns?“ fragte der Graf.

„Ich habe mir erlaubt, Euer Gnaden einmal wieder eine Einladung zu senden. Treffliche Seekrebse — einen ausgezeichneten Wein — ich habe dem Herrn Finanzrath Kraut ebenfalls eine Invitation gesendet.“

„Die er sicherlich nicht ausgeschlagen hat,“ lachte der Graf.

„Nein — er wird kommen — aber er hat vorher noch wichtige Geschäfte.“

„Sollten diese Geschäfte ihn in die Nähe eines gewissen Rosses führen?“

Margarethe lächelte. „Auch ich hörte schon davon sprechen,“ sagte sie.

„Kraut ist für einen Finanzbeamten zu leichtfertig," sagte der Graf.

„Ah — der peinliche Herr Kraut?"

„Er vergißt seine Stellung, glauben Sie mir — —"

„Bitte — eine kleine Geduld, Herr Graf," sagte Eosander. „Ich höre Geräusch drunten." Er eilte zum Fenster. „Richtig, der Finanzrath steigt aus seiner Sänfte."

Kraut war bald im Salon. Er begrüßte Margarethe und den Grafen.

„Ich war ganz erstaunt," sagte er sichtlich verlegen, „daß ich so plötzlich diese Einladung erhielt. Ich kann leider solchen Genüssen nicht widerstehen. Herr von Eosander weiß trefflich zu locken."

„Zu Tische, wenn ich bitten darf," sagte Margarethe.

Man nahm Platz an dem Frühstückstische, der sich schnell genug mit den ausgesuchtesten Leckereien und Delikatessen bedeckte. Kraut war einer der berühmtesten Weinkenner, ein Gourmand, der die theuersten Dinge für seinen Magen nicht gut genug hielt. Er schwelgte vollständig in den ausgezeichnet schönen und trefflich bereiteten Speisen. Sein hageres Gesicht, auf welchem ein starrer Ernst lagerte, schien sich zu runden, und Heiterkeit strahlte aus seinen, ein wenig tief liegenden Augen. Eosander unterließ nicht dem Finanzrathe brav einzuschenken. Kraut schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge — er verstieg sich so weit, daß er ein Lebehoch auf Margarethe ausbrachte. Die Unterhaltung drehte sich um Stadtneuigkeiten, Hofereignisse und dergleichen Dinge.

„Wissen Sie schon," rief Kraut, „daß wir ein neues Ehepaar am Hofe sehen werden? Der Freiherr von Werneck verheirathet seine Tochter mit dem jungen Kurt von Berchholz — dem Schüler des Herrn Schlüter."

„Es ist also doch wahr?“ fragte Margarethe. „Das freut mich. Die Familie ist eine sehr treffliche.“

„Sie meinen die Berchholz?“

„Ich hörte nichts von den Wernecks.“

„So — so — es ist nur seltsam, daß die Heirath auf Befehl — nach Testament stattfindet.“

„Ja,“ sagte Wartenberg, „ich hörte davon.“

„Der junge Berchholz wird nun wohl die Zirkel und Stifte bei Seite legen.“

„Sie glauben, Herr Graf?“ fragte Margarethe.

„Gewiß. Ein Edelmann, der zu Vermögen kommt, darf wohl nicht mehr den Bauconducteur spielen. Man überläßt das den Unbemittelten.“

„Meinen Sie nicht, daß die Kunst dem Adel gleichkommt? Meinen Sie nicht, daß ein adliger Künstler doppelt hoch steht?“ sagte Margarethe, den Grafen scharf ansehend. „Wer waren denn die ehemaligen Baumeister des Schlosses?“ fuhr sie fort, „und hat mein Gemahl, als ein Edelmann, nicht ebenfalls die Baukunst studirt?“

„Ja — das ist wohl richtig, ma chère,“ sagte der Graf ein wenig verlegen, „aber dieser junge Mann — der Berchholz ist nur aus — wie soll ich sagen — aus Noth zur Kunst gegangen. Mon dieu — die Familie besaß nichts — er mußte arbeiten. Ihr Gatte — mon ami Eosandre — ging aus Leidenschaft zur Kunst — nicht wahr? er bedarf keiner weiteren Nöthigung. Es wäre außerdem — so meine ich — Seiner kurfürstlichen Durchlaucht höchst unlieb, wenn Edelleute, welche Mariagen mit Hoffräuleins aus distinguirten Familien schließen, auf Baugerüsten umherklettern oder Zeichnungen machen.“

„Herr Graf,“ rief Margarethe, erzürnt sich erhebend. „Ich bin die Gattin eines Edelmannes, der sich Künstler nennt — ich bin aber die Tochter eines Künstlers, welche dem Edelmann ihre Hand reichte. Blicken Sie um sich — dort an den Wänden sehen Sie die Erzeugnisse des Fleißes und des Talentes der Meinigen — es wird wenig distinguirte Familienmitglieder geben, die bekannter im deutschen Lande und weiter hinaus sind, als die Angehörigen der Merians, und ich bedaure herzlich, wenn Seine Durchlaucht die Edelleute zurücksetzen, welche mit Reißbrett und Stiften ihren adligen Namen noch berühmter zu machen suchen.“

Sie erhob sich schnell. Ihre Wangen glühten — der Busen wogte heftig. Sie war in großen Eifer gerathen — der Gedanke: daß die Gattin des Grafen aus dem Nichts zu einer unverdienten Stellung empor gekommen war — das hatte Margarethe besonders erregt. Künstler waren in den Augen Wartenbergs eine Menschenklasse, die nur zur Ausnutzung ihrer Talente für Leute von des Grafen Art vorhanden waren — das ertrug die Tochter Merians, des Nachkommen der berühmten Künstler- und Buchhändlerfamilie nicht. Eosander erhob sich bestürzt — er wollte seine Gattin aufhalten, die schon aus dem Zimmer gerauscht war.

„St — mon ami — lassen Sie doch madame,“ sagte schnell der Graf auf Kraut deutend, der so eben die Scheere eines Hummer präparirte. „Ich nehme das nicht übel. Wir müssen jetzt ans Werk gehen — die Sache drängt.“

Kraut lachte vor sich hin. „Madame von Goethe ist ein wenig heftig,“ sagte er.

„Es geht so,“ fiel Wartenberg ein; „wenn man sich von den Frauen alles vorschreiben lassen will — dann kommt man nicht weit — also achte niemand auf dergleichen Reden —“

„Es ist wahr,“ fiel Eosander ein, „aber meine Gattin hat ein treffliches Herz. Die Zukunft des jungen Berchholz interessirte sie.“

„Bah — er wird schön seinen Tag machen.“

„Und der Vater der schönen Werneck arbeitet an dieser Heirath?“

„Gewiß. Zum Feste der Kurfürstin soll sich das neuverlobte Paar schon der grande société präsentiren. O — dieses Fest wird herrlich werden — ich freue mich sehr darauf,“ sagte Eosander.

„Allerlei Genüsse — die ausgesuchteste Gesellschaft — Ihre trefflichen Dekorationen, Bessers Arrangements — die Sängerin d'Alikan.“

Kraut ließ Messer und Gabel sinken.

„Eine schöne Person,“ fuhr der Graf fort, „aber gefährlich. Der Kurfürst ist erfreut, sie für seine Oper gewonnen zu haben, doch fürchtet er ihr Verbleiben.“

„Wie so?“ fragte Eosander.

„Weil diese Sängerin noch überall, wohin sie kam, Unheil stiftete. Man sagt, sie habe in Wien einige Cavaliere in die größten Schulden gebracht. In Würzburg, wo sie nur in der Kirche sich hören ließ, soll der Finanzverwalter eines großen Spitales — ein Mann, der bisher unbescholten war — sich zu kühnen Griffen in die Kasse haben verleiten lassen, um der Sängerin Präsente zu machen.“

Kraut stöhnte.

„Sie wissen,“ fuhr Wartenberg ruhig fort, „daß Seine Durchlaucht, unser gnädiger Herr, sehr ungern so etwas erleben möchte.“

„Eh donc — die Huldigungen darzubringen steht jedem frei.“

„Ja wohl — aber wenn — wie es da in Würzburg geschah

— ein Beamter so glänzende Präsente macht, wenn obenein verheirathete Leute sich in dergleichen Aventuren einlassen, so erregt das Verdacht."

Kraut erhob den Kopf. Er war in größter Verlegenheit. Er hatte schon aus der Unterredung bei dem Kurfürsten gemerkt, daß die beiden Herren seine Beziehungen zur d'Alikan kannten. Kraut war ein sehr gewandter Mann. Trotz der Zahlen, die er neben seiner oft schwelgerischen Lebensweise sehr eifrig protegirte, hatte er sich doch einen klaren Blick für alle gesellschaftlichen und außerordentlichen Verhältnisse und Ereignisse bewahrt. Eine kurze Ueberlegung genügte ihm, sich selbst zu sagen, daß diese Einladung nur deshalb geschehen sei, um die Geldbewilligung für Eosanders Bau, die Kraut vor kurzem noch verweigerte, durchzusetzen, ihm abzudringen, und daß dieser Kampf damit hinaus auf des Kurfürsten Ungnade und die gefährliche Liaison des Finanzmannes geführt werden solle. Kraut kam daher seinen Angreifern zuvor, indem er sich, halb lächelnden Antlitzes erhob und mit fester Stimme sagte:

„Meine Herren, Sie brauchen sich weiter keine besondere Mühe zu machen. Sie wollen, daß ich dem Kurfürsten die Gelder für den neu projectirten Bau des Herrn von Eosander, unseres liebenswürdigen Wirthes, verschaffe — wenn ich mich weigere, so wollen Sie Seiner Durchlaucht und meiner Familie die Aventüren, die Geldausgaben und Verhältnisse eines Finanzbeamten — das heißt *meine* Verhältnisse — in einer Art von Anklage vorbringen und mich, was Ihnen, Herr Graf, nicht schwer werden dürfte durchzusetzen, in Ungnade fallen lassen."

Eosander und Wartenberg schwiegen — endlich sagte der Graf:

„C'est ça, mon ami! wir müssen das Geld haben — wer nicht für uns ist — ist wider uns."

„Und ich bin Ihnen für das offne Geständniß verbunden," sagte Kraut. „Gegen Ihre Gattin — gegen die Gräfin von Wartenberg würde ich nicht auf die Dauer mit Erfolg streiten können. Es sind wichtigere Männer als ich durch Ihre Macht beseitigt worden," setzte er bissig hinzu. „Nur würden Sie, messieurs, in eine arge Verlegenheit kommen — setzte man mich ab, denn Sie können sich nicht verhehlen, daß ich in Wahrheit der Geldbeschaffer des gnädigen Herrn bin, und wenn trotz meines guten Willens, trotz meiner Ersparnisse die Mittel nicht ausreichen, der Hofjude Liebmann also noch für besondere Fälle herangezogen wird, so ist das kein Vortheil für die kurfürstlichen Kassen, denn die Liebmanns verstehen es trefflich, die Schulden des gnädigen Herrn bis in das Große anwachsen zu lassen. Es werden, wie Sie sich selbst in meiner Gegenwart überzeugten, dem Kurfürsten kostbare Dinge: Steine, Preziosen und ähnliches verhandelt — eine baare Zahlung erfolgt nicht immer — und es ist eine bekannte Sache, daß die Forderungen steigen, wenn der Gläubiger selten baares Geld erhält. Beseitigen Sie mich also — dann wird Ihnen das Geschäft sehr schwer gemacht werden — auf Ihr Wohl, Herr Eosander," setzte er hinzu, dem Hauptmann zutrinkend.

Die beiden Herren waren betroffen — der Graf aber lenkte die Unterhaltung schnell genug in ein sicheres Geleise.

„Wer spricht von beseitigen," sagte er, „wir haben Sie freundschaftlich geladen, um Ihnen, was an einem anderen Ort viel schwieriger gewesen wäre, unsere Wünsche noch einmal recht dringend ans Herz zu legen."

Kraut warf die Serviette, welche er in der Hand hielt, bei Seite und erhob sich ein wenig.

„Meine Herren," sagte er mit halblauter Stimme, „Sie waren — Verzeihung — Sie waren da im Begriffe, eine kleine oder große bêtise zu begehen, indem Sie die Sängerin d'Alikan, ein sehr liebenswürdiges Wesen, für welches ich mich aus Theilnahme an ihren künstlerischen Erfolgen interessire, durch die Angriffe auf meine Person ebenfalls in große Verlegenheit bringen, ja sie vielleicht stürzen wollten. Ich kann Ihnen mit kurzen Worten die Versicherung geben: daß ich vollkommen geneigt bin, Ihnen, Herr Eosander, zur Erringung einer neben Schlüter selbst geachteten Stellung, zur Stellung eines Rivalen und Concurrenten des Schloßbaudirectors behilflich zu sein, indem ich Seiner Durchlaucht die Gelder für den projectirten, unter Ihrer Leitung zu vollendenden Bau schaffen werde, aber eben so offen bekenne ich Ihnen, daß Sie diese meine Bereitwilligkeit besonders der regen Theilnahme verdanken, welche die Sängerin d'Alikan für Sie, Herr Eosander, an den Tag legt. Sie ist es gewesen, die mich heute, ehe ich Ihrer Einladung nachkam, mit Bitten bestürmte, jedes Ihrer Projecte, Herr Eosander, recht wesentlich zu fördern, und das ist ein Zeichen edler Gesinnung der Demoiselle d'Alikan, die sehr wohl weiß, daß sie Ihnen die Stellung als Sängerin des kurfürstlichen Hofes zu danken hat."

Eosander schwieg sehr betroffen. „Dieser Gregorio hat für mich gewirkt," murmelte er leise. „Er ist fest an mich gekettet — ich an ihn."

Wartenberg reichte dem Finanzrathe mit freundlicher Geberde die Hand. „Ich wußte es, daß Sie uns nicht verlassen würden," rief er.

„Es ist nicht leicht," warf Kraut ein, „diese neue, jetzt so plötzlich auftauchende Forderung zu befriedigen, — es knüpfen sich außerdem andere Dinge an die Erfüllung. Ich kenne den unternehmenden Geist des Herrn Eosander — diesen zu Schlüters Concurrenten machen, heißt Schlütern fast stürzen — es wird ein Kampf beginnen."

„Ich scheue ihn nicht," sagte Eosander dreist. „Aber es muß mir ein Feld eröffnet werden, auf welchem ich meinem Gegner überhaupt ein Treffen liefern kann; wenn ich nicht neben ihm wirken, wenn ich keine Gelegenheit finden kann, meine Arbeiten neben die seinigen zu stellen, werde ich natürlich im Nachtheil bleiben."

„Schlüter steht sehr fest," warnte Kraut. „Sie wissen, daß er ein ungeheures Kunstwerk zu schaffen im Begriffe ist. Der Guß der Reiterstatue des hochseligen Kurfürsten naht der Vollendung Gelingt diese Riesenarbeit, welche dem Stolze unseres Herrn, und ganz gerechter Weise schmeichelt, dann hat Schlüter einen neuen, festen Stein im Brette."

Eosander zitterte vor innerer Erregung so heftig, daß die Gabel, welche er spielend in der Rechten hielt, gegen den Teller klirrte.

„Es ist wahr," sagte er, „wenn alles gelingt, dann ist Schlüter unerschütterlich."

„Und bis jetzt gelang ihm alles," fiel Wartenberg ein. „Man muß es gestehen — nur ein entschiedenes Mißlingen wird ihn in den Hintergrund drängen."

„Oder eine an sich kleine Sache," sagte Kraut. „Unser Herr ist ein wahrhaft nobler Charakter — wir wissen das. Er kann die größten Vergehen, die offenbarsten Fehler in bedeutenden Dingen

und Geschäften verzeihen, dagegen ist oftmals eine Kleinigkeit genügend, den Fehlenden in die größte Ungnade zu stürzen. Der Kurfürst betrachtet sich — und ich sage wieder: mit vollem Rechte — als einen Souverain, der zwar heute noch den Kurhut trägt, dem aber schon längst die königliche Krone gebührte — was seiner Würde, seiner längst angenommenen königlichen Machtgewalt in den Weg tritt, ist seiner Ungnade gewiß. In diesem Bewußtsein der Würde, welche ihm sicher bald auch äußerlich zu Theil wird, kann er großmüthig wie der Mächtige, — große Beleidigungen verzeihen — kleine Verstöße aber, welche seiner Würde Eintrag thun könnten, die Verweigerung eines Begehrs — das Hindern irgend einer kleinen Sache, welche der Kurfürst nach seinem Willen und Wunsche geordnet sehen möchte — die unbedeutendste Beeinträchtigung des äußerlichen Glanzes, der seinen Hof umgeben soll — würden hinreichen, par exemple, Herrn Schlüter zu stürzen — viel eher zu stürzen, als es durch ein mißglücktes Unternehmen geschehen könnte. Wenn Sie gegen den sehr unbequemen Schlüter wirken wollen, Monsieur Eosander, dann müssen Sie dahin trachten, des Schloßbaudirectors Handlungen in geraden Widerspruch mit denen des Kurfürsten zu bringen — eine scheinbar kleinliche Sache muß das gute Einvernehmen erschüttern, muß den Kurfürsten ärgerlich, gereizt werden lassen gegen den Günstling. Sind Sie so weit, dann muß ein größeres Unternehmen Schlüters zum Scheitern gebracht werden — ein Unternehmen, dessen Mißlingen nicht nur beweist, daß Herr Schlüter auch fehlen kann — das zugleich auch durch jenes Mißlingen dem Glanze des Hofes, des kurfürstlichen Namens keinen absonderlichen Vortheil bringt. Noch mehr wird das wirken, wenn der Kurhut einem höhern Machtemblem gewichen ist.“

Wartenberg hatte den Rath mit stiller Bewunderung betrachtet. Er sagte sich: wie gefährlich ein solcher Mann war — der neben seinem scharfen, zur Intrigue befähigten Verstande auch noch über die Geldmittel verfügen konnte.

„Ich beneide Sie, lieber Rath, um Ihre Begabung und die große, sowie genaue Kenntniß der Verhältnisse.“

„In den vergangenen Zeiten hat man viel gelernt. Der Sturz mächtiger Gewalthaber — wie Danckelmann — Schöning — ward möglich gemacht, und die Arbeiter an solchen Werken geben prächtige Lehrmeister ab.“

Er verneigte sich boshaft gegen Wartenberg, der viel zu raffinirt in dergleichen Dingen war, um den Beleidigten zu spielen.

„Kommen wir nicht von der Sache ab,“ sagte er lachend. „Es wird also durch Ihren Beistand Geld geschafft werden, um den Bau des Herrn Eosander ermöglichen und demnach Herrn Schlüter einen Rivalen setzen zu können.“

„Es soll geschehen,“ sagte Kraut. „Ich setze voraus, daß kein unvorhergesehenes Ereigniß dazwischen kommt, welches mir mit eiserner Gewalt die Verpflichtung auferlegte, Gelder für andere Zwecke schaffen zu müssen — Sie wissen, messieurs, so etwas ist leicht an unserm Hofe möglich — ein reizendes Project, welches in Verbindung mit des Kurfürsten hochfliegenden Plänen steht, genügt, um die Beschaffung großer Geldmittel zu fordern, und es schwebt genug in der Luft — das brauche ich dem Grafen von Wartenberg nicht erst zu sagen, der ein Intimus Seiner Durchlaucht genannt wird.“

„Allerdings,“ sagte der Graf. „Es schwebt genug in der Luft — aber die Gelder für das große Ereigniß werden bereit sein —

wir wissen schon, woher sie genommen werden. Ein Zwischenfall, welcher große Geldopfer, bedeutende Zahlungen erheischte? Ich wüßte nicht, woher diese Forderungen, von wem sie kommen sollten — das ist undenkbar — also mein bester Rath, halten Sie das Geld für Eosanders Prachtbau bereit — und wir wollen an eine kleine Gesellschaftsintrigue denken, welche den Prologus zu der grande Comédie oder Tragödie bilden soll, in der Herr Schlüter eine undankbare Rolle spielen wird. Auf Gelingen unserer Pläne," rief er, ein Glas erhebend. „Wir werden heut noch uns alle in Lützenburg treffen — auf dem eigentlichen champ de bataille. Was irgend wie geschehen kann — das geschehe bald."

Sie stießen an.

„Das Fest wird großartig," sagte Kraut. „Ich kann es ermessen, denn die Ausgaben werden bedeutend. Es ist besonders wichtig, weil die Kurfürstin alle Gesandten, deren Gattinnen und auch die hier anwesenden Fremden von Rang zum ersten Male in Lützenburg empfängt. Sie werden mit der gnädigen Gräfin die Gesellschaft beehren?" sagte Kraut mit schneidender Stimme.

Er rächte sich an Wartenberg, denn er wußte genau, daß stets ein heftiger Streit bei Hofe entstand, wenn es sich darum handelte, die Gräfin von Wartenberg in einer Gesellschaft erscheinen zu lassen, die durch Adel und Stellung, Verdienst und Talente hoffähig war. Der Stoß saß auch wirklich. Wartenberg stand schnell auf.

„Sie kennen die Verhältnisse viel zu genau," zürnte er, „als daß ich noch länger läugnen sollte. Ja, mein Herr Rath, das ist die Sache, die Demüthigung, welche ich der Kurfürstin nie vergessen werde — nie, nie! Sie hat meine Gemahlin, die Freundin des Herrn, des Gebieters, stets mit remarquabler Verachtung behandelt. Als ich endlich nach langem Harren die Einladung zum Feste im

Berliner Schloß für meine Gräfin erhielt, machte ein mysteriöser Zwischenfall, den sicherlich Danckelmann angestiftet, eine boshafte Intrigue, das Eintreffen der Gräfin zum Empfange bei der Kurfürstin unmöglich. Seit jenen Tagen ist es nur sehr selten mir, dem Freunde des Gebieters, gelungen, die Erlaubniß für meine Gattin: bei Hofe erscheinen zu dürfen — zu erwirken. Ich bin überzeugt, zu jenem glänzenden Feste wird meine Gattin wiederum mit keiner Invitation bedacht werden."

„Sie können sich darauf verlassen, daß die Gräfin nicht geladen wird," sagte Kraut ruhig.

Wartenberg stieß ein Glas so heftig gegen die Tischplatte, daß es zerbrach.

„Pardon, lieber Eosander," rief er. „Ich gerathe gleich in heftige Mouvements, wenn ich auf dieses Thema komme — und doch: was will die Kurfürstin? Eine Mariage, die ihr nicht zusagt? weil ich die Gattin eines treuen Dieners des Kurfürsten zu der Meinigen erhob? Es gibt genug Mesalliancen hier am Hofe — es können noch verschiedne andere hinzukommen. Die Kurfürstin ist eine Freundin sogenannter poetischer Ehebündnisse — ganz gegen den Willen ihres Gatten — nun ich weiß es wohl: Die Gnädige meint, die Neigung des Gatten theile dieser zwischen Sophie Charlotte und der Gräfin von Wartenberg — o — allerdings: der Kurfürst achtet meine Gattin — er erbittet ihren Rath — ihre Gesellschaft. Aber das beschränkt sich auf jene kleinen Zusammenkünfte, die theils im Garten des Schlosses, theils in der Galerie stattfinden — ich schätze mir das zur Ehre. Schlimm genug für uns, daß die Welt, daß die Kurfürstin solchen harmlosen Dingen böse Deutung gibt — Sie sehen ja selbst, Herr Rath, daß ich nicht alles durchsetzen kann; ich bitte um Ihre Hilfe für einen Freund."

Kraut zuckte die Achsel — „Die große Welt denkt anders. Man hält die Gräfin seit Danckelmanns Sturz für sehr einflußreich. Geld — stampft niemand aus dem Boden, daran scheitern alle — aber andre Dinge machen sich wohl leichter," sagte Kraut. „Uebrigens denkt die Kurfürstin nicht im Ernste an näheres Verhältniß des Kurfürsten zur Gräfin, doch — werden Sie die Menge nicht auf andre Gedanken bringen — ja," er blickte die beiden recht verächtlich lächelnd an. „Ja — es geht sogar ein seltsames Gerücht.

Wartenberg und Eosander horchten hoch auf.

„Nun?" fragte der Graf gespannt.

„Es geht das Gerücht," fuhr Kraut langsam fort, sich an der Spannung der Herren weidend, „daß sogar die große Kunst Schlüters, seine Erfindungsgabe in Bezug auf Ideen absonderlicher Art in Anspruch genommen werden solle, um dem verderblichen und mächtigen Einflusse Ihrer erhabnen Gattin auf Seine Durchlaucht der großen Welt zu offenbaren."

Der Graf erbleichte vor Zorn und Besorgniß — er fürchtete nichts mehr, als die öffentlichen Angriffe.

„Wa—wa—s sagen Sie da?" stammelte er. „Man wollte in der That — wie soll ich das verstehen? Schlüters Kunst gebraucht? wie? um meiner Gemahlin ein öffentliches Scandalosum zu bereiten? Höre ich recht?"

„Ich bitte, Herr Graf, um Discretion," sagte Kraut hastig. „Ich weiß nichts Bestimmtes. Ich hörte nur so durch Besser, Ilgen und von noch andern Seiten."

„Aber wie? was?" sagte Eosander. „Man könnte doch erfahren —"

„Wie?" sagte Kraut. „Ja — das ist die Frage — aber ich denke mir, man könnte darauf antworten: Setzen Sie den Fall,

Herrn Schlüters Erfindungsgeist brächte irgend ein Gebilde hervor — eine in Stein oder Metall gemeißelte — oder gegossene Allegorie — eine Darstellung, welche etwa in Form eines Reliefs oder sonst wie gebildet, die Gräfin als triumphirende Favoritin den Augen der scandalsüchtigen Menge vorführte — ich meine nur so, lieber Graf," sagte Kraut mit immer steigender Wonne im Blicke, der die Freude verrieth, welche der boshafte Rechenmeister dabei empfand, daß er seinem Peiniger Hieb auf Hieb versetzen konnte.

„Ja — ja. Sie haben recht — ganz recht," fiel Wartenberg ein. „Und dieser Schlüter ist ein hochgefährlicher Mensch — ein Mensch, der seine kleinen Talente mißbraucht."

Eosander frohlockte — ein so prächtiges und für ihn glückliches Frühstück hatte er noch nie arrangirt. Es war ein Glück, daß die charaktervolle Margarethe, seine Gattin, der ganzen Unterhaltung fern blieb, und Eosander horchte eifrig, ob sie sich nicht etwa nähere — sie kam jedoch nicht.

„Ein sehr gefährlicher Mann," fiel Eosander ein — gerade seiner Talente wegen. Die große Welt lauscht auf Schlüters Gedanken — gerade in der Allegorie ist er stark. Sehen Sie seine Arbeiten am Zeughause — an den Decken im neuen Schloßbaue und in verschiedenen Kirchen — was kann er nur im Schilde führen?"

„Wir müssen es erfahren," sagte der Graf, heftig auf und abgehend, während Kraut nach seinem guten Werke eine Seespinne verschmauste.

„Ich suche es herauszubekommen," sagte Eosander. „Vielleicht durch die Kurfürstin selber — sie will mir wohl — und mag den herrschsüchtigen Schlüter nicht, es ist mir vielleicht vergönnt, dem Anstifter des geheimen und doch bald öffentlichen Angriffes auf die Spur zu kommen."

„Dieser Monsieur Schlüter soll es büßen,“ knirschte der Graf, dessen kleinliche Rachsucht schon in vollen Flammen loderte. „Wir wollen ihn bald aus dem Wege räumen — heute schon beginnen wir. Des Kurfürsten Mißbehagen durch kleine Chosen erregen — wie Kraut empfahl — dann sofort diesen infamen Gedanken: des Kurfürsten Macht und Selbstherrschaft lächerlich machen zu wollen — dem gnädigen Herrn mitgetheilt, wenn wir Beweise haben — endlich dem Freunde hier das Geld verschafft, um den Bau mit dem des Rivalen zugleich beginnen zu können — dann räumen wir einen Feind aus dem Wege, der mächtig zu werden droht — das Geld ist die Hauptsache — wir werden es erhalten, wenn Sie, Kraut, zu uns stehen — ein Zwischenfall, der uns dieser Mittel beraubte und andre Ausgaben nöthig macht, ist nicht denkbar — oh — wenn ich nur wüßte, was diesen Schlüter bewog, einen Angriff gegen die Gräfin zu beginnen? stände er noch in Verbindung mit Danckelmann?“ fragte er leise.

„Es ist ihm das Furchtbarste,“ sagte Eosander zu sich selbst. „Ich habe ihn damit sicher — Gregorio muß helfen.“

Die Unterhaltung ward durch den Eintritt des Dieners gestört, der, ohne auf die Glocke Eosanders zu warten, ins Zimmer trat.

„Gnädiger Herr,“ sagte er. „Ein unerwarteter, aber wie es scheint hoher Gast, ist so eben in den Vorsaal getreten. Er müsse den Herrn Grafen sprechen.“

„Wer ist es?“ fragten alle.

„Der Herr nennt sich: Graf Maffei — er habe bereits bei Seiner kurfürstlichen Durchlaucht Audienz gehabt.“

„Maffei?“ riefen Eosander und Kraut, aber Wartenberg hatte schon das Zimmer verlassen, war hinaus in den Vorsaal

geeilt und kehrte mit dem alten Grafen zurück, den Eosander und Kraut mit großen Ceremonieen empfingen.

„Pardon," begann Maffei, „wenn ich störe. Ich hörte aber in Ihrem Palais, mon cher comte, daß Sie hier bei Monsieur Eosander wären und so eilte ich hierher."

„Reden Sie nicht von Störung, Herr Graf," sagte Eosander. „Sie erweisen mir eine hohe Ehre."

„Und sicherlich ist der Grund Ihres Hierherkommens ein so wichtiger, daß ich Ihnen im voraus schon dankbar bin für die Mühe," sagte Wartenberg.

„Es ist so," antwortete Maffei. „Ich kam hierher — um mit Ihnen, Graf, eine wichtige, eilige Sache zu besprechen — allein ich weiß nicht, ob ich jetzt — —"

Er deutete auf Kraut und Eosander.

„Beide Herren sind Freunde — amis intimes — gens honnêtes die ganz in unserm Interesse handeln werden —"

„Ich kenne Herrn Rath Kraut von bester Seite," sagte Maffei. „Herr Eosander ist Ihr Freund, Graf — eh bien, ich will also gleich sprechen, da die Zeit drängt."

Aufmerksam rückten alle näher — Eosander schloß die Thüren.

„Sie wissen, da Sie mit bei den Verhandlungen sind," begann Maffei, „daß die Entscheidung nahe ist, welche dem Kurfürsten die Königskrone bringt. Ich bin nun ausdrücklich von Wien hierher gesendet, um Seiner Durchlaucht im Namen kaiserlicher Majestät die Nachricht zu bringen: daß die Unterzeichnung des Krontractates in Wien nahe bevorsteht. Es hängt nur von einer Versammlung des Reichsrathes ab — dem kaiserliche Majestät diesen Ihren Entschluß: dem Kurfürsten die Königskrone verleihen zu wollen, vorlegen wird. Diese Versammlung wird nichts dagegen einwenden

können — alle sind gewonnen. Kouriere stehen bereit, um dem Kurfürsten die Nachricht zu überbringen, daß die Unterzeichnung stattfand. — Dennoch — —"

„Nun? dennoch?" fragte der Graf erstaunt.

„Dennoch wird der Kurfürst bis zum Acte der Krönung viele Widerwärtigkeiten überwinden müssen, wenn nicht bald gesorgt wird, daß jeder Widerstand schwinde. Ich bin genau von allem unterrichtet und habe Seiner Durchlaucht bereits empfohlen, einen geschickten Unterhändler — eine Persönlichkeit nach dem Haag zu senden, der man keine Bitte, keinen Wunsch verweigern kann. Es handelt sich darum, die Einwilligung der Seemächte und des Kurfürsten von Baiern zu erhalten — diese könnten einzig und allein die Sache gefährden, mindestens hinschleppen. Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern residirt als Gouverneur der Niederlande in Brüssel — von dort nach Loo ist nicht weit, um König Wilhelm von England für die Sache zu gewinnen."

„Allerdings," entgegnete Wartenberg. „Aber wen, Herr Graf, haben Sie sich als jenen Unterhändler gedacht, dem niemand widerstehen könnte?"

„Kurfürst Max Emanuel ist ein eleganter Kavalier — ein Mann, der schönen und geistvollen Damen keine abschlägliche Antwort ertheilen wird. Suchen Sie, Herr Graf, es zu vermitteln, daß als Unterhändlerin an den Kurfürsten und den König Wilhelm niemand anders gesendet werde, als Ihre Durchlaucht, die schöne und geistvolle Kurfürstin Sophie Charlotte."

Der Graf Wartenberg schnellte empor — Kraut sank vor Staunen in den Sessel zurück — Eosander starrte den Grafen an.

„Sie meinen wirklich, daß die Kurfürstin diese Reise machen würde?"

„Ich weiß durch das Fräulein von Pöllnitz viel mehr — die Kurfürstin ist von dem Einflusse des Baiernfürsten genau unterrichtet und wünscht sehnlichst, diese Reise in Gesellschaft ihrer Mutter zu machen — nur fehlt es zu solchem Ausfluge an Geld."

Kraut stöhnte.

„Geld," sagte Wartenberg. „Man müßte es der Kurfürstin schaffen."

Er überlegte schnell, welche Vortheile sich ihm bieten würden, wenn er der Gegnerin einmal als Helfender erschien — die Einladung seiner Gattin zum Feste — der Beistand der Kurfürstin bei allen späteren Veranlassungen war ihm sicher.

„Wie es scheint, waren Sie bereits sehr thätig, Herr Graf," sagte er zu Maffei.

„Ich habe hier viele Verbindungen — Sie wissen es. Die Kurfürstin würde Ihnen und jedem, der sich in dieser Sache ihr dienstlich erweist — zu großen Danke verpflichtet sein; sie kann die Reise aus ihren Mitteln nicht bestreiten, denn wie die Vertraute mir mittheilt, hat die Kurfürstin Schulden."

„Ich weiß es," sagte Wartenberg.

„Der Kurfürst," fuhr Maffei fort, „hat gewaltige Ausgaben für Bauten und dergleichen — endlich für die Erlangung und Behauptung der königlichen Würde zu machen, auf ihn kann Ihre Durchlaucht nicht rechnen. Es müßte das Geld bereit sein, und dem Kurfürsten müßten sofort bei dem Vorschlage die nöthigen Mittel gezeigt werden."

Wartenberg drehte sich jetzt nach dem Finanzrathe um.

„Sie haben eine glückliche Stunde getroffen, Herr Graf," sagte er. „Mindestens können Sie schnell Entscheidung haben, denn hier ist der Mann, der uns helfen kann."

Er deutete auf Kraut.

„Ich zweifelte nicht an der Macht des Herrn Finanzrathes Kraut,“ entgegnete Maffei.

„Nun, werther Rath?“ fiel Wartenberg schnell ein, dem der Kopf schon von allerlei Plänen glühte, der sich schon als den Vertrauten der Kurfürstin — seine Gattin als Gesellschaftsdame sah. „Nun, wie denken Sie über die Sache?“

„Ah, ich bin ein armer Beamter,“ sagte Kraut höhnisch. „Ich könnte leicht mit dem gnädigsten Herrn in Konflikte gerathen.“

Wartenberg ging zu ihm und reichte ihm die Hand, welche er verstohlen drückte. „Keine Scherze,“ sagte er. „Sie können helfen — Sie helfen der Kurfürstin. Wenn in der That einige böswillige Personen gegen Sie bei Hofe wegen — gewisser Dinge etwas anstifteten,“ flüsterte er leise. „Diese Bewilligung machte die Kurfürstin für immer zu Ihrer Freundin.“

Kraut blickte befriedigt auf. „Wohlan,“ sagte er. „Das tiefste Geheimniß muß auf der Sache ruhen. Ich werde die Gelder bereit halten — aber —“

Die Herren lauerten begierig seiner Entscheidung. „Etwas anderes ist es mit dem Versprechen von vorhin.“

Eosanders Gesicht ward sehr lang.

„Sie sehen,“ fuhr Kraut fort, „wie ich recht hatte. An unserm Hofe kommen die Ereignisse blitzschnell. Ich sagte: Jenes Geld, welches Sie für den bewußten Bau von mir erhalten wollten — kann ich nur dann schaffen, wenn kein neues, unerwartetes Ereigniß eintritt, welches meine Mittel anderweitig in Affection nimmt — dieses Ereigniß ist da. Entweder bewillige ich Ihnen, Herr Graf, das Geld für den von Herrn Eosander projectirten Bau — oder ich gebe es Ihnen für die Reise der Kurfürstin — wählen Sie.“

Wartenberg runzelte die Stirn — der Finanzmann war der Sieger — die beiden Herren hatten vergeblich auf ihn zu drücken versucht.

„Sie wollen also mit uns handeln?“ rief Wartenberg halb lachend, halb drohend, dem Rathe finstere Blicke zusendend.

„Ich muß,“ entgegnete Kraut, der recht gut wußte, daß er die Oberhand gewonnen hatte. „Ich muß eins von beiden fallen lassen.“

„Könnte nicht Liebmann —,“ wendete Eosander ein.

„Wenn Sie ein Pfandobject haben, welches Sie Herrn Liebmann für so große Summen geben können — dann freilich, dann haben Sie recht.“

Eosander schwieg — er hatte keine Sicherheit zu bieten — Wartenberg aber sagte:

„Es ist also abgemacht — die Kurfürstin muß die Summe erhalten — Sie werden zurückstehen, Freund Eosander, bis auf bessere Zeiten.“

Eosander neigte sich stumm — das Glück war mit Schlüter und wider den Hauptmann; die Möglichkeit, die ehrenvolle Arbeit mit dem berühmten Meister zu theilen, entschwand. Kraut frohlockte. Es war ihm mindestens gelungen, sich für die beabsichtigte Einschüchterung zu rächen — und er war es, den jetzt die Herren nothwendig brauchten.

„Ich bin zufrieden mit meiner Mission,“ sagte Maffei. „O ich werde Ihrer Durchlaucht zu wissen thun — —“

„Pardon,“ sagte Wartenberg jetzt kalt. „Das werden Sie nicht. Nur unter einer Bedingung werden wir dieses Ihr Project unterstützen: daß Sie uns handeln lassen. Ist die Sache entschieden — dann, Herr Graf, mögen Sie sich der Ehre der Erfindung ganz nach Belieben vor Ihrer Durchlaucht rühmen.“

Maffei neigte sich zustimmend.

„Es ist außerdem nicht so leicht, die Sache zu übernehmen — sie Ihrer Durchlaucht vorzulegen, zu delicat ist diese Sache, als daß man so mit der Thür ins Haus fiele."

„Aber — Eile ist nothwendig — Eile, Graf," mahnte Maffei, „wenn die Einwilligung des Kaisers in Berlin ist, dann muß die Kurfürstin mindestens schon unterwegs sein — sie muß eher in Brüssel eintreffen, als der bairische Herr die Nachricht von Wien erhält."

„Sie muß gleich nach dem Feste reisen," sagte Wartenberg. „Wer übernimmt es, der Kurfürstin die Mittheilung zu machen — es muß vorsichtig geschehen, weil der Kurfürst nichts von einer Abkartung erfahren darf."

„Ich will eilen, daß ich nach Lützenburg komme," sagte Maffei. „Wir treffen uns alle heut dort — nicht wahr?"

„Gewiß. Zur Nachmittagszeit sind wir dort," sagte Wartenberg."

„Und ich gehe — die Berechnung zu machen," sagte Kraut. „Das Geld wird bald genug verlangt werden."

„Halten Sie sich auf ein Plus bereit," flüsterte Wartenberg. „Die Kurfürstin wird Bedingungen machen."

Wartenberg und Eosander geleiteten die Herren hinaus, dann kehrten sie in das Speisezimmer zurück.

„Sie sind, mein Freund, um eine Hoffnung ärmer," sagte Wartenberg. „Aber Sie werden bald genug wieder heiter blicken."

„Ich bin freilich der Verlierende — aber wenn Euer Gnaden dadurch Vortheil haben — —"

„Hören Sie mich an. Dieser Schlüter hat, wie es scheint,

einen Bund mit meinen Feinden geschlossen. Haben Sie über die mystischen Andeutungen Krauts nachgedacht?"

„Gewiß."

„Ich meine, der gefangene Danckelmann hat die Hand im Spiele. Schlüter kann furchtbar gefährlich werden — er ist ein gefeierter Liebling des Kurfürsten — ich muß alles daran setzen, ihn zu stürzen, diesen Kanal zu verschütten, durch den meine Feinde leicht zum Kurfürsten hinter meinem Rücken, gelangen — mir schaden — mich vernichten können."

„Und Ihre Gattin? die Freundin des Kurfürsten?" wandte Eosander ein.

„Sie überschätzen den Einfluß, wie so viele es thun. Meine Gattin kann dem Schloßbaudirector gefährlich werden, wenn dieser eine Handlung begeht, die dem Kurfürsten die Galle ins Blut treibt — wenn ein großes Mißlingen die Gunst des Herrn dem Fehlenden entzieht — eher nicht. Schlüters Genie breitet auch um den Namen Friedrichs eine Glorie — Sie sehen, ich habe Ursache, Schlüters Fall zu wünschen."

„Nun?" sagte Eosander gespannt, „und dennoch haben Sie die Möglichkeit fallen lassen, mich als Concurrenten an Schlüters Seite zu stellen?"

„Es geht nicht. Die Kurfürstin muß befriedigt werden, das hängt mit meiner Stellung im neuen Königreiche dereinst zusammen. Aber Sie sollen weiter mit mir zufrieden sein — hören Sie. Die Kurfürstin hat Sie persönlich gern — sie würdigt Ihr elegantes, hofmännisches Wesen. Sie mag Schlüter nicht. Heute sollen Sie nach Lützenburg kommen, um die entworfenen Decorationen vorzulegen."

Eosander horchte hoch auf — Wartenberg kam mit einem Plane heraus.

„Wir wollen ein neues Bündniß schließen," fuhr der Graf leise fort. „Ich bin der Kurfürstin keine willkommene Persönlichkeit — ich darf ihr nicht in so delicater Sache nahen. Sie sollen den Unterhändler machen. Während Sie ihr die Pläne vorlegen, theilen Sie ihr auf geschickte Weise mit, daß ich Kenntniß von dem Wunsche der Gebieterin habe: die diplomatische Reise unternehmen zu wollen — daß ich bereit sei, ihr die Gelder zu schaffen. Eine solche Nachricht muß Sie, den Ueberbringer, doppelt willkommen machen, und Sie werden die Fürsprache der Kurfürstin erhalten, die mächtig genug ist, den Kurfürsten dahin zu bringen, daß er sein an Schlüter gegebenes Versprechen: ihm allein den Schloßbau anzuvertrauen — zurückzieht."

Eosander ward roth und blaß vor Erregung. Diese wichtige Mission ertheilte ihm der Graf, um das von Kraut ihm entzogene Geld und die zerstörte Hoffnung auf die Bauarbeit wieder einigermaßen auszugleichen.

„So viel Freundschaft, Herr Graf, hatte ich kaum erwartet," rief er.

Wartenbergs lauernder Blick ward von dem geschickten Eosander nicht bemerkt.

„Nur nicht zu hastig," rief der Graf. „O, mon cher, ich habe auch noch Bedingungen zu machen — Sie müssen für mich handeln."

Er faßte vertraulich einen Rockknopf Eosanders und spielte während des Folgenden damit.

„Die Kurfürstin wird hocherfreut sein über diese Aussicht, welche ich ihr eröffne," sagte er. „Fädeln Sie nun geschickt die

Bedingung ein, welche ich stelle. Sie ist einfach: Zu dem Feste in Lützenburg, zu jener Opern- und Ballfete, zu welcher alle Gesandten, alle Cavaliere von Bedeutung und deren Damen von der Kurfürstin geladen werden, erhält meine Gattin, die Gräfin von Wartenberg, ebenfalls eine Invitation Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht — weiter habe ich nichts zu verlangen. Es ist doch wahrlich keine große Forderung für eine so gewaltige Summe, wie es die sein wird, welche Ihre Durchlaucht die Kurfürstin zur Reise nach dem Haag und zu sonstigen Zwecken verlangen werden."

Eosander athmete auf. Er traute sich Gewandtheit genug zu, um den immerhin schwierigen Auftrag durchzuführen; es ward ihm klar, daß er sich neue Vortheile dadurch erwarb.

Die Kurfürstin war dem Unterhändler verpflichtet, er besaß ihr Vertrauen, und Wartenberg, der einst noch mächtigere Minister des künftigen Königreiches, hatte sich ihm ganz verpflichtet — wenn nun Schlüter noch einen Fehler beging, dann stürzt diesen vollends die Favoritdame, die Gräfin von Wartenberg, deren Gunst Eosander durch den Auftrag des Grafen sich ebenfalls erwarb und die er sich noch mehr gewiß zu machen im Begriffe stand — wenn er die geheimnißvolle Andeutung Krauts verfolgen — nutzen konnte! Welches war die Allegorie — die boshafte Anspielung auf die Wartenberg, die Schlüter im Geheimen vorbereitete und ausarbeitete, um auf die Gräfin eine öffentliche Verhöhnung oder den Spott der Menge zu werfen? sicherlich traf solcher Pfeil auch den Kurfürsten — und konnte Eosander diesen Angriff auf den Gebieter pariren, ihn als solchen klar und unzweideutig erweisen, dann war Schlüter verloren.

Voll von diesen Hoffnungen reichte er Wartenberg die Hand.

„Auf Wiedersehen heute noch in Lützenburg, ich werde alles nach Euer Gnaden Wünschen regeln.“

„Wir wollen einander helfen, und Sie werden den Grafen Wartenberg stets zum Freunde haben — au revoir.“

Er ging, von Eosander geleitet, bis zur Hausthür, wo die Kutsche ihn aufnahm.

„Alles geht nach Wunsch,“ frohlockte Eosander. „Jetzt könnte Gregorio helfen! Ich gebe auch den Schloßbau nicht auf — die Wartenberg muß mir das Geld vom Kurfürsten erbitten — Gregorio muß sich aufs Spioniren legen — er scheint gute Anlagen zu besitzen — die Sängerin hatte er wirklich bestimmt, für uns zu handeln — und der Guß der Statue —“ Er war an das Zimmer seiner Gattin gekommen — leise öffnete er die Thür. Margarethe saß in einem Sessel, ihre feinen Finger hielten eine Handarbeit, sie wendete ihr Haupt zum Gatten.

„Mein Engel,“ sagte Eosander, „es war nicht recht von Dir, — so die hohen Gäste zu verlassen.“

„Ich konnte diese Reden des Mannes der Schiffertochter nicht anhören — was thut's? mich hat niemand vermißt — ich blieb hier recht gern allein — hat mir doch während der Zeit der Postbote eine Nachricht gebracht, die mich hoch erfreute.“

Sie reichte Eosander ein Schreiben.

„Mein Vater kommt nach Berlin. Mit ihm kommt Tante Sybilla und ihre beiden Töchter Dorothea und Helena — also die drei berühmten weiblichen Reisenden. Sie waren in Holland und wollen nun nach ihrer Rückkehr von Surinam verschiedene Städte besuchen.“

„Ah — das ist schön — sehr schön,“ sagte Eosander, den Brief durchfliegend. „Das wird Aufsehen machen. Drei Damen,

die so weit über das Meer nach Surinam gegangen sind — die in den Wildnissen umherreisten — Gefahren trotzten, die zusammen ein naturhistorisches Werk geschrieben und mit den herrlichsten Bildwerken versehen haben — ein Werk, wie es zur Zeit noch nicht vorhanden war — Künstlerinnen mit dem Pinsel und dem Bleistift von großer Bedeutung."

„O — nur Künstlerinnen," sagte Margarethe leicht hin. „Wartenberg achtet sie wohl wenig."

„Margarethe," rief Eosander, „sprich nicht also. Deiner Familie Namen ist ein bedeutender. Die Merians sind Leute gewesen, welche Fürsten hohen Ruf verschafften. Ein Werk wie das Theatrum Europaeum ist eine Macht. Wartenberg würde sich freuen, wenn er in dem Buche einige Blätter für seine Person gewinnen könnte — alles ist für uns. Die Ankunft der Damen ist ein neuer Reiz, ein neues Interesse, welches sich an uns heftet."

Margarethe lächelte — sie sah, wie Eosander alles seiner Eitelkeit Schmeichelnde hoch hielt.

„Welch ein Aufsehen wird es geben!" fuhr er fort. „Die ganze Hofgesellschaft wird diese berühmten Frauen sehen wollen — Du wirst ebenfalls glänzen."

„Ich verlangte das nie," sagte Margarethe, „ich habe oft genug gesehen, wie die Großen meinem Vater schmeichelten."

„Und der Vater kommt mit," sagte Eosander. „Es ist trefflich. Er wird Berlin kaum wieder erkennen."

Er wendete sich ab, um seine Freude zu verbergen. „Ich muß das Geld von ihm erhalten," murmelte er. „Der Alte ist geschmeidiger als die Tochter. Ich muß diesem Gregorio die Summe zahlen."

Eosander küßte seiner Gattin die Hand. „Ich fahre heute noch nach Lützenburg hinaus," sagte er, „um der Kurfürstin die

Pläne zur Oper vorzulegen — heute Abend sehe ich Dich wieder."

„Gute Fahrt," sagte Margarethe. „Ich will nach Frankfurt schreiben."